Nach dem Leben gez. v. Augusta von Buttler — *Gest. v. K.A.*

Facsimile

Friedrich von Schlegel.

Fried. v. Schlegel's

1772-1829

sämmtliche Werke.

Zweite Original-Ausgabe.

Erster Band.

Wien.
Im Verlage bei Ignaz Klang.
1846.

Z 10251

6 V b5

ERZIEHER AKADEMIE
DER
ADOLF-HITLER-SCHULEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

(3851)

Vorrede.

Wir beginnen diese Sammlung mit dem Werke über die alte und neue Literatur, welches die Resultate meiner früheren, kritischen Arbeiten am vollständigsten enthält, und in allgemein verständlicher Klarheit vorträgt.

Wenn ich den Gegenstand dieses Werkes, nach dem ganzen Inhalte desselben, noch einmahl durcharbeiten sollte, so würde ich in einer mehr wissenschaftlichen Ordnung mit der orientalischen Literatur, mit den heiligen Schriften der Hebräer und den indischen Geisteswerken den Anfang machen, nebst dem, was wir von den Aegyptern und Persern wissen; und würde dann auch alles Uebrige und das Ganze überhaupt in Kapitel und Bücher, nach der classischen Weise der alten Schriftsteller eintheilen und strenger ordnen. Dieses war Anfangs meine Absicht bei dieser neuen Ausgabe. Nachdem ich mir aber überlegte, daß das Werk, durch diese veränderte Form und Ordnung, ein ganz anderes und neues werden würde; so konnte ich mich nicht dazu entschließen, indem diese Vorlesungen in mehrere andere Sprachen übersetzt, schon in ihrer bisherigen, ersten Gestalt, gewissermaßen ein Eigenthum des Publikums geworden sind; und das Werk auch, nach einer solchen, gänzlichen Umarbeitung sich vielleicht nicht mehr des gleichen Vortheils erfreuen würde, wie es ihn dem ersten, günstigen Eindrucke verdankte.

Die zahlreichen, kleineren und größeren Zusätze, wird man zur Vergleichung mit der früheren Ausgabe, am Schluß der Inhaltsanzeige angegeben finden.

Die nächstfolgenden Bände dieser Sammlung werden die früheren, ausführlichen, antiquarischen und kritischen Ausarbeitungen über einzelne Gegenstände der alten, mittleren und neueren Literatur enthalten, die als solche, in einem gewissen Sinne als eine Art von Commentar, oder doch als eine Reihe einzelner Excurse zu dem gegenwärtigen Werke dienen und betrachtet werden können.

Die historischen und philosophischen Schriften, alte und neue, werden eine andre und eigne Reihe bilden.

Die im Jahre 1809 erschienene Ausgabe meiner Gedichte, wird ebenfalls, doch erst später und mit neuen vermehrt, in dieser Sammlung ihre Stelle finden.

Wien, den 1. Mai 1821.

F. S.

Vorwort des Verlegers.

Die erste Original-Gesammtausgabe der Werke Fr. v. Schlegel's in zehn Bänden, (Wien 1822—1825) ist, in fünf Auflagen, vergriffen. Wiederholte Anfragen seit längerer Zeit, bestimmen die Verlagshandlung, eine neue zu veranstalten. Diese Thatsache allein würde hinreichen, auch wenn der berühmte Name des Verfassers nicht die sicherste Bürgschaft dafür wäre, zu beweisen, wie bleibend die Theilnahme von ganz Deutschland für diese Werke eines seiner geistreichsten Schriftsteller, wie zeitgemäß die Wiederauflage derselben sei.

Sie beginnt mit dem wichtigsten von Schlegel's Werken, welches seinen Ruhm vorzugsweise begründete: mit der Geschichte der alten und neuern Literatur *), enthält ferner: Studien des klassischen Alterthums, Kritik und Theorie der alten und neuen Poesie, Ansichten und Ideen von der christlichen Kunst, Romantische Sagen und Dichtungen des Mittelalters, Vermischte kleine Schriften und Gedichte,

*) Wir können hier nicht umhin, aufmerksam zu machen, daß diese ein Abdruck der zweiten verbesserten und vermehrten Ausgabe ist, die der Herausgeber des in Berlin bei M. Simion (Athenäum) in den Jahren 1841 u. 1842 erschienenen Nachdruckes nicht gekannt zu haben scheint. Dieser Nachdruck, der die erste Abtheilung zu Th. v. Mundt's Literaturgeschichte bilden soll, die übrigens in einem v. Schlegel's Werke ganz verschiedenem Sinne und Umfange gearbeitet ist, wobei also das letztere mehr als Empfehlungspaß und die erstere nicht als wahre Forksetzung anzusehen sein dürfte, ist nach der ersten, unvollständigen Ausgabe gemacht.

zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe (zweiter Abdruck) und bringt im Vergleiche mit der früheren Ausgabe mehrere und wichtige Bereicherungen.

Es erscheint hier nämlich die (der ältern nicht einverleibte,) höchst interessante Schrift: Ueber die Sprache und Weisheit der Indier, welche den lebhaftesten Impuls zu orientalischen Studien in unserem Vaterlande gegeben hat. Ferner: die Vorlesungen über die neuere Geschichte, (im Winter 1810); Philosophie der Geschichte, in 18 Vorlesungen, gehalten zu Wien im J. 1828; Philosophie des Lebens, in 15 Vorlesungen, gehalten zu Wien im J. 1827; und: Philosophische Vorlesungen, insbesondere über Philosophie der Sprache und des Wortes, geschrieben und vorgetragen zu Dresden im December 1828 und in den ersten Tagen des Jänners 1829.

Noch sind diese Vorlesungen, deren Gegenstände den Hauptinhalt von Schlegel's Streben und Wirken und den Glanzpunkt, seiner Laufbahn bezeichnen, in frischem Angedenken des Vaterlandes; noch ist der Eindruck gewiß Vielen gegenwärtig, den die Nachricht allgemein hervorbrachte: Die letztgenannten dieser Vorlesungen seien durch den plötzlichen Tod des berühmten Schriftstellers unterbrochen worden. Sie waren sein Schwanengesang. —

Zur Vermeidung von Mißverständnißen, ist nur zu erwähnen, daß, wie sich von selbst versteht, die, auch in der früheren Ausgabe weggelassenen zwei Werke: „Lucinde" und „Philosophische Vorlesungen aus den Jahren 1804 — 1806; herausgegeben von Windischmann, Bonn 1836 und

1837," auch dieser Ausgabe nicht einverleibt wurden, da der Verfasser selbst diese beiden Werke (in die von ihm in den Jahren 1822 — 1825 veranstaltete erste Ausgabe) nicht aufzunehmen für gut fand.

Um endlich nichts zu unterlassen, was dieselbe irgend bereichern und verschönern konnte, waren wir bedacht, auch das wohlgetroffene Bildniß des Verfassers, sein Facsimile, und seine Biographie, aus der Feder eines Mannes, der mit ihm in persönlicher Berührung stand, hinzuzufügen.

Möge unsere Bemühung im deutschen Vaterlande Anklang finden!

Wien, am 1. September 1845.

1827,*) auch diese Ausgabe nicht eingereiht wurden, da der Verfasser selbst diese beiden Werke (in die von ihm in den Jahren 1822 — 1826 veranstaltete erste Ausgabe) nicht aufzunehmen für gut fand.

Um endlich nichts zu unterlassen, was dieselbe irgend bereichern und verschönern könnte, waren wir bedacht, auch das wohlgetroffene Bildniß des Verfassers, sein Facsimile, und seine Biographie, aus der Feder eines Mannes, der mit ihm in persönlicher Berührung stand, beizufügen.

Möge unsere Bemühung im deutschen Vaterlande Anklang finden!

Wien, am 1. September 1843.

Geschichte

der

alten und neuen Literatur.

Vorlesungen,

gehalten zu Wien im Jahre 1812.

Zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe.

(Zweiter Abdruck.)

Erster Theil.

Sr. Durchlaucht

dem Herrn

Clemens Wenzeslaus Lothar

Fürsten

von

Metternich-Winneburg,

2c. 2c. 2c.

Sr. k. k. apostolischen Majestät Haus-, Hof- und Staats-Kanzler, wirklichem Staats- und Conferenz-Minister, auch Minister der auswärtigen Angelegenheiten 2c. 2c.

Ew. Durchlaucht

wage ich es, gegenwärtige Vorlesungen über die Literatur, auch in dieser neuen Bearbeitung unterthänigst zu überreichen. Es würde mir zu einer nicht geringen Freude gereichen, wenn das darin aufgestellte Gemählde von der Geistesbildung der merkwürdigsten Völker Europa's für **Ew. Durchlaucht** von einigem Interesse sein könnte. Ich dürfte alsdann hoffen, wenigstens einen Theil meiner Absicht erreicht zu haben. Denn mein vorzüglichster Wunsch war es, der großen Kluft, welche immer noch die literarische Welt und das intellektuelle Leben des Menschen von der praktischen Wirklichkeit trennt, entgegen zu wirken, und zu zeigen, wie bedeutend eine nationale Geistesbildung oft auch in den Lauf der großen Weltbegebenheiten und in die Schicksale der Staaten eingreift. Wenn nicht bloß Gelehrte und gewöhnliche Literaturfreunde, sondern auch solche Männer, welche diese großen Schicksale und Begebenheiten zu leiten berufen sind, meiner Darstellung einiges Interesse

und ihren Beifall schenkten; so würde es mir der beste Beweis sein, daß mein Versuch nicht ganz mißlungen ist. Mußte es schon in dieser Hinsicht sehr schmeichelhaft für mich sein, daß Ew. Durchlaucht erlaubt haben, Demselben dieses Werk zu widmen; so hat es in einer andern Beziehung einen noch ungleich höhern Werth für mich, indem ich dadurch die erwünschte Gelegenheit erhalte, jene Gefühle von Verehrung und Dankbarkeit an den Tag zu legen, mit welchen ich nie aufhören werde zu sein

Ew. Durchlaucht

unterthänig gehorsamster

Friedrich Schlegel.

Vorrede

zur ersten Ausgabe von 1815.

Es sind jetzt zwanzig Jahre verflossen, seitdem ich mit den ersten Versuchen über griechische Literatur und Geistesbildung hervortrat. So wenig die jugendliche Begeisterung, welche in diesen Versuchen herrschte, ihr Ziel in allen Stücken vollständig erreichen konnte, so fand dieses Unternehmen doch im Ganzen eine nicht ungünstige Aufnahme; ja allmählig, vermuthlich des guten Strebens wegen, was ihm zum Grunde lag, selbst bei den vortrefflichsten und ersten Männern dieses Faches, eine nachsichtsvolle Beurtheilung, und aufmunternde Zustimmung.

Nachdem ich auf diese Weise mehrere Jahre in einsamer Abgeschiedenheit ganz dem Alterthum gelebt hatte, fühlte ich mich, als ich mit jenem ersten Versuch in die Welt eingetreten war, nun auch von dieser, und von dem vielbewegten Zeitalter angeregt, und selbst in die Literatur desselben einzugreifen angetrieben, was theils in Gesellschaft mit meinem Bruder A. W. Schlegel geschah, theils auch von mir allein und auf meine eigne Weise. So verschieden aber war meine Denkart von der herrschenden, daß dieses Unternehmen, obwohl es nicht ohne Erfolg war, in Rücksicht auf die sehr merkbare Wirkung, die es hervorbrachte, doch

mehr geeignet war, Widerspruch und Tadel zu erregen, als mir Freunde zu erwerben.

Die Wirkung nach außen indessen hat bei mir den Fortgang der innern Untersuchung nie auf lange Zeit unterbrechen können, da die Befriedigung der eignen Wißbegierde mir immer das Erste blieb, und mehr galt als der äußere Schriftsteller-Ruhm.

Diese Wißbegierde führte mich dann ganz natürlich noch in einem späteren Alter, als man sonst wohl neue Studien zu beginnen pflegt, zu den orientalischen Sprachen, und besonders zu dem noch weniger bekannten Gebiethe der indischen. Die erste Ausbeute dieser Bemühung habe ich in der Schrift: Ueber die Sprache und Weisheit der Indier, vor sechs Jahren meinen Zeitgenossen dargelegt.

Während aller dieser literarischen Beschäftigungen zogen auch die Kunstwerke des Mittelalters, besonders die altdeutsche Poesie, Sprache und Geschichte meine Aufmerksamkeit und Liebe an. Dieß geschah zum Theil schon früher, vorzüglich aber in den letzten, seit **1802** verflossenen zwölf Jahren. Was mir in diesem Gebiethe ausgezeichnet Merkwürdiges, oder noch weniger Bekanntes auffiel, ist auch gelegentlich mitgetheilt worden; vieles Andere ist noch vorräthig, zum Theil auch bearbeitet, aber bis jetzt noch nicht zur Mittheilung gediehen.

So ist es denn gekommen, daß meine Arbeiten im Gebiethe der Literatur, der poetischen Kunstgeschichte und Kritik, eben wegen ihrer Mannichfaltigkeit und Verschiedenartigkeit sehr fragmentarisch geblieben sind. Schon lange war daher der Wunsch in mir entstanden, auch einmal eine systematische Uebersicht des Ganzen zu geben. Die in Wien vor einer zahlreichen Versammlung im Frühjahr **1812** gehaltenen

Vorlesungen, geben mir eine erwünschte Gelegenheit dazu, da ich sie ganz so aufgeschrieben hatte, wie sie auch wohl für das größere Publikum und für den Druck geeignet sein können. Ich darf mir wenigstens schmeicheln, daß Viele von denen, welche an meinen früheren literarischen Arbeiten über einzelne Gegenstände Antheil genommen haben, nun auch diese Darstellung des Ganzen nicht ungern aufnehmen werden. Und zugleich wird dieses vielleicht auch für solche ein Interesse von allgemeiner Art haben, denen die kritischen Untersuchungen über das Einzelne in meinen frühern Arbeiten weniger anziehend waren.

Eine eigentliche Literargeschichte, mit einer Fülle von wiederhohlten Citaten, oder biographischen Nachrichten wird man hier nicht erwarten. Meine Absicht war, und konnte keine andere sein, als den Geist der Literatur in jedem Zeitalter, das Ganze derselben, und den Gang ihrer Entwicklung bei den wichtigsten Nationen vor Augen zu stellen. Für ausführliche kritische Nachforschungen über einzelne Gegenstände, wie ich sie in andern Schriften häufig versucht habe, war hier zunächst der Ort nicht, wo es nur auf die Darstellung des Ganzen ankam. Doch wird man die Resultate solcher Forschungen oftmahls in der Kürze angegeben finden, da wo diese Resultate mir nicht bloß neu, sondern auch für das Ganze wichtig schienen. In der Charakteristik der bedeutendsten Schriftsteller, wird man leicht bemerken, daß ich oft und lange mit ihnen mich beschäftigt habe. Mußte irgendwo, des Zusammenhangs wegen, ein Werk erwähnt werden, welches mir bis jetzt noch unzugänglich war, oder auch minder bedeutende, die nur in der Masse zählen, so ist dieß in der Art, wie sie angeführt sind, hinlänglich angedeutet worden.

Wenn diese Darstellung der Literatur mehr von der Geschichte der Philosophie enthält, als man sonst wohl unter

jener Ueberschrift zu erwarten gewohnt ist, so darf man dieß nicht für einen Auswuchs, oder für zufällig halten; denn es hängt dieß auf das genaueste zusammen mit dem mir eigenthümlichen und in diesem Werke durchgehends herrschenden Begriff von Literatur, als dem Inbegriff des intellektuellen Lebens einer Nation. Auf keinen Fall wird man diesen Ueberfluß, wenn man es auch als solchen betrachtet, dem Werke zum Fehler anrechnen wollen.

Geschichte

der

alten und neuen Literatur.

Erster Theil.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Erste Vorlesung.

Einleitung und Plan des Ganzen. Einfluß der Literatur auf das Leben und den Werth der Nationen. Poesie der Griechen von der ältesten Zeit bis auf den Sophokles.

In den nachfolgenden Vorträgen ist es meine Absicht, ein Bild im Ganzen von der Entwicklung und dem Geiste der Literatur bei den vornehmsten Nationen des Alterthums und der neueren Zeit zu entwerfen; vor allem aber die Literatur in ihrem Einflusse auf das wirkliche Leben, auf das Schicksal der Nationen und den Gang der Zeiten darzustellen.

Es hat sich in dem letztern Jahrhundert besonders in Deutschland eine große Veränderung mit der Geistesbildung zugetragen, die wenigstens in Beziehung auf jenen Standpunkt glücklich zu nennen ist. Nicht als ob die einzelnen merkwürdigen Hervorbringungen und Versuche in der Kunst oder Wissenschaft ohne Unterschied lobenswerth, oder in allen Theilen gleich gelungen wären. Aber in Hinsicht auf die Verhältnisse der Literatur, die Behandlungsweise und Theilnahme, welche die Welt ihr widmet, den Einfluß auf's Leben und auf die Nation, den sie haben soll, ist die Veränderung durchaus zum Besseren und vortheilhaft gewesen, wie sie denn auch nothwendig war.

Ehedem war der Stand der Gelehrten ganz abgesondert von der übrigen Welt, und völlig getrennt von der gesellschaftlichen Bildung der höheren Stände, so wie diese selbst von der gesammten übrigen Nation getrennt waren. Unsere Keppler und Leibnitz schrieben größtentheils lateinisch; Friedrich der Zweite las, schrieb und dachte nur französisch. Die Muttersprache ward von den Gelehrten wie von den Vornehmen gleich sehr vernachlässigt. Die vaterländischen Erinnerungen und Gefühle blieben

entweder dem Volke überlassen, bei dem sich noch wohl hier und da einige, wenn gleich schwache und halbverstümmelte Ueberbleibsel aus der guten alten Zeit erhalten hatten; oder sie blieben der jugendlichen Begeisterung und den gewagten Versuchen einiger Dichter und Schriftsteller anheim g stellt, welche es zuerst unternahmen, einen andern Zustand der Dinge herbeiführen zu wollen. So lange diese aber nur einzeln standen und es allein unternahmen, konnte die jugendliche Begeisterung ihres Entwurfs nicht immer durch eine vollkommen gelungene Ausführung gerechtfertigt, und mit einem glücklichen Erfolg gekrönt sein.

Die erwähnte Trennung des gelehrten Standes, der gesellschaftlichen Bildung, und der übrigen Nation war der allgemeine Zustand in Deutschland in der ganzen letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, wie in der ersten des achtzehnten; und noch viel weiter hinaus dauerten diese Verhältnisse und ihre natürlichen Folgen im Einzelnen fort, wenn auch schon im Ganzen ein anderer Zustand und ein besseres Verhältniß sich vorbereitete und annäherte.

Die Zahl von ausgezeichneten Werken, oder doch merkwürdigen Versuchen und lobenswerthen Bestrebungen, welche besonders seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in deutscher Sprache immer mehr ans Licht trat, erregte endlich die allgemeine Aufmerksamkeit theils auf das viele bis jetzt verkannte Große, Gute und Schöne, welches Deutschland wohl schon ehedem besessen hatte, theils auf die innern Vorzüge der Sprache selbst, die Kraft, den Reichthum und die Biegsamkeit derselben; Eigenschaften, welche sie nie verläugnet, sobald sie nur auf eine ihrer Natur gemäße Weise behandelt wird. Je mehr die vaterländischen Erinnerungen und Gefühle wieder angeregt wurden, je mehr erwachte auch die Liebe zu der Muttersprache. Die dem Gelehrten und dem Gebildeten nothwendige Kenntniß der fremden, alten oder noch lebenden Sprachen war nicht mehr mit Vernachlässigung der Muttersprache verbunden. Eine Vernachlässigung, die sich immer an dem rächt, der sie ausübt, und niemals ein günstiges Vorurtheil für die Art und Allgemeinheit seiner Bildung oder Gelehrsamkeit erregen kann. Vielmehr kam die Sorgfalt, welche

man auf fremde Sprachen wandte, jetzt der Muttersprache selbst zu Gute. Alle fremde Sprachen, auch die noch lebenden mußten doch auf eine mehr wissenschaftliche Art erlernt werden, als die eigene. Dieß schärfte den Sinn für Sprachen überhaupt, man wandte diesen geschärften Sinn, der sich zuerst an fremden Sprachen geübt hatte, nun auch auf die eigene an, beim Hervorbringen wie beim Beurtheilen. Es entstand ein rühmlicher Wetteifer, zu ihren angestammten Vorzügen der Kraft und des Reichthums, ihr auch noch alle die andern Vorzüge anzueignen, durch welche die gebildetsten Sprachen des Alterthums und der neuen Welt sich auszeichnen.

Nicht bloß von der deutschen, sondern von der gesammten europäischen Literatur werde ich versuchen, ein Gemälde zu entwerfen. So darf ich denn hier schon vorgreifen mit der Bemerkung, daß im achtzehnten Jahrhundert auch in andern Ländern so wie in Deutschland eine ähnliche Veränderung der Literatur und eine Rückkehr derselben zum Nationalgeist sich zugetragen hat. Ich führe hier zur Erläuterung nur Englands Beispiel an. Auch in England war, in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, da es von den Folgen der Cromwell'schen Bürgerkriege geschwächt und fast abhängig darnieder lag, der Geschmack verwildert, sittenlos und dabei nachahmungssüchtig, ausländisch und unnational geworden. Die Sprache selbst war vernachlässigt, die großen alten Dichter und Schriftsteller fast vergessen. Nachdem aber durch eine glückliche Revolution die politische Selbstständigkeit von England wieder hergestellt war, erhob sich auch die Literatur wieder. Der ausländische Geschmack mußte weichen; mit verdoppelter Liebe kehrte man zu den großen Nationaldichtern zurück. Die Sprache ward auf's strengste und sorgfältigste gebildet, große Schriftsteller standen auf, und die Liebe und Sorgfalt für jedes Denkmal, jedes noch so kleine Ueberbleibsel der brittischen Geschichte und Vorzeit ist seitdem so fortdauernd gewachsen, daß man hierin dem Nationalgeist der Engländer fast nur den ruhmvollen Vorwurf einer zu ausschließenden Vaterlandsliebe machen könnte.

Die Trennung des gelehrten Standes und der gesellschaftlichen Bildung unter sich und von dem Volke ist das größte Hin-

derniß einer allgemeinen Nationalbildung. Müssen doch selbst die verschiedenen natürlichen Anlagen und Zustände des Menschen in einem gewissen Grade zusammenwirken, um die Vollkommenheit in den Hervorbringungen des Geistes zu erreichen, oder sie zu empfinden. Wo wäre wohl ein Werk wahrhaft vortrefflich zu nennen, wenn nicht die Kraft und Begeisterung der Jugend, und die Erfahrung und Reife des männlichen Alters gemeinschaftlich daran gearbeitet haben? Aber auch das Zartgefühl der Frauen darf von der Mitwirkung und dem Einfluß seines Urtheils auf Geisteswerke nicht ausgeschlossen werden, wenn diese in den Grenzen des Schönen bleiben, wenn der Geist einer Nation wahrhaft gebildet sein, ihr Sinn edel erhalten werden soll. Die Werke des Geistes können keinen andern lebendigen Boden haben, in welchem sie Wurzel schlagen, als zuerst die Gesinnungen und Gefühle, welche allen edel gearteten und Gott suchenden Menschen gemein sind, und dann die Liebe des besondern Vaterlandes und die Nationalerinnerungen des Volkes, in dessen Sprache sie auftreten, und auf welches sie zunächst wirken sollen.

Daß die Bildung des menschlichen Geistes einen Verein der verschiedenen Anlagen des Menschen, aller der Kräfte und Uebungen, die wir nur zu oft trennen und vereinzeln, erfordert, hat man wenigstens angefangen zu fühlen. Die Gelehrsamkeit des Forschers, und der schnelle Ueberblick, die sichere Entscheidung des thätigen Mannes, die ernste Begeisterung des einsamen Künstlers, und der leichte und rasche Wechsel geistiger Eindrücke, jene flüchtige Feinheit, welche man nur in dem gesellschaftlichen Leben findet, und finden lernt, sind in Berührung getreten, stehen wenigstens nicht mehr so getrennt wie ehedem, von einander.

Wie sehr aber auch in der neuern Zeit die Literatur in mehreren Ländern dadurch gewonnen hat, daß sie nationaler, auf's Leben einwirkender und selbst lebendiger geworden ist, das Uebel ist demungeachtet nicht ganz gehoben. In Deutschland sehen wir die Literatur, oder die Schule, und das Leben oft noch ganz getrennt, wie zwei abgesonderte Welten ohne Einfluß neben- und gegen einander da stehen, oder nur störend, von der einen Seite beunruhigend und verwirrend, von der andern hemmend und läh-

mend, auf einander einwirken. So geht jene ganze Mannigfaltigkeit von geistigen Kräften und Hervorbringungen, die wir unter dem Namen Literatur zusammenfassen, für die Welt größtentheils verloren, hat wenigstens bei weitem nicht den großen und wohlthätigen Einfluß auf den Menschen und auf die Nation, den sie haben könnte und haben sollte. Betrachten wir nur den Zustand der Literatur, besonders aber die Ansichten, welche über die Literatur und ihr Verhältniß zum Leben in der Welt meistens noch herrschend sind! Dem Dichter und Künstler wird es sogleich wie ein Vorrecht zugestanden, daß sie nur in ihrer Gedankenwelt leben, und leben dürfen, daß sie in die wirkliche Welt nicht passen; von den Gelehrten ist man es schon gewohnt vorauszusetzen, daß sie praktisch nicht brauchbar seien. Dem gewandten Redner mißtraut man eher, als der es in der Gewalt habe, die Wahrheit nach seinen Absichten zu biegen, uns zu täuschen und irre zu leiten. Daß die Philosophie ihr Zeitalter oft mehr irre leite und in die unglücklichste Verwirrung stürze, als wirklich aufkläre und in der Wahrheit erhalte, lehrt die Erfahrung und die Geschichte auch unsers Zeitalters. Durch die gegenseitigen Klagen und Beschwerden der Philosophen selbst, ist es auch unter den Laien allgemein bekannt geworden, wie häufig sie sich unter einander nicht verstehen. Daher hat sich denn die Meinung verbreitet, daß sie überhaupt auch in sich selbst nicht zum Ziel gelangen können, und nur selten recht entschieden wissen, was sie eigentlich wollen. Es ist aber Unrecht, das edelste Streben, was im Menschen liegt, das Streben nach Erkenntniß und Erforschung der Wahrheit dadurch lähmen und in Mißkredit bringen zu wollen, daß man nur immer an die mißlungenen Versuche und an die Schwierigkeit des Unternehmens erinnert. Zu wundern ist es indessen bei diesem Zustande nicht, wenn Männer, die stets mit den wichtigsten Verhältnissen und Gegenständen des Staats und des Lebens beschäftigt sind, die kleinen Streitigkeiten der Schriftsteller für ein bloßes Schauspiel halten, was weder sehr bedeutend noch anziehend ist. Selbst die zahllose Menge der Bücher hat bei den meisten Lesern einen solchen Ueberdruß erzeugen müssen, daß im Ganzen nichts unwichtiger, unbedeutender und überflüssiger erscheinen kann,

als ein neues Buch, wodurch die Menge der schon vorhandenen Bücher abermals um eines vermehrt wird. Ich habe es in dieser Schilderung schon stillschweigend eingestanden, daß die Schriftsteller, die Gelehrten, die Dichter und Künstler selbst größtentheils die Schuld tragen, von der Geringschätzung gegen die Literatur, welche in der Welt gewiß sehr allgemein verbreitet ist, wenn sie auch selten ganz deutlich ausgesprochen wird. Wären aber jene Vorwürfe, die man den Schriftstellern und ihren Werken gewöhnlich macht, auch allgemein gegründet und treffend, gäbe es nicht einzelne ehrenvolle Ausnahmen, gäbe es nicht Gelehrte und Geisteswerke, die in ihrem Verhältniß zur Welt überhaupt und zu ihrem Vaterlande und ihrem Zeitalter insbesondere, alle Forderungen erfüllen und in beiden Beziehungen ganz so stehen, wie sie stehen sollen; so würde man doch nicht umhin können, jene Geringschätzung im Allgemeinen tadelnswerth zu finden, weil sie über den Mißbrauch der Sache, die Sache selbst, die so groß und so wichtig ist, verkennt. Auch schädlich ist sie, weil sie die Trennung zwischen dem innern intellektuellen Leben und der praktischen Welt, zwischen der Schule und dem Staat, nur noch immer größer macht, und dauernd erhält, die nicht selten in bittere Feindschaft und endlich in gegenseitige Zerstörung und Unterdrückung ausartet.

Wie groß aber die Sache selbst nach ihrer ursprünglichen Bestimmung, wie wichtig die Literatur für den Werth und für die Wohlfahrt einer Nation sei, das ist wohl unzweifelhaft, klar und leicht zu entscheiden; wir mögen nun auf die innere Natur derselben, oder auf ihre vielfältigen Folgen und ihren großen Einfluß sehen.

Betrachten wir zuerst die Literatur selbst nach ihrem wahren Wesen, ihrem ganzen Umfang und ihrer ursprünglichen Bestimmung und Würde. Wir umfassen unter diesem Namen alle jene Künste und Wissenschaften, jene Darstellungen und Hervorbringungen, welche das Leben und den Menschen selbst zum Gegenstande haben, aber ohne auf eine äußere That und materielle Wirkung auszugehen, bloß im Gedanken und in der Sprache wirken, und ohne andern körperlichen Stoff in Wort und Schrift

dem Geiste darstellen. Dahin gehört vor Allem die Dichtkunst, und nebst ihr die erzählende und darstellende Geschichte; das Nachdenken und die höhere Erkenntniß, in so fern sie das Leben und den Menschen zum Gegenstande und auf beide Einfluß hat; Beredsamkeit und Witz endlich, wenn ihre Wirkungen nicht bloß im mündlichen Gespräch flüchtig vorübereilen, sondern in Schrift und Darstellung dauernde Werke bilden. Dieß alles umfaßt beinahe das ganze geistige Leben des Menschen. Was gibt es überhaupt nächst dem Geiste selbst, der sich in ihr enthüllt, wohl Größeres und dem Menschen als solchen mehr Eigenes und ihn Unterscheidendes, als die Sprache? Die Natur konnte den Menschen keine schönere Gabe verleihen als die Stimme, die zu jedem Ausdruck des Gefühls im Gesange fähig, durch ihre Biegsamkeit zu den künstlichsten Sonderungen und Verknüpfungen der mannigfaltigsten Laute, den Stoff herleiht zu dem künstlichen Gebilde der Sprache. Von Allem aber, was der menschliche Geist erfunden hat, ist die Schrift ohne Vergleich das Wunderbarste und das Wichtigste. Die Gottheit selbst konnte dem Menschen kein köstlicheres Geschenk machen, als das Wort, welches sie verkündigt, die Menschen eint und verbindet. So unzertrennlich ist Geist und Sprache, so wesentlich Eins Gedanke und Wort, daß wir, so gewiß wir den Gedanken als das eigenthümliche Vorrecht des Menschen betrachten, auch das Wort nach seiner innern Bedeutung und Würde als das ursprüngliche Wesen des Menschen nennen könnten. Denn der Mensch wird eben darum Gott ähnlich geachtet und in den heiligen Schriften ein Ebenbild des dreieinigen Schöpfers genannt, weil er mit einer Seele begabt ist, aus deren Tiefe und in deren Spiegel der Geist sich zum befruchtenden Worte des Lebens gestaltet.

Wenn wir jedoch in der näheren Anwendung Gehalt und Ausdruck, Gedanken und Wort noch allerdings unterscheiden und unterscheiden müssen; so findet dieß doch selbst in solchen abgeleiteten Verhältnissen beider nur da statt, wo entweder beide oder wenigstens das Eine dieser beiden Elemente nicht mehr ihre Bestimmung erfüllen. Gedanke und Wort, so wie sie ursprünglich Eins sind, dürfen selbst in ihrer mannigfaltigsten Anwendung nie

ganz getrennt werden, müssen immer und überall möglichst vereint und übereinstimmend bleiben.

Wie sehr nun auch diese beiden hohen Gaben, die eigentlich nur Eine sind, dieser höchste Vorzug des Menschen, der ihn erst zum Menschen macht, der Gedanke und die Rede, oft mißbraucht werden mögen; das tief eingeprägte Gefühl von der ursprünglichen Würde der Sprache und der Rede zeigt sich selbst durch die Wichtigkeit, welche wir ihnen in unsern gewöhnlichsten Urtheilen einräumen. Welchen Einfluß die Kunst der Rede im gewöhnlichen Leben, in den bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen auf unser Urtheil, welche Gewalt die Kraft des Ausdrucks über unsere Gedanken ausübt, ist überflüssig auseinander zu setzen. Eben so wie über die Einzelnen lassen wir uns auch in unserm Urtheil über die Nationen durch eben diese Rücksicht bestimmen, und sind gleich geneigt, diejenige Nation für die geistvollste und gebildetste anzuerkennen, welche sich am meisten klar und dem Zweck angemessen, bestimmt und angenehm ausdrückt. So daß wir hier sogar über den Vorzug, den wir der äußern Form und dem Ausdruck geben, nur zu oft die Rücksicht auf den innern Gehalt des Gedankens und des Charakterwerthes hintansetzen. Nicht bloß über die Einzelnen und die Nationen, die uns zunächst umgeben, und mit denen wir selbst leben, urtheilen wir so, auch auf andere weit von unserm Kreis entlegene, wird derselbe Maßstab angewandt. Nehmen wir z. B. jene Völker, die wir, weil wir sie wenig kennen, unter dem allgemeinen Namen der Wilden zusammen zu fassen gewohnt sind. Sobald der reisende Beobachter ihre Sprache versteht, pflegt sich auch das ungünstige vorgefaßte Urtheil über sie sehr wesentlich zu verändern. „Wilde, heißt es dann meistens, „Wilde sind es freilich, unbekannt mit unsern Künsten und unsern Verfeinerungen, so wie mit den übeln sittlichen Folgen derselben; aber einen gesunden, starken Verstand, einen oft bewundernswerthen natürlichen Scharfsinn kann man ihnen nicht absprechen. Aeußerst treffend, und nicht selten witzig sind ihre kurzen Antworten, kraftvoll und vielsagend und von der anschaulichsten Klarheit und Bestimmtheit ihre Reden." So ist man fast überall und in allen Verhältnissen des Lebens oder der erwei-

terten Weltkunde, gewohnt und geneigt, von der Sprache auf den Geist, von dem Ausdruck auf den Gedanken zu schließen. Doch dieß sind nur einzelne Urtheile über einzelne Gegenstände. Am besten zeigt sich die Würde und die Wichtigkeit aller jener in der Rede und der Schrift wirkenden und darstellenden Wissenschaften und Künste, wenn wir ihren großen Einfluß auf den Werth und das Schicksal der Nationen in der Weltgeschichte betrachten. Hier zeigt sich die Literatur, als der Inbegriff aller intellectuellen Fähigkeiten und Hervorbringungen einer Nation, erst in ihrem wahren Umfange.

Wichtig vor allen Dingen für die ganze fernere Entwicklung, ja für das ganze geistige Dasein einer Nation erscheint es auf diesem historischen, die Völker nach ihrem Werth vergleichenden Standpunkte, daß ein Volk große alte National-Erinnerungen hat, welche sich meistens noch in die dunklen Zeiten seines ersten Ursprungs verlieren, und welche zu erhalten und zu verherrlichen das vorzüglichste Geschäft der Dichtkunst ist. Solche National-Erinnerungen, das herrlichste Erbtheil, das ein Volk haben kann, sind ein Vorzug, der durch nichts anders ersetzt werden kann; und wenn ein Volk dadurch, daß es eine große Vergangenheit, daß es solche Erinnerungen aus uralter Vorzeit, daß es mit einem Worte, eine Poesie hat, sich selbst in seinem eigenen Gefühle erhoben und gleichsam geadelt findet, so wird es eben dadurch auch in unserem Auge und Urtheil auf eine höhere Stufe gestellt. Nicht die weit um sich greifenden Unternehmungen, nicht die merkwürdigen Ereignisse allein sind es, die den Werth und die Würde einer Nation bestimmen. Viele Nationen, die unglücklich waren, sind namenlos untergegangen und haben kaum eine Spur zurückgelassen. Andere Glücklichere haben das Andenken ihrer Ausbreitung und ihrer Eroberungen erhalten, aber kaum würdigen wir die Nachrichten davon einiger Aufmerksamkeit, wenn nicht der Geist der Nation solchen Unternehmungen und Ereignissen, die in der Weltgeschichte sich nur allzuhäufig wiederholen, einen höhern Stempel verleiht. Merkwürdige Thaten, große Ereignisse und Schicksale sind allein nicht zureichend, unsere Bewunderung zu erhalten, und das Urtheil der Nachwelt zu bestimmen; es muß ein Volk, wenn dieses einen

Werth haben soll, auch zum klaren Bewußtsein seiner eigenen Thaten und Schicksale gelangen. Dieses in betrachtenden und darstellenden Werken sich aussprechende Selbstbewußtsein einer Nation ist die Geschichte. Ein Volk, dessen Siege und Thaten durch den Styl eines Livius verherrlicht, dessen Unglück und Versunkenheit von dem Griffel eines Tacitus für die Nachwelt hingestellt worden, tritt auf eine höhere Stufe, und wir können es unserem Gefühl nach nun nicht mehr ohne Ungerechtigkeit unter den großen Haufen der Völker reihen, die ohne in der Geschichte des menschlichen Geistes irgend eine Stelle einzunehmen, auf dem Schauplatz vorübergingen, eroberten, und wieder erobert wurden. Dichter und Künstler, die mit aller Kraft und mit allem Zauber der Darstellung begabt, den kühnsten Flug der Einbildungskraft wagen dürfen; Forscher, welche alle Tiefen des Gedankens zu durchspähen imStande sind, kann es immer nur Einzelne und Wenige geben, und diese Wenigen können zunächst nur in ihrer Zeit auch nur wieder auf Wenige wirken. Aber mit dem Lauf der Zeiten dehnt sich der Kreis ihrer Wirkungen immer mächtiger aus; ihr Werth leuchtet immer heller und allgemeiner hervor, dagegen selbst der Werth des Gesetzgebers bei veränderten Zeitverhältnissen in einem verdunkelten Lichte erscheint, der Ruhm des Eroberers, nachdem Jahrhunderte verflossen sind, von der allumfassenden und verschlingenden Größe, mit welcher er gleich anfangs auftrat, immer mehr verliert, und sich oft in sehr verkleinertem Maßstabe darstellt. Man darf sagen, Homer und Plato haben nicht nur unter uns, sondern selbst in der spätern Zeit des Alterthums eben so viel, wo nicht mehr beigetragen, den Ruhm der Griechen zu erhöhen und weit zu verbreiten, als Solon und Alexander. An der Achtung, die jede gebildete Nation Europa's der griechischen, als der, welche die Bildung von Europa angefangen hat, so gerne zollt, hat wenigstens der Dichter und der Philosoph unstreitig einen größern Antheil als der Gesetzgeber und der Eroberer. Selbst der Einfluß, welchen die Werke und der Geist der ersten auf die Nachwelt und auf den Gang und die Entwicklung des menschlichen Geschlechts überhaupt gehabt haben, übertrifft an Umfang und Dauer die Wirkungen, welche die Gesetze und die Thaten und Siege der andern hatte.

Bleiben aber auch Solon und Alexander für uns unsterbliche und ruhmvolle Namen, so verdanken sie dieß vielleicht mehr noch ihrem Geist und ihrem Einfluß auf Geistesbildung, als jenen bürgerlichen Einrichtungen, die uns jetzt so fremd geworden sind, oder den von dem Eroberer gestifteten Königreichen, die längst nicht mehr vorhanden sind.

Dichter und Philosophen von der ersten Größe können immer nur selten sein, sie werden aber auch als seltene Erscheinungen mit Recht, da wo sie hervortreten, als ein Beweis und allgemeiner Maßstab der geistigen Kraft und Bildung derjenigen Nation betrachtet, welcher sie angehören.

Fügen wir zu diesen hohen Vorzügen einer eigenthümlichen Poesie und Nationalsage, einer gedankenreichen Geschichte, einer gebildeten Kunst und höheren Erkenntniß noch die Gabe der Beredsamkeit, des Witzes und einer zum gesellschaftlichen Umgang gebildeten Sprache hinzu, vorausgesetzt, daß diese letzten Vorzüge ohne Mißbrauch bleiben; so ist das Gemälde einer wahrhaft gebildeten und geistvollen Nation vollendet, und zugleich auch der vollständige Begriff einer Literatur entworfen.

Beseelt von dem Wunsche, die Literatur in ihrer ganzen Wichtigkeit und nach ihrem großen Einfluß auf das Leben darzustellen, fühle ich gar wohl die mannichfache Schwierigkeit dieses Unternehmens. Auf der einen Seite werde ich, da das Ganze in einem klar zu übersehenden Gemälde zusammengefaßt werden soll, manches nur kurz und im Vorübergehen berühren müssen, was allerdings eine ausführliche Behandlung verdiente; auf der andern Seite werde ich, da ich meine Darstellung so historisch als möglich abfassen und begründen möchte, in dem Fall sein, auch solche Einzelnheiten zu berühren, die dem, welcher sich nicht ausschließend mit der Literatur beschäftigt, vielleicht als unwichtig und geringfügig erscheinen können. Was mir jedoch den Muth gibt, diesen Versuch zu wagen, und die Hoffnung, die Aufgabe glücklich zu lösen, ist meine lange Beschäftigung mit vielen, vorzüglich wichtigen, einzelnen Theilen der Literatur. Das Gebiet derselben ist zwar so unermeßlich, daß nicht leicht jemand, der es kennt, glauben wird, es erschöpft zu haben. In-

dessen führt die so lange fortgesetzte und vielfältig erweiterte Bekanntschaft mit einem Gegenstande, der beinahe das Geschäft meines Lebens war, wohl endlich zu einer vollkommeneren und wohlgeordneten Uebersicht des Ganzen; führt besonders auch dahin, daß man unterscheiden lernt, was nur Mittel und Vorbereitung ist, und was zum Zweck führt; was nur für den Gelehrten einen Werth hat, und was ihn an und für sich besitzt, und für die Welt überhaupt merkwürdig und anziehend sein kann.

Unsere Geistesbildung beruht so ganz auf der der Alten, daß es überhaupt wohl schwer ist, die Literatur zu behandeln, ohne von diesem Punkte auszugehen, und wenigstens als Einleitung der Griechen und Römer zu gedenken und den Anfang von ihnen zu nehmen. Mir wenigstens würde es nicht möglich sein, meine Ansicht und Erkenntniß von der Literatur überhaupt, und von der neuesten insbesondere deutlich darzulegen, ohne eine gedrängte Darstellung der alten Literatur nach derselben Ansicht und denselben Grundsätzen voranzuschicken. An dem Beispiel der griechischen Nation läßt sich überdem die Würde und die Wirkung einer glücklich entwickelten Literatur in höchstem Glanze zeigen; auf der andern Seite treten hier aber auch die verderblichen Wirkungen und schädlichen Folgen einer sophistischen Redekunst in das hellste Licht. Ich werde jedoch diese vorläufige Ansicht des Alterthums in größter Kürze zusammendrängen. Zuerst werde ich die gesammte Literatur der Griechen und Römer im Allgemeinen betrachten; jener beiden Völker, denen wir einen so großen Theil unserer Geistesbildung verdanken, und als eine reiche Erbschaft von ihnen erhalten haben. In einem eben so gedrängten Vortrage werde ich alles zusammenfassen, was Europa schon zur Zeit der Griechen und Römer und durch diese auch die neue Zeit den orientalischen Völkern in Rücksicht auf Geistesbildung und Literatur verdankten. Zwar sollten die ältesten Denkmale des asiatischen Geistes der Zeitordnung nach wohl den griechischen vorangehen. Da aber meine Absicht vorzüglich darauf ausgeht, ein welthistorisches Gemälde der europäischen Geistesbildung aufzustellen, und da die Literatur vorzüglich nach ihrem Einfluß auf das Leben betrachtet werden soll, so wird es für diesen

Zweck am angemessensten sein, was von der orientalischen Denkart und Geistesbildung erwähnt werden muß, um die europäische zu verstehen und zu erklären, da einzuschalten, wo es in Europa Einfluß gewonnen hat und wirksam geworden ist. Eine besondere Aufmerksamkeit wird sodann auch unserer Vorzeit, der nordischen Götterlehre und der daher abgeleiteten Poesie der Ritterzeit und Kunst des Mittelalters gewidmet sein; wo während der Kreuzzüge Europa von neuem mit dem Orient in eine fruchtbare Berührung kam. Die nachfolgenden Vorträge sind der Epoche seit der Wiederherstellung der Wissenschaften gewidmet, und einer ausführlichen Darstellung der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts. Sollte es mir gelingen, in dem Zeitraume der alten Literatur bekannte und schon oft behandelte Gegenstände hier und da in einem neuen Zusammenhange und Lichte zu zeigen, so hoffe ich um so mehr im Voraus Nachsicht zu erhalten, wenn ich die neueren und neuesten Erscheinungen der Literatur zum Theile nach Gesinnungen und Grundsätzen betrachten werde, die im Gegensatz mit den jetzt herrschenden alt scheinen können und zu heißen verdienen.

Es ist schon darum sehr vortheilhaft, eine Darstellung der Literatur mit den Griechen anzufangen, weil die Geistesbildung der Griechen am meisten sich ganz aus sich selbst entwickelt hat, und fast ganz unabhängig von der Bildung anderer Nationen entstanden ist. Dieß kann von den Römern und von den neuern europäischen Nationen keineswegs behauptet werden. Zwar haben auch die Griechen nach ihrem eigenen Zeugniß die Schrift von den Phöniziern erlernt, die Anfänge der bildenden Kunst und der Mathematik, manche einzelne Ideen der Philosophen und viele Künste des Lebens von den Aegyptern oder von andern asiatischen Nationen entlehnt. Ihre früheren Sagen und Dichtungen stimmen immer noch in einigen Punkten mit den ältesten asiatischen Ueberlieferungen zusammen. Aber es sind das nur zerstreute Spuren und halberloschene Erinnerungen, wie sie fast überall auf den gemeinsamen Ursprung der Völker und Anfangspunkt der menschlichen Geistesentwicklung hindeuten; alles aber, was die Griechen irgend erlernten und entlehnten, haben sie mehrentheils so-

gleich und von der ersten Auffassung an, durchaus selbstständig verarbeitet und eigenthümlich angewandt. Es waren auch nur einzelne Fortschritte und einzelne Begriffe; das Ganze ihrer Geistesbildung haben sie sich selbst geschaffen. Die Römer hingegen und die neuern europäischen Nationen empfingen gerade das Ganze einer schon fertigen und vollendeten Geistesbildung und Literatur von andern ältern Nationen, die Römer von den Griechen, die neuern Europäer von ihnen beiden und von dem Morgenlande, bis sie dann erst später dieses Ganze mit mehr oder minder selbstständiger Kraft zu verarbeiten und sich anzueignen lernten.

Bei den Griechen waren es, wie gesagt, nur einzelne Adern asiatischer Ueberlieferung, obwohl deren viele sind, und mehr als man beim ersten Anblick entdeckt, welche sich durch das Gewächs ihrer Geistesbildung in Kunst und Wissenschaft hinschlingen und in die Wurzel derselben verwebt sind. Ihnen selbst waren überdem diese Spuren aus dem früheren Alterthum des Morgenlandes größtentheils verborgen und unbewußt; oder wenn sie auch hintennach einen einzelnen Faden dieser Art, nicht ohne Verwunderung entdeckten und mit der ihnen eigenthümlichen Lebhaftigkeit ergriffen, so ließen sie sich davon oft zu weit und hie und da ganz in die Irre führen; indem sie über das plötzlich wiedergefundene Licht des orientalischen Ursprungs, was ihnen doch nie vollständig klar werden konnte, nun die glückliche Harmonie des eigenen Ganzen und einfachen hellenischen Lebens und Denkens verloren. Sie kannten den Orient viel zu wenig, als daß sie bis zu dem wirklichen Anfangspunkt der geschichtlichen Menschenkunde hätten durchdringen und dort an der Quelle den Ursprung und die Einheit aller Geistesentwicklung auffinden, und so den ganzen Stammbaum der Menschheit nach allen seinen Verzweigungen überschauen können. Erst für uns sind bei erweiterter Völker- und Sprachenkunde alle jene Fäden des asiatischen Ursprungs in der griechischen Sage und Bildung vollständiger sichtbar, so daß wir sie allmälig in einen Zusammenhang bringen, und uns dem vollständigen Verständniß des großen allgemeinen Ganzen mehr und mehr nähern können, ohne die schöne Einheit in dem eigenthümlichen Ganzen der griechischen Geistesbildung darüber zu verlieren.

Ueber die älteste Vorzeit der Griechen ist im Allgemeinen noch folgende Bemerkung zu machen. Nachdem der Urstamm des Menschengeschlechts durch den eigenen Uebermuth und innern Zwiespalt zerstreut und in einzelne Aeste zersplittert war, die dann bald als abgesonderte Nationen in der alten Sage und geschichtlichen Kunde hervortreten, sehen wir diese aus der Zersplitterung neu entstandenen Völker, sich deutlich nach dem vorherrschenden Gepräge der verschiedenen Stände und Kasten unterscheiden, welche noch vor der Völkerzerstreuung die wesentlichen Bestandtheile in dem großen Gebäude des ältesten Menschenvereines in der Urzeit gebildet hatten. So waren die Aegypter ein durchaus priesterliches Volk, obwohl auch die andern Stände als solche, und abgesondert in Kasten hier gefunden werden; weil alles vom Priesterstande ausging und der priesterliche Einfluß und Geist in allem überwiegend war. Eben dieses gilt auch von den Indiern; die Hebräer bieten uns unter andern Verhältnissen der übrigen Stände, das Bild einer vollkommnen Theokratie dar und auch in unserm Abendlande ist bei den Hetruskern dieser priesterliche Charakter in allen Einrichtungen des Lebens sichtbar vorherrschend. Selbst in der älteren Römergeschichte bleibt diese hetrurische Grundlage einer ganz priesterlichen Lebenseinrichtung noch unverkennbar, nur daß hier alles eine andere Wendung genommen hat, nachdem die Patricier mit den priesterlichen Vorrechten auch die oberste Waffen- und Richtergewalt zu vereinigen wußten. Andere Nationen, die aus demselben zersplitterten Urstamm hervorgegangen und zu einer welthistorischen Bedeutung erwachsen sind, müssen nach dem bei ihnen herrschenden Uebergewicht der Kriegerkaste und des Adelstandes, als Heldenvölker charakterisirt werden; dahin gehören vor allem die Perser und Meder, und die germanischen Völker, obwohl später in der Geschichte auftretend, in treu erhaltenem Urcharakter. Diesen reihen sich die Griechen zunächst an, oder neigen sich doch am meisten zu dieser Klasse, wenn gleich sie auch der andern vom Anfang wenigstens zum Theil angehören, und in dieser Hinsicht in der Mitte zwischen beiden Gattungen stehen, indem sie den Charakter von beiden in sich vereinigen, und zwar

nicht gleichzeitig und vermischt, aber in der Folge der verschiedenen Zeiten nacheinander darbieten, wie auch ihr Stamm vielleicht schon ursprünglich aus zwei verschiedenen Elementen gemischt und entsprungen war. Es ging der Heldenepoche der Griechen eine ältere, mehr priesterliche Vorzeit voran, so wie alle alten Mythographen und Historiker, obwohl in großer Verschiedenheit der Deutung und der Meinung über das Einzelne, im Allgemeinen doch darin übereinstimmen, daß sie dem fröhlichen hellenischen Leben der spätern Zeit überall ernste Pelasger als die ältere geschichtliche Unterlage voranschicken und zum Hintergrunde geben. Unter den Pelasgern haben wir vielleicht selbst dem Namen*) nach nur die Alten desselben oder eines sehr nahe verwandten Stammes zu verstehen; ihre und die ganze damahlige hellenische Lebenseinrichtung war aber ungleich mehr der ägyptischen und asiatischen, oder auch der hetrurischen priesterlichen Weise ähnlich, als in der spätern homerischen Heldenzeit.

Die sinnbildlichen Priesterlehren dieser älteren, pelasgischen Vorzeit erhielten sich auch später, obwohl nur verborgen und eingeschlossen in den enger beschränkten Kreisen der Mysterien, doch nicht ohne Ruhm und Verehrung, und auch von eigenthümlichen Dichternahmen verherrlicht. In dieser Beziehung hat es eine geschichtlich wahre Bedeutung, wenn die Sage, welche uns die alten Dichter nennt, den Kreis derselben, lange vor den Heldengesängen von Troja und vor der homerischen Zeit, mit dem Orpheus eröffnet, der kein Hellene war, und jener priesterlichen Epoche und noch ganz sinnbildlichen Götterkunde der Urzeit angehören. Daß aber die strengen Bande der älteren beschränkten Priesterverfassung in der pelasgischen Vorzeit hier so bald durch den neueren Heldenstamm kampflustiger und lebensvoller Hellenen, weggenommen und gelöst, wie auch später wieder die Herrschaft der großen Heldenfamilien bei steigendem Handel und dem blühenden Städteanbau

*) Πελασγοι könnte wohl nur eine ältere oder abweichende Wortform sein für παλαιοι, Aber auch in der natürlichsten Ableitung von πελας, verglichen mit πελαττης und πελατης und deren Bedeutung, scheint jene Benennung der alten Insassen des Landes zu bezeichnen.

in dem mannigfachen küsten- und schiffahrtreichen Insellande, vielfältig gebrochen wurde, und mehr nur im glorreichen Andenken poetischer Sage, als in wirklicher politischer Uebermacht fortlebte; das ist für die ganze Entwicklung der griechischen Geistesbildung von der entschiedendsten Wichtigkeit gewesen. Denn eben diese von den Banden der priesterlichen Verfassung, welche im Orient alles bestimmte, und selbst von dem politischen Zweck, der bei den Römern vorherrschend war, ganz unabhängige, freie, geistige Entwicklung bloß nach dem innern Sinn und Bedürfniß, hat in Kunst und Wissenschaft den Griechen und ihrer Poesie und Philosophie, ja ihrer ganzen Literatur, diesen eigenthümlichen Charakter gegeben, der sie vor allen andern auszeichnet. Gleich unabhängig vom Staat und Priesterthum sehen wir hier zum erstenmale die Schule in ihren mannichfachen Verzweigungen und Abstufungen als einen abgesonderten Verein und selbstständige Kraft hervortreten und sich gestalten, wie es seitdem kaum wieder in dem Maße geschehen ist.

Wenden wir aber den Blick von dieser weniger bekannten Vorzeit zurück auf die welthistorische Periode des griechischen Nationalruhms; so sind es vorzüglich drei Hauptbegebenheiten, welche die eigentlich große Zeit der griechischen Geschichte ausfüllen und auch für die Geistesbildung Epoche gemacht haben. Der persische Krieg, in welchem die Griechen mit vereinter Kraft gegen die Uebermacht von ganz Asien für die Erhaltung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit kämpften und glorreich siegten; der peloponnesische zweitens, jener allgemeine, siebenundzwanzigjährige Bürgerkrieg, zwischen Athen auf der einen und den dorischen Völkern auf der andern Seite, in welchen Griechenlands Kraft sich selbst zerstörte; und endlich Alexanders Eroberungen, durch welche griechischer Geist und Regsamkeit über einen großen Theil von Asien wie eine reiche Aussaat der Zukunft ausgestreut wurde. Eine Aussaat, die auf dem fruchtbaren Boden vielfältige, heilsame und auch verderbliche Früchte, und eine eigene neue griechisch-asiatische Gestalt und Geistesbildung erzeugte; ein Band und Mittelglied zwischen Asien und Europa, dessen Einfluß sich auf die ganze Nachwelt bis auf unsere Zeiten erstreckt hat.

Wären die Griechen in ihrem ersten Freiheitskampf gegen die Perser nicht glücklich und siegreich gewesen, wäre Griechenland eine Provinz des großen persischen Reichs geworden; so würden sie eine ganz andere Stelle in der Geschichte des menschlichen Geistes einnehmen als die, welche ihnen jetzt gebührt. Sie würden auf der Stufe stehen geblieben sein, wo die Perser sie fanden, oder auch allmählig tiefer gesunken, und wieder verwildert sein. Sie wären immer ein geistreiches und auch bis auf einen gewissen Grad gebildetes Volk geblieben. Sie würden, wie andere gebildetere Völker, welche dem persischen Reiche unterworfen und einverleibt wurden, die Aegypter, Hebräer, Phönicier, ihre Sprache und ihre Schriftsteller, zum Theil selbst ihre Sitten und Lebenseinrichtungen behalten haben; denn die persische Herrschaft war, einzelne Fälle ausgenommen, im Ganzen eigentlich milde, die edelste und die beste unter allen Weltherrschaften, die es je gegeben hat. Aber den hohen Aufschwung, welchen Kunst und Geisteskraft nach dem glorreich bestandenen Kampf bei den Griechen nahm, diesen hätten sie ohne die Freiheit nie erreichen können.

Die glückliche Zeit von Griechenland, die eigentliche Blüthe auch ihrer geistigen Entwicklung ist in dem engen Raum von noch nicht drei Jahrhunderten vom Solon bis zu Alexander eingeschlossen.

Mit Solon beginnt eine ganz neue Epoche, auch in der Literatur der Griechen. Nicht nur fällt in diese Zeit die kunstreichere Entwicklung der lyrischen Poesie, und der erste Anfang der dramatischen. Eine Menge jetzt aufstehender Lehrdichter beweisen das erwachende Nachdenken. Die gnomischen Sammlungen des Theognis und des Solon selbst bieten eine Fülle von sinnreichen und sittenschildernden Sprüchen dar; wie alle Völker sie auf dieser Stufe lieben; welche metrisch abgefaßt, in dieser Form dem Charakter des Spruchs, als dem allgemeinen Element und gemeinsamen Rain des Dichtens und Denkens, wohl angemessen sind. Zu derselben Zeit begann mit Thales die Philosophie der Griechen, und die Prosa, die sich bei ihnen so spät von der Poesie loswickelte, fing an zu entstehen. Sie ent-

wickelte sich zuerst bei den ältesten jonischen Philosophen seiner Schule, in einfachen, aber scharfsinnig bestimmten Gedankensprüchen, mit oft noch bildlichem Ausdruck; Aphorismen, oder klar hingestellten, aber tief aus der Quelle geschöpften Naturanschauungen, wie wir sie noch von dem Vater der Heilkunde besitzen. Durch die Geistesfreiheit, welche Solon begünstigte und dauerhaft machte, durch die Bildung, welche die mit jener Gesetzgebung verbundene und von ihm gestiftete öffentliche Erziehung unter den edlern und wohlhabenden Bürgern Athens verbreitete und fortpflanzte, ward Athen in der Folge der Hauptsitz und Mittelpunkt der griechischen Bildung.

Mit Alexander aber endigte dieser glückliche Zeitraum. Demosthenes, der nur ein Jahr nach dem Eroberer in dem letzten Kampf, den sein Vaterland um die Freiheit wagte, mit unterging, war der letzte große Schriftsteller der Griechen, der auf seine Nation als Nation kraftvoll einwirkte. Ein gebildetes, geistreiches Volk blieben die Griechen immer fort; ein wissenschaftliches, gelehrtes, wurden sie unter den Ptolomäern in Aegypten fast noch mehr, als sie es in der schönen alten Heimat gewesen waren. Nur eine Nation waren sie nicht mehr, und mit der Freiheit war auch die Erfindungskraft und der eigene Aufschwung des Geistes verloren.

In einem so engen Zeitraum liegt also eigentlich diese ganze Fülle von so mannigfaltigen herrlichen Schöpfungen und Regungen des Geistes beschlossen, die noch jetzt dieses Volk zum Gegenstande der allgemeinen Bewunderung erheben! Ein großes und ewig denkwürdiges Schauspiel, unermeßlich fruchtbar im Guten wie im Bösen, und daher zweifach lehrreich. Nur noch einmal hat die Weltgeschichte ein ähnliches Schauspiel fruchtbarer Entwicklung des erwachenden Geistes wiederholt. Wir werden es in der Folge betrachten.

Mit Solon also beginnt uns die eigentliche Epoche der griechischen Literatur. Vor Solon besaßen die Griechen nur das, was meistens alle glücklich organisirten Völker in der früheren Zeit der gesellschaftlichen Entwicklung auch besessen haben: Sagen, welche die Stelle der Geschichte vertreten; Lieder und Gedichte,

welche mündlich fortgepflanzt, statt der Schriften und Bücher dienen. Solche Lieder zur Ermuthigung im Kriege und Erweckung der vaterländischen Gefühle, oder Festgesänge zum gottesdienstlichen Gebrauch, Lieder der Freude und der Liebe, bisweilen auch wohl dem Haß eines erzürnten Dichters, oder der Klage und der Trauer um die verlorne Geliebte geweiht, besaßen die Griechen schon von den ältesten Zeiten und in der größten Menge und Mannigfaltigkeit. Wichtiger sind diejenigen erzählenden Lieder, welche nicht das Gefühl, was den Sänger unmittelbar ergreift und beherrscht, ausdrücken, sondern die Ueberlieferung eines Volkes enthalten; Erinnerungen einer fabelhaften Vorzeit, Sagen und Dichtungen von Helden und Göttern, von der Herkunft des eignen Stammes, und vom Ursprunge der Welt. Doch auch dieses wird bei andern Völkern im Ueberfluß gefunden wie bei den Griechen. Ein Werk aber ragt vor allen andern aus der griechischen Vorzeit durch die hohe Vortrefflichkeit seiner Darstellung weit hervor: die homerischen Gedichte; die seit Jahrtausenden wie noch jetzt und niemals genug bewunderten Werke der Ilias und Odyssee.

Zwar verräth Sprache, Inhalt und Geist dieser Gedichte, daß sie geraume Zeit und wohl einige Jahrhunderte vor Solon müssen entstanden und entworfen sein; gesammelt aber wurden sie erst in Solons Zeit, und zum Theil durch Solon selbst der Vergessenheit und der schwankenden mündlichen Fortpflanzung entrissen, allgemeiner bekannt gemacht, in die jetzige Ordnung gestellt, und nachgehends durch die schriftliche Abfassung gesichert und allgemein verbreitet.

Solon und seine Nachfolger in der Herrschaft zu Athen, Pisistratus und die Pisistratiden hatten dabei, außer der natürlichen Liebe zu dem Werke selbst, wahrscheinlich auch noch einen andern patriotischen Zweck. Um diese Zeit, sechshundert Jahr vor Christi Geburt, ward die Unabhängigkeit der Griechen in Klein-Asien schon bedroht, zwar noch nicht von den Persern, aber durch die lydischen Könige, deren Herrschaft bald darauf mit in das große persische Reich verschlungen ward. Als nun der Eroberer Cyrus den Krösus überwand und in Klein-Asien sich aus-

breitete, da konnte kein hellsehender Patriot es sich länger verbergen, welche große Gefahr Griechenland bedrohe. Man scheint in mehreren Staaten des übrigen Griechenlands lange Zeit sicher gewesen zu sein und den herannahenden Sturm, der erst unter den Kaisern Darius und Xerxes gegen den griechischen Continent selbst losbrach, gar nicht im Voraus geahnet zu haben. Aber Athen mußte die Gefahr frühzeitig und wohl am ersten empfinden, da es nicht bloß durch alte Stammverwandtschaft, sondern auch durch lebhaften Handelsverkehr mit den asiatischen Griechen auf das genaueste verbunden war. Die Erweckung der alten Gesänge und Erinnerungen, wie ehedem die vereinte Kraft der griechischen Helden, um eine Beleidigung zu rächen, gegen Asien kämpfte und Troja besiegte, fiel wenigstens jetzt in eine sehr gelegene Zeit, um die Gemüther im heroischen Gefühl zu erheben, und zu ähnlichen Thaten für das bedrohte Vaterland zu begeistern. Ob irgend eine solche Begebenheit, wie der trojanische Krieg, sich wirklich zugetragen habe, dafür gibt es keine vollkommene geschichtliche Gewißheit oder bestimmte Entscheidung. Die Herrschaft des Agamemnon und der Atriden scheint am meisten historisch. Daß zwischen der Halbinsel und Klein-Asien mancher Verkehr statt fand, ist an sich nicht unwahrscheinlich; war ja doch der Stammvater der Atriden, Pelops, von dem die Halbinsel selbst den Namen trug, von dorther gekommen. Daß die Entführung einer Fürstin Ursache eines allgemeinen und langen Krieges gewesen, ist wenigstens dem Geiste und den Sitten der Heldenzeit gemäß, die in so manchen Stücken an die christliche Heldenzeit und das Ritterthum des Mittelalters erinnert. Wie viel aber auch in die Sage von der Helena und von Troja ganz fabelhaftes und ursprünglich bloß Allegorisches eingemischt worden sein mag; daß an die Gegend von Troja große Andenken der alten Zeit geknüpft waren, beweisen auch die daselbst befindlichen, nach alter Art aus großen Erdhügeln bestehenden Heldengräber. Diese alten griechischen Hünen- oder Heldengräber, welche die Volkssage dem Achilles und seinem Patroklos zueignete, an denen Alexander weinte, den Achill beneidend, daß er seinen Ruhm zu besingen, einen Homer gefunden hatte, sind schon zur Zeit des Dichters

selbst vorhanden gewesen, wie man aus einigen Stellen der Ilias sieht. Erst der Wißbegier, oder dem Frevel unsrer Zeit war es vorbehalten, diese Gräber aufzuwühlen, und die Asche und übrigen Angedenken der Helden, die sich wirklich darin noch fanden, ihrer geheiligten Ruhestätte zu entreißen. Wäre aber der trojanische Krieg ganz und gar nur eine Fabel und willkürliche Dichtung; für den Zweck, den Solon und Pisistratus, und für den patriotischen Eindruck, den die wieder erweckten Gedichte machen sollten, war es gleich; denn die Begebenheit wurde allgemein geglaubt, für wahr und geschichtlich gehalten.

So hatten die Homerischen Gedichte für die Griechen jener Zeit wahrscheinlich noch eine nähere vaterländische Beziehung und Bedeutung, während sie uns am meisten auffallen durch die Allgemeinheit der schönen Darstellung und des großen Bildes, welches sie uns vom Heldenleben entwerfen. Hier zeigt sich keine enge Denkart und Ansicht, die nur an einem beschränkten Raum klebte, um den Ruhm und Vorzug irgend eines besondern Stammes sich drehte, wie dieß wohl in den alten arabischen Gesängen, oder in Ossians Liedern der Fall ist. Ein freier Geist athmet aus diesen Gedichten, ein offner, reiner, für alle Eindrücke und Erscheinungen der Natur, wie für alle Gestalten der Menschheit empfänglicher und klarer Sinn. Deutlich und schön gestaltet breitet sich hier eine ganze Welt vor unsern Blicken aus, ein reiches, lebendiges, immer bewegliches Gemälde. Die beiden Heldengestalten Achilles und Ulysses, welche aus diesem heitern Weltgemälde als die Hauptfiguren hervorragen, sind so allgemeine Charaktere und Ideen, daß wir sie fast in allen Heldensagen wieder finden, nur nicht immer so glücklich entwickelt und so herrlich vollendet. Achilles, ein jugendlicher Held, der in der Fülle siegreicher Kraft und Schönheit alle Herrlichkeit des flüchtigen Lebens erschöpfen soll, aber schon im Voraus zu einem frühzeitigen Tode und tragischen Schicksal bestimmt war, ist der erste und erhabenste dieser Charaktere; und ein Charakter, ein Anklang dieser Art findet sich in unzähligen Heldensagen wieder, am schönsten nebst den griechischen vielleicht in unsern nordischen. Auch bei den heitersten Völkern umschwebt die Sage und Erinnerung der

Heldenzeit, ein halbschmerzliches und liebevoll klagendes, elegisches, ja oft sogar tragisches Gefühl, was uns aus dem Innersten dieser Dichtungen anspricht; sei es nun, daß der Uebergang einer freiern und großen Heldenzeit den gebundenen Nachkommen wirklich diesen Eindruck hinterlassen hat, oder daß die Dichter jenes Gefühl von Trauer und Sehnsucht, was allen Menschen aus alter Erinnerung eines verlornen ursprünglich seeligen Zustandes eingepflanzt und angeboren ist, nur in jene Zeiten und Dichtungen verlegten. Die andre, minder erhabene, für die Poesie aber sehr reichhaltige und anziehende Form des Heldenlebens stellt sich im Ulysses dar. Es ist der umherstreifende, wandernde Held, der aber so erfahren und verständig als tapfer, alle Gefahren zu erdulden und alle Abenteuer zu bestehen geeignet ist; und eben dadurch der Einbildungskraft den freiesten Spielraum gewährt, alles Wunderbare und Seltene, was entferntere Zeiten und Weltgegenden bei noch beschränkter Erdkunde und einer kindlichen Ansicht wirklich enthalten, durch die mannigfaltigsten Dichtungen zu verschönern. An heroischer Kraft und tiefem Gefühl mögen leicht die nordischen Heldengedichte, an Farbenglanz, Kühnheit und Pracht die orientalischen, so weit wir beide kennen, den Homerischen Gedichten gleich kommen, oder sie noch daran übertreffen. Was diese auszeichnet, ist die Anschaulichkeit und lebendige Wahrheit, die größte Verstandesklarheit, die mit so kindlicher Einfalt und dieser Fülle der Einbildungskraft nur immer verträglich ist. Eine Darstellung findet sich hier, die so ausführlich ist, daß sie oft fast geschwätzig wird, ohne doch je zu ermüden, wegen der eignen Anmuth der Sprache und der geflügelten Leichtigkeit der Erzählung. Eine fast dramatische Entwicklung und Entfaltung der Charaktere, der Leidenschaften, der Reden und Gespräche; eine selbst in der Anführung aller einzelnen Umstände fast historische Genauigkeit. Dieser letzten Eigenschaft, die den Homer auch unter den andern griechischen Sängern sehr auszeichnet, verdankt er selbst vielleicht seinen Namen. Denn Homeros bedeutet einen Bürgen oder Zeugen; wegen seiner Wahrhaftigkeit, einer solchen nämlich, wie sie ein Sänger und Dichter der Heldenzeit haben kann, verdient er wohl diesen Namen. Auch uns ist er,

Homeros, ein Bürge und Zeuge der alten Heldensage und Heldenzeit nach ihrer wahren und wirklichen Beschaffenheit. Die andere Bedeutung des Worts Homeros, eines Blinden, hat die offenbar erdichtete Lebensgeschichte des uns völlig unbekannten Sängers erzeugt, und ist ohne allen Zweifel zu verwerfen. — In Miltons Gedicht würden sich auch ohne das ausdrückliche Zeugniß des Sängers selbst, wohl Spuren finden lassen, daß er bloß mit dem innern Auge des Geistes sah, des erquickenden Anblicks des Sonnenlichtes aber entbehren mußte; die ossianischen Gedichte sind in eine immer gleich schwermüthige Dämmerung und wie in einen ewigen Nebel verhüllt, und so mag man leicht dasselbe auch von dem Barden selbst denken. Wer aber die Iliade und die Odyssee, diese klarsten und hellsehendsten aller alten Gedichte, einem des Lichts Beraubten zuschreiben kann, der muß wenigstens für dieses Urtheil seine eignen Augen einigermaßen verschließen, vor so vielen deutlich sprechenden Beweisen des Gegentheils.

Wie und in welchem Jahrhundert die Homerischen Gedichte auch entstanden und gebildet sein mögen, sie versetzen uns in eine Zeit, wo das Heldenalter schon zu erlöschen anfing, oder eben erst erloschen war. Es sind zwei Welten, die in der Homerischen Darstellung zusammenfließen: die wunderbare Vergangenheit, die aber doch dem Dichter noch sehr nahe, und lebhaft vor Augen zu stehen scheint; und dann die lebendige Gegenwart und Wirklichkeit derjenigen Welt, welche den Dichter umgab. Diese Verschmelzung der Gegenwart und der Vergangenheit, wodurch jene verschönert, diese anschaulicher gemacht wird, gibt vorzüglich den Homerischen Gedichten den ihnen so ganz eignen Reiz.

Anfangs herrschten überall Könige und Heldengeschlechter in Griechenland. So ist es noch in der Homerischen Welt. Bald nachher ward die königliche Würde fast überall abgeschafft, fast jede mächtige Stadt und selbstständige Völkerschaft gestaltete sich zu einer kleinen Republik. Mit dieser neuen städtischen Verfassung und bürgerlichen Einrichtung, wurden auch die Verhältnisse des Lebens selbst allmälig prosaischer. Die alten Heldensagen mußten nun dem Gefühl fremder werden, und unstreitig trug diese Veränderung in der Verfassung viel dazu bei, den Homer in eine

Art von Vergessenheit zu bringen, der ihn Solon und Pisistratus erst wieder entrissen.

Vergleichen wir nun das hohe Werk der homerischen Gesänge mit andern, indischen und persischen, oder nordischen und altdeutschen Helden- und Göttergedichten; so sind es vorzüglich zwei Eigenschaften, welche dasselbe vor jenen auszeichnen. Zuerst ist es das harmonische Ebenmaß in der heitern Lebensansicht und in der ganzen Darstellungsweise selbst, und die in beiden vorwaltende künstlerische Klarheit des Verstandes, welche nebst jenem Ebenmaß der Harmonie wie den Homer, so auch den Charakter der griechischen Geistesbildung überhaupt vorzüglich bezeichnet, und im Ganzen derselben vorwaltet. Sodann ist es die in dem Maße wenigstens nicht eben wesentlich in der Natur des epischen Gedichts begründete, wohl aber in der besondern Anlage des griechischen Geistes liegende, reiche dramatische Entfaltung im Einzelnen der homerischen Gesänge und die damit zusammenhängende episodische Verflechtung des Ganzen. Eben daher entspringt auch oder ist doch nah verwandt damit, jenes entschiedene Hervortreten des rhetorischen Bestandtheils, wozu sich die dem Griechen angeborne Hinneigung und Meisterkraft, zwar noch ganz natürlich und wie sie dem klaren Lebensspiegel freier Poesie durchaus angemessen ist, die sich daher auch von der falschen Rhetorik der spätern Dichtkunst so ganz unterscheidet, hier schon in bewundernswerther Fülle und Kunst der Rede und des Geistes entfaltet; wie denn auch in manchen Ansichten und Gesinnungen, durch die Darstellung des heroischen Lebens selbst, der aufkeimende republikanische Sinn schon sehr sichtbar hindurchschimmert. Durch eben diese Eigenschaften, nur in geringerem Maße der Verschiedenheit, bleibt Homer auch vor den andern Rhapsoden der jonischen Zeit und vor den übrigen epischen Dichtern der Griechen ausgezeichnet, statt derer Aller uns Hesiodus zum Beispiel dienen kann, und steht allein und einzig unter den andern da, obwohl alle diese geringeren heroischen oder mythischen Dichter in unzähligen einzelnen Manieren der epischen Weise unter einander gleich und dem Homer ganz ähnlich sind. Eine chaotische Sagenfülle, von oft gigantischem Inhalt, besingt Hesiodus in jener Weise oder in je-

nem Styl, welchen die Alten als den mittelmäßigen bezeichnen, weil zwar kein Uebermaß der verwilderten Kraft, aber auch keine besondere Größe und Erhabenheit des Geistes darin sichtbar ist. Es fehlt der homerische Reichthum jener herrlichen dramatischen Entfaltung; obwohl sich, den Hesiodus als Sittengemälde betrachtet, Züge genug darin vorfinden, von dem sehr merklich emporwachsenden republikanischen Geiste, der bald das heroische Leben mehr und mehr verdrängen und endlich ganz überwältigen sollte.

Die Homerischen Gedichte sind so wichtig für die griechische und für die ganze nachfolgende europäische Literatur, so sehr Hauptquelle der gesammten Geistesbildung der alten Völker geworden, daß die geschichtliche Betrachtung vor allen andern Gegenständen bei ihnen zu verweilen hat. Ich wünschte überhaupt die Aufmerksamkeit nur bei den Erfindern festzuhalten oder bei der ersten Blüthezeit, wo die Kunstgebilde zur Vollendung reifen; über die Jahrhunderte der Nachahmung und bloßen weiteren Entfaltung werde ich schnell hin gehen.

Ich überschreite die ganze Zwischenzeit bis auf den persischen Krieg. Diese Zwischenzeit enthält nur schwächere Nachfolger des Homer, oder solche Anfänge neuer Geisteswege und neuer Kunstformen, die erst später zur Reife und vollkommnen Entwicklung gelangt sind. Die meisten Dichter und Schriftsteller sind ohnehin bis auf einzelne Bruchstücke verloren.

Vorzüglich entwickelte sich jetzt die lyrische Kunst in den mannigfachsten Formen. Aus dem weltumströmenden Ocean der Helden- und Göttersage war die Poesie der Griechen, wie aus ihrer Wurzel und Quelle hervorgegangen. Jetzt breitete sich dieses Meer der alten Sage, wie in unzähligen, größern und kleinern Strömen, in einzelnen Liedern und Gesängen durch alle Gebiethe und nach allen Seiten des Lebens hin aus und verschönte es durch Musik und festliche Spiele. So erstieg die Poesie der Griechen, aus dem Strom der Sage hervorgehend, durch das Spiel festlicher Lieder und spruchreicher Gesänge sich entfaltend, endlich in der dramatischen Darstellung und besonders in der tragischen Dichtung, als dem ernsten Bilde des höchsten Lebens, den

Gipfel und das Ziel der Kunst, die uns nicht bloß ein bedeutsam ansprechendes, sondern auch lebendig ergreifendes und fruchtbar einwirkendes Ebenbild des Göttlichen zu geben berufen ist; wie denn in aller Poesie diese Elemente oder Stufen, der Sage, des Gesanges, und das geistige Bild, wie man das bewegliche, fortschreitende Ebenbild des Lebens nennen könnte, obwohl nicht immer in derselben Ordnung sich wiederfinden, auf deren Verschiedenheit sich auch das Wesen jener drei poetischen Gattungen, der epischen, lyrischen und dramatischen Kunst gründet.

Der persische Krieg selbst, diese denkwürdige Epoche für Griechenland, war auch in der Literatur durch mehrere noch vorhandene große Dichter und Schriftsteller bezeichnet. Pindar, welchen die Griechen als den erhabensten ihrer Sänger unbegrenzt verehrten, erlebte den Krieg, wobei ihm jedoch der Vorwurf gemacht ward, daß er nicht vaterländisch gesinnt, und den Persern geneigt war. Aeschylus, der älteste große Tragiker, hatte, selbst Krieger, ruhmvoll mitgekämpft in den glorreichen Schlachten; der etwas jüngere Herodot war nur wenige Jahre zuvor geboren, als Xerxes seinen furchtbaren Zug gegen die Griechen unternahm, und als er die Bücher seiner Geschichte, die eben jenen Freiheitskrieg vorzüglich verherrlichen, den versammelten Griechen vorlas, lebten die großen Begebenheiten noch in lebhaftem Andenken des frohen Siegergefühls.

Der Vorwurf, der dem Pindar gemacht wird, läßt sich wohl erklären, aus der auch in seinem Gedicht sichtbaren Abneigung gegen die Volksherrschaft, die schon damals in Griechenland manchen gewaltsamen Ausbruch veranlaßte, und noch größere Verwilderung ahnen ließ; und aus der Vorliebe für die königliche Gewalt, und die bei den dorischen Völkern überwiegende Herrschaft des Adels. Diese Form der Verfassung aber, die Monarchie und die Hoheit des Adels, erschien im Alterthum wenigstens nirgends in einem so glänzenden und so milden Lichte, als in dem persischen Kaiserthum, das, wie sehr auch einzelne Herrscher ihre Gewalt mißbrauchten, im Ganzen durchaus auf hohe Begriffe und edle Sitten gegründet war.

Als dorischer Dichter ist uns Pindar um so wichtiger, weil

er uns viele andere, ganz verlorne ersetzen muß. Was wir griechische Literatur nennen, und als solche in den noch vorhandenen größern Schriftstellern besitzen, ist eigentlich nur jonische und athenische, so wie später alexandrinische Literatur. Zur selbigen Zeit aber, als in den jonischen Staaten und zu Athen die Dichtkunst, Geschichte und Philosophie aufblühten, hatten die dorischen Völker, jener zweite von den jonischen in Sitte, Verfassung, Sprache und Denkart so sehr abweichende griechische Stamm, eine von jener uns bekannten noch getrennte und eigne Literatur; Dichter aller Art, eine eigenthümliche Form des Dramas, seit Pythagoras auch Philosophen und andere Schriftsteller. Pindar kann uns, nachdem alles dieses untergegangen ist, wenigstens ein allgemeines Bild der dorischen Sitten, und des diesen Sitten gemäßen Lebens geben, wie der Dichter es auffaßte und sich verschönert dachte.

Die erkünstelte wilde Begeisterung und absichtliche Dunkelheit, welche bei den neuern Nachahmern des großen Dichters als Pindarisch genannt wird, ist ihm selbst ganz fremd. Vielmehr ist eine große Ruhe, Würde und Heiterkeit in seiner Darstellung. Ist wo eine Dunkelheit, so liegt sie meistens in den vielen Anspielungen auf das, was uns fremd ist, seine Zuhörer aber in bekannter Gegenwart umgab, oder ihnen aus lebendiger Erinnerung vor der Seele stand. Indem er die Sieger in den Kampfspielen besingt, geht er über auf das Lob der Heldengeschlechter, von denen der Sieger abstammte, der Stadt, welcher er angehört, oder der Götter, denen zu Ehren die Spiele gefeiert wurden; was denn bisweilen gewaltsame Uebergänge verursacht. Es sind diese Festgesänge überhaupt kaum lyrische Gedichte zu nennen, wenigstens sind sie nicht das, was wir darunter verstehen. Heroische oder epische Gelegenheitsgedichte sind es, welche von Musik und Tanz begleitet, nicht bloß abgesungen, sondern auf gewisse Weise dramatisch aufgeführt wurden. Was diesen Dichter am meisten auszeichnet, ist die hohe Schönheit, und die musikalische Weichheit der Sprache, und dann die Neigung, alles in einem verschönernden Lichte zu betrachten. Wie edle Herrscher in gefahrlosen Zeiten, und glückliche Staaten unter schönen Kampf-

und Ritterspielen sorgenfrei dahin leben unter gleichgesinnten Freunden, von begeisterten Sängern umgeben, und in schönen Erinnerungen der Heldenahnen schwelgend; das hat Pindar unvergleichlich dargestellt, und in eben dieser Lebensweise seiner geliebten Sieger und der dorischen Edlen, stellt er uns auch die Gestalten der Vorzeit und die Götter dar.

Ein Dichter sehr verschiedener Art und von einem ganz andern Gefühle beseelt, ist Aeschylus. Das kriegerische, kühne Hochgefühl des für die Freiheit begeisterten Siegers, das sich in seinen Werken ausspricht, versetzt uns in die Stimmung, die etwa in dem stolzen Athen zu jener Zeit des großen Kampfes die herrschende sein mochte. Als Dichter ringt er noch mit einer Form, die erst im Werden ist; jene große, den Griechen eigenthümliche Form der Tragödie, die Aeschylus zuerst entwarf und erschuf, ohne sie ganz vollenden zu können. Groß war er, als Dichter besonders in der Darstellung des Furchtbaren und der tragischen Leidenschaften. Zu der Tiefe des Dichters gesellte sich bei ihm der Ernst des Denkers. Denn auch den letzten Namen verdient er mit vollstem Recht, und der Vorwurf, welcher ihm gemacht ward, daß er in seinen Gedichten die Mysterien, oder die verborgenen Lehren der eleusinischen geheimen Gesellschaft verrathen habe, kann uns beweisen, daß er überall nach Wahrheit ernstlich geforscht hatte. In seinem Geiste hat die griechische Mythologie eine durchaus eigenthümliche und neue Gestalt angenommen. Er hat nicht bloß einzelne tragische Begebenheiten dargestellt, sondern es geht durch alle seine Werke eine und dieselbe allgemeine tragische Weltansicht hindurch. Der Untergang der alten Götter und Titanen, und wie ihr erhabener Urstamm durch ein jüngeres, schlaueres Geschlecht von geringerm Werthe besiegt und verdrängt worden sei, das ist der beständige Gegenstand, wohin alle seine Darstellungen und Klagen zielen; also die ursprüngliche Erhabenheit und Größe der Natur und des Menschen, und wie beide allmälig in Schwäche und Gemeinheit versinken. Doch erhebt sich bei ihm, aus den Trümmern einer untergehenden Welt die alte Riesenkraft hie und da, wie im Prometheus, immer noch kühn und frei, im Innern unbesiegt empor. Man kann dieser Ansicht

eine mehr als dichterische und auch sittliche Erhabenheit nicht absprechen.

In den beiden zuletzt geschilderten Dichtern, dem Pindar und Aeschylus, ist etwas eigenthümlich Orientalisches bemerkbar, was sich schon in der ungleich kühneren Bildlichkeit und dem mehr abgerißnen Gedankengange kund gibt, worin man es auch schon oft bemerkt hat, obwohl es noch ungleich tiefer liegt und sich viel weiter erstreckt, als bloß auf die äußere Form des Ausdrucks. Ueber die Pindarischen Festgesänge ist nebst einer besondern asiatischen Weichheit und Milde, jene priesterliche Würde und Anhauch heiliger Weihe verbreitet, der für diese harmonischen Gefühle erst die tiefe Grundlage einer naturfrommen und in Einfalt göttlichen Gesinnung bildet. Im Aeschylus aber ragen noch überall die gigantischen Gestalten der Urwelt hervor. Wie Pindar ganz in der Harmonie lebt, so steht Aeschylus durchaus im gewaltigen Kampf zwischen dem alten Chaos und der Idee des Gesetzes und der harmonischen Ordnung; und eben darum ist dieser Erste der tragischen Dichter für das Ganze der griechischen Dichtkunst von so hoher Bedeutung. Denn wenn wir das Streben derselben im Ganzen und die in ihr herrschende Idee in ihrem innersten Grunde erfassen, so steht die alte Poesie in der Mitte zwischen der wilden Naturkraft und Tiefe des ursprünglichen Heidenthums und der späteren Vernunftbildung der gesitteten Völker, zwischen dem ersten und dem zweiten Weltalter, und bezeichnet eben den Uebergang von dem einen zu dem andern; getheilt zwischen der titanischen Willenskraft, als dem Elemente der Urwelt, von deren Erinnerungen die Fantasie noch voll war, und zwischen der Idee des Gesetzes und dem Streben nach einer harmonischen Lebensordnung und Bildung. Dieser Zwiespalt der alten Welt tritt im Aeschylus am deutlichsten hervor; im Allgemeinen aber waltet in der Poesie der Alten nebst der harmonischen Bildung, nach welcher sie strebte, durch die von der Urwelt herströmende Sage, aus welcher sie hervorging, am meisten die titanische Erinnerung vor; während der neuere, christliche Dichter, von der Wurzel einer eigentlichen Sage abgetrennt, den geistigen Blick vielmehr nach der Zukunft hin richtet, so weit dieselbe

durch Ahnung des Göttlichen in Sinnbildern erreicht werden mag.

Herodot, der uns den persischen Krieg darstellt, wird der Vater der Historie genannt. Es ist sein Werk, wenn man will, nur eine Chronik, treuherzige, ausführliche Erzählung aller der Begebenheiten, die den Erzähler zunächst umgaben, und ihm die wichtigsten waren, wobei dann, was er sonst noch irgend von der Welt und ihrer Geschichte weiß, bei Gelegenheit eingeschaltet wird; oder auch eine Reisebeschreibung, da er, was er von fremden Ländern mehr als andere Griechen gesehen und sehr genau gesehen und beobachtet hatte, so gern episodisch darstellt. Eben dieser vielen Episoden und der ganz freien, dichterischen Anordnung wegen, hat man sein Werk auch mit der epischen Darstellung alter Heldengedichte verglichen. Gewiß aber ist, daß diese Treue, diese Einfalt und Klarheit, diese Leichtigkeit und ungesuchte Anmuth der Erzählung, eben die Eigenschaften sind, die eine darstellende Geschichte eigentlich vollkommen machen, und die man nothwendig und unentbehrlich nennen möchte, wenn sie nicht so selten wären. Er ist der Homer der Geschichte, der Homer in Prosa, der reichhaltigste und erste unter allen Mythologen, der uns das ganze Epos der alten Völkerkunde, so weit es von den Griechen zu jener Zeit erfaßt war, in heller Klarheit durch neun Rhapsodien, mit einer Fülle der anmuthigsten Episoden reichlich durchwebt, vor Augen hinstellt. Ueberhaupt aber war die Erzählungsweise der Mythographen, obwohl in Prosa, der epischen Darstellungsart noch sehr ähnlich geblieben und es bewährt sich in ihrem alten großen Meister Herodot durch Klarheit, Anmuth und Fülle, der homerische Ursprung ihrer eigenthümlichen, epischen Geschichtsform. Schwer und langsam sonderte sich die Prosa bei den Griechen von ihrer poetischen Wurzel los, um sich in eigenthümlicher Form zu gestalten. Selbst in der Philosophie kehrten seit Xenophanes mehrere von der ersten Urform der jonischen Prosa in einfachen Gedankensprüchen und Aphorismen wieder zu einer metrischen und epischen Abfassung ihrer Gedanken zurück; in jenen Lehrgedichten von der Natur der Dinge, deren Inhalt der Poesie im Wesentlichen fremd ist und nur als äußeren Schmuck ihr Gewand entlehnt.

An diese drei geschilderten großen Autoren schließen sich später noch einige andere von eben so hoher Würde an. Der erste ist Sophokles. In jeder Art der Geistesentwickelung gibt es, wie in dem Stufengange der Natur, einen Moment der Blüte und einen höchsten Punkt der Vollendung, der sich dann auch durch eine schöne Vollkommenheit in der Form und in der Sprache kund gibt. Diesen Punkt bezeichnet uns Sophokles, nicht in der tragischen Kunst allein, sondern in der griechischen Poesie und Geistesbildung überhaupt. Es liegt in dieser Vollendung des Sophokles noch mehr und etwas Anderes als das, was wir oft in ähnlichen Fällen an Dichtern und Schriftstellern bemerken, und weßhalb wir sie für die höchsten ihrer Art, und in Form und Styl für vollkommen halten. In der Schönheit seiner Werke spiegelt sich die innere Harmonie und die Schönheit seiner Seele ab. Es ist an manchen Stellen der alten Dichter wohl zu bemerken, daß ihnen eine eigentliche Kenntniß und ein richtiger Begriff von Gott fehlte. Hatten sie aber diesen nicht, weil er ihnen und ihrer Zeit überhaupt nicht enthüllt war, so kann man doch ohne Ungerechtigkeit den größten und den besten unter ihnen, eine tiefgefühlte und oft bewundernswerthe Ahnung des Göttlichen nicht absprechen. Diese scheint mir in keinem der ältesten Dichter so hell und hervorleuchtend als im Sophokles. Es ist überall das Schicksal und der Gang der Poesie, daß sie mit dem Wunderbaren und Erhabenen, mit den großen Gestalten der Götterwelt und der Heldenzeit beginnt. Sie senkt sich in der Folge immer mehr herab von diesem hohen Fluge, nähert sich mehr und mehr der Erde, bis sie zuletzt in das Bürgerliche und Gemeine herabfällt, und sich da am Ende verliert. Die mittlere Region ist die glücklichste für die Poesie; da wo das heroisch Große noch natürlich und ungesucht, die Erinnerung des Göttlichen noch vorhanden ist, aber nicht mehr in abschreckender Riesengestalt vor uns aufsteigt, sondern milde und menschlich rührend, und menschlich schön zu uns tritt. Dieß ist der Charakter des Sophokles. Die eigenthümliche Kunstform der griechischen Tragödie, welche durch ihn vollendet ward, werde ich noch öfter in Betrachtung ziehen; auch dann vorzüglich, wenn ich auf die gelungenen oder vergeblichen Ver-

suche anderer Völker kommen werde, um diese große Form der griechischen Dichtkunst nachzuahmen oder sich anzueignen.

Der Charakter der griechischen Geistesbildung, als der glänzendsten Periode des zweiten Weltalters, beruht im Ganzen, nebst der künstlerischen und überall selbst im Leben, wie in der Wissenschaft auf eigene Weise, aber doch wahrhaft künstlerisch waltenden Klarheit des Verstandes, in dem Streben nach Harmonie, und der vorherrschenden Idee einer harmonischen Lebensordnung und Geistesbildung. Jene künstlerische Klarheit des hellsten Verstandes, finden wir in der Einfalt eines reichbegabten Natursinnes, schon im Homer; dieses harmonische Streben aber, obwohl auch im Pindar der milden Gesinnung nach herrschend, hat sich nur im Sophokles zur Vollendung gestaltet. Während die Fantasie der Griechen, wie aller Völker jener Weltperiode, im Allgemeinen immer tiefer herabsank, aus der siderischen Grundlage ihres alten Naturglaubens in das materielle Leben; erscheint die heidnische Mythologie selbst, in diesem Dichter der Harmonie, obwohl noch sinnlich gestaltet, doch wie in der geistigen Verklärung eines den höheren Sinn aller göttlichen Geheimnisse ahnenden Gefühles.

Dem Sophokles folgte in der Kunst, aber nicht in der Gesinnung Euripides, welcher aber schon einer ganz andern Generation angehört. Er war eben so sehr Redner als Dichter, und ist, je nachdem man ihn günstig oder ungünstig beurtheilt, ein Philosoph oder ein Sophist zu nennen; denn in dieser Schule hatte er sich gebildet, und daher manchen der Poesie eigentlich fremden Schmuck entlehnt. Dieß läßt ihn sein Feind und unerbittlicher Verfolger Aristophanes oft genug fühlen. Ehe ich aber diesen und einige andere Schriftsteller aus den Zeiten des griechischen Verderbens mit wenigen Zügen schildere, ist es nöthig, erst überhaupt in der Kürze darzustellen, wie es zur Zeit des beginnenden Bürgerkrieges und der inneren Staaten-Zerrüttung, dem Geschlechte der Sophisten gelang, ihren Einfluß überall zu verbreiten, und Griechenland auch geistig zu Grunde zu richten, bis Sokrates gegen sie auftrat, den sophistisch gewordenen Geist der Griechen, so weit als dies noch möglich war, zur Wahrheit zurückführte, und eine Schule gründete, aus welcher Plato hervorging.

Zweite Vorlesung.

Spätere griechische Literatur. Sophistik und Philosophie. Alexandrinisches Zeitalter.

Es war das glänzende Gemälde des aufblühenden griechischen Geistes in seiner ganzen Kraft und Herrlichkeit, welches ich in dem ersten Vortrage versuchte, durch einen kurzen Abriß in das Gedächtniß zurückzurufen. Ich wende mich jetzt zu der anderen Seite des Bildes, zu dem allgemeinen Verfall, der auf jene Fülle der Erfindung und Entwicklung so unmittelbar und unglaublich schnell folgte, und nachdem die Sitten entartet, die Staaten zerrüttet waren, auch die Kunst und den Geist der Griechen durch eine falsche Sophistik zu Grunde richtete.

Der erste große Schriftsteller, welcher uns den Verfall und die Zerrüttung in den öffentlichen Begebenheiten und in den allgemeinen Sitten darstellt und mit historischen Tiefsinn ergründet, ist Thucydides. Durch den hohen Styl und den gedankenvollen Inhalt, wie durch den Ernst der großen Gesinnung, reiht er sich noch ganz an die Zahl der ersten Autoren Griechenlands. Seine Geschichte ist ein Kunstwerk der Darstellung; so wurde sie von den Alten selbst beurtheilt, und besonders einer obwohl nicht erdichteten, sondern geschichtlichen Tragödie verglichen, und wohl mochte dem Darsteller selbst jener große Bürgerkrieg, die Geschichte von dem Untergang seiner einst so blühenden, glücklichen, mächtigen Vaterstadt als ein furchtbares Trauerspiel erscheinen. War ja doch diese Begebenheit in ihren weitern Folgen, so wie wir dieselben übersehen, was damals noch nicht so hell einleuchtete, auch die Geschichte von dem allgemeinen Untergang der gesammten

griechischen Nation! Thucydides hat die den Griechen eigenthümliche Kunstform der Historie gestiftet und ist auch in der großen Anlage seines Werkes von den Späteren unerreicht geblieben. Die Eigenschaften dieser besondern historischen Kunstform bestehen in der Einflechtung ausführlicher, kunstreicher politischer Reden, welche alle Bewegungsgründe und Staatsansichten jeder wichtigen Begebenheit aus dem verschiedenen Standpunkt der entgegengesetzten Parteien enthalten und mit Scharfsinn entwickeln; sodann in einer fast dichterisch ausführlichen, lebhaft malenden Darstellung von Schlachten und andern, in der Weltgeschichte sich nur allzuhäufig wiederholenden, öffentlichen Begebenheiten; endlich in der höchsten Würde eines reich geschmückten Styles in der kunstreichsten Prosa. Bei ähnlichen Staatsverhältnissen und einem ähnlichen Uebergewicht und Einfluß der Redekunst, konnten die Römer unter allen Kunstformen der griechischen Bildung diese sich am leichtesten und am glücklichsten aneignen. Für uns neuere Europäer paßt sie nicht; die Versuche der Nachahmung sind meistens unglücklich ausgefallen. Die jetzigen Verhältnisse sind anders, die Redekunst hat nicht mehr diesen entscheidenden, oft verderblichen Einfluß; bei dem reichen Vorrath von Thatsachen, den wir in der gesammten Weltgeschichte überschauen, verlangen wir statt der dichterisch ausführlichen Beschreibungen von Schlachten und anderen öffentlichen Begebenheiten, vielmehr kurze Angaben, die zum Zwecke führen, und in einfacher Erzählung deutlich machen, was eigentlich geschah, und warum es so gekommen sei. Eine solche deutliche Kürze, die schmucklose Einfalt und schöne Klarheit des Herodot, entsprechen mehr unserm Bedürfnisse und Wunsch in der historischen Darstellung, und müssen eher das Ziel sein, wohin diese jetzt zu streben hat, als die hohe Kunstform, welche Thucydides gestiftet hat, und worin er, wenn auch noch nicht vollkommen und vollendet zu nennen, unter den Griechen doch der Erste geblieben ist. Was ihm an der Vollendung abgeht, liegt nicht in der Anordnung und Zusammensetzung des Ganzen, welche durchaus groß, vortrefflich, und wie die Alten sein Werk nannten, eines erhabenen historischen Trauerspieles würdig ist; es liegt bloß in dem noch rauhen, harten und hier und da dunkeln Styl. Sei es nun, daß nicht

blos am Schluß und letzten Theile des Werkes, sondern an dem Ganzen, wie ein scharfsinniger Gelehrter vermuthet, die letzte überarbeitende Hand fehlt; sei es dem Zeitalter zuzuschreiben, in welchem die Prosa erst eben entstanden war, und sich zu bilden angefangen hatte, daher sie, nach einem so hohen Styl strebend, als der, welchen dieser Historiker im Sinne hatte, die kunstreiche Form noch nicht erreichen konnte, ohne Spuren des dazu vorangegangenen Kampfes, der Anstrengung und des Zwanges an sich zu tragen; oder sei es, daß der Verfasser dieses, bei aller Erhabenheit und Kunst dennoch Rauhe und bisweilen Abschreckende der Schreibart angemessen fand für den dunkeln Inhalt seiner tragischen Geschichte, jener furchtbaren Katastrophe von dem Verfall und dem Untergang seines Vaterlandes, die er nicht zur flüchtigen Unterhaltung beschreiben und aufzeichnen wollte, sondern wie er selbst im Eingange seines Werkes kraftvoll sagt, hinstellte als „ein Denkmal auf ewig."

Die Historie überhaupt aber, welche ihrer Natur nach in der Mitte steht zwischen rhetorischer Darstellung und kritischer Forschung, neigt sich in beiden Gattungen, welche sich bei den Griechen in ihrer ersten großen Zeit entwickelt haben, mehr zur Poesie und Kunst, als zum philosophischen Verständniß der verschiedenen Zeiten und Weltentwicklungen in wissenschaftlicher Vollständigkeit, als wohin das Streben der Neuern gerichtet ist. In den Mythographen und dem Herodot schließt sie sich noch ganz an die epische Weise der alten Rhapsoden an; in den späten, kunstreicheren politischen Geschichtswerken aber wetteifert sie mit der dramatischen Darstellung und ist im Thucydides selbst der Tragödie wahrhaft vergleichbar.

Wenn uns Thucydides nun die innere Zerrüttung aller griechischen Staaten und Verfassungen überhaupt, sammt ihren Ursachen vor Augen stellt und erklärt; so schildert uns dagegen Aristophanes den tiefen Verfall der athenischen und überhaupt der griechischen Sitten, auf eine Weise und mit einer Stärke, die mitunter allen Glauben übersteigt, und die uns kein geschichtliches Werk und kein anderes Denkmal irgend so deutlich schildern könnte. Von dieser Seite, als Urkunde der Sittengeschichte des Alter-

thums, ist sein Werth nun allgemein anerkannt, und auch keinem Zweifel mehr unterworfen. Wollen wir ihn als Schriftsteller und Dichter beurtheilen, so müssen wir uns freilich ganz und durchaus in sein Zeitalter versetzen. In dem neuen Europa hat man gegen einzelne Nationen oder Epochen den Vorwurf geltend gemacht, daß die Literatur, die Dichter und überhaupt die Geisteswerke derselben zu ausschließend nach dem feineren, gesellschaftlichen Ton sich richten, und insbesondere nach dem Beifall der Frauen streben. Es hat unter den Nationen und in den Epochen selbst, die dieses Fehlers am meisten beschuldiget werden, nicht an Autoren gefehlt, welche darüber Klage geführt, welche behauptet und dargethan haben, wie die Literatur durch eine solche überall, und auch da, wo sie nicht hingehört, angebrachte Eleganz und Galanterie beschränkt, einförmig, kleinlich und unmännlich werde. Es mag sein, daß diese Klage einigen Grund habe; der Literatur der Alten, und besonders der der Griechen muß man dagegen den Vorwurf machen, daß sie eine allzu ausschließend und einseitig männliche Literatur war, die eben desfalls in einigen Stücken rauher erscheint und roher blieb, als von der sonstigen Geistesbildung und Verfeinerung der Alten zu erwarten war. In den ältesten Zeiten, so wie uns deren Zustand und Sitten auch noch die Homer'schen Gedichte schildern, war das Verhältniß der Frauen würdiger, freier, und für diese frühere Stufe der gesellschaftlichen Ausbildung günstig zu nennen. Späterhin nahmen die Griechen in dieser Hinsicht immer mehr von den asiatischen Völkern die Sitte der völligen Absonderung, Einschließung und Unterdrückung des weiblichen Geschlechtes an. Selbst die republikanische Verfassung, welche das ganze Leben und die Seele mit den bürgerlichen Geschäften, mit wahrhaft oder blos eingebildeten vaterländischen Gefühlen und Gegenständen, und mit der besonderen politischen Meinung und Partei anfüllte, der ein Jeder angehörte, war dem Einflusse und den Verhältnissen des weiblichen Geschlechtes nachtheilig. Wohl waren diese Verhältnisse nicht überall dieselben; es gab vielerlei Verschiedenheit und Ausnahmen, da die Sitten und die Verfassung der einzelnen griechischen Völker in

diesem Stücke, wie in vielen andern, so weit von einander abgingen. In Sparta und überhaupt bei dem dorischen Stamm, so wie auch nach der von den Pythagoräern eingeführten neuen Lebenseinrichtung, wurden die natürlichen Rechte und die Würde der Frauen ungleich besser anerkannt. Im Ganzen war aber doch jene Sitte der asiatischen Einschließung und Absonderung der Frauen, auch in Griechenland sehr ausgebreitet, von welcher in den Geisteswerken der Griechen viele ungünstige Folgen zu sehen sind. Daher fehlt diesen Werken bei allen übrigen herrlichen Vorzügen oft jene Blüte der feinen Sitte und weiblichen Zartheit, die zwar nicht überall angebracht werden darf, überhaupt auch nicht erzwungen und gesucht sein muß, die man aber doch da, wo sie an ihrer Stelle wäre, sehr ungern vermißt, oder das rauhe und beleidigende Gegentheil davon wahrnimmt. Durch jenen Mangel wurden die Alten überhaupt, und besonders die Griechen in einzelnen Fällen nicht blos minder gesittet, als man es von einem sonst so gesitteten, gebildeten und geistreichen Volke erwarten sollte; auch die entschiedenste Unsittlichkeit und unnatürliches Verderbniß hatte jene Herabwürdigung des weiblichen Geschlechtes zur Folge, und rächte sich dadurch für die ungerechte Unterdrückung. Selbst in den schönsten und edelsten Werken der Alten, stört uns noch hie und da die Erinnerung an diesen Punkt, in welchem ihre Lebenseinrichtung so fehlerhaft, ihre Sitten so verkehrt waren. Hier, wo von dem Verfall der griechischen Sitten, und von dem Schriftsteller, der denselben am kraftvollsten und anschaulichsten malt, vom Aristophanes die Rede ist, konnten wir es nicht vermeiden, diesen allgemeinen Mangel zu berühren. Hat man diese Unvollkommenheit aber einmal als solche anerkannt, deren Vorwurf doch billigerweise nicht den einzelnen Schriftsteller, sondern die gesammte Bildung der Alten, ihre Sitten wie ihre Literatur trifft; so muß man sich alsdann auch dadurch nicht abhalten lassen, die übrigen großen Eigenschaften solcher Schriftsteller, die uns für vollständige Kunst- und Geistesbildung oft so unentbehrlich sind, ganz anzuerkennen, und in dem Aristophanes z. B. den großen Dichter zu sehen, der er wirklich ist. Zwar seine Gattung und Form, wenn es anders für eine eigentliche und geregelte Gattung

gelten kann, ist für uns gar nicht anwendbar. Die alte Komödie beruht nach ihrem ersten Ursprung auf dem Naturdienst der Alten. An den, dem Bacchus und andern fröhlichen Gottheiten geheiligten Festen, schien ihnen jede Freiheit und auch die ausschweifende Freude rechtmäßig und nicht bloß erlaubt, sondern geheiligt. Allerdings ist die Fantasie, die an und für sich unbeschränkt sein möchte, das eigentliche Erbtheil des Dichters, und so hat sich derselbe Trieb, sich ihrem Fluge und ihren Launen einmal ganz zu überlassen, und alle andere Schranken, Gesetze und Gewohnheiten wenigstens für diesen Augenblick nicht zu achten, auch wohl sonst bei Dichtern in anderer Zeit, und unter anderen Formen geregt. Immer hat der wahre Dichter, wenn er dieses alte Vorrecht einer saturnalischen Freiheit für die Spiele seiner Fantasie auf eine kurze Zeit zurückforderte, dabei die Verpflichtung gefühlt, nicht bloß durch die Fülle und Verschwendung von Erfindung und Geist, sondern auch durch die höchste Bildung in Sprache und Verskunst, seine poetische Ebenbürtigkeit und Ansprüche zu bewähren, und es dadurch zu beweisen, daß es nicht ein prosaischer Muthwille oder gar eine persönliche Triebfeder sei, was ihn begeistere, sondern eine poetische Kühnheit. Dieses findet auf den Aristophanes volle Anwendung. In Sprache und Verskunst ist er nicht bloß von anerkannter Vortrefflichkeit, sondern den ersten Dichtern gleich zu setzen, welche Griechenland jemals hervorgebracht hat. In manchen ernsthaften und poetischen Stellen, welche diese athenische Volkskomödie in ihrer äußerst mannichfaltigen und regellosen Zusammensetzung nicht ganz ausschließt, zeigt er sich als wahrer Dichter, dem jeder Versuch, auch in der ernsten und höhern Gattung unstreitig gelungen sein würde. So sehr nun übrigens auch der Inhalt seiner Stücke von gemischter Art sein mag, so wenig ein großer Theil seines Witzes uns gefallen und ansprechen kann, so bleibt doch, wenn man alles Mißfällige oder Unförmliche wegschneidet, immer noch ein fast verschwenderischer Geistesreichthum von Witz, Fantasie, Erfindung und poetischer Kühnheit übrig. Eine Freiheit wie die, deren sich Aristophanes gebraucht, kann freilich nur in einer so zügellosen Demokratie, als Athen damals war, Statt finden. Daß aber ein Schauspiel,

welches seinem Ursprung nach ein bloß zur Belustigung bestimmtes Volksschauspiel war, eine so reiche poetische Ausstattung litt, ja derselben bedurfte, das erregt immer einen hohen Begriff, wo nicht von der eigentlich so zu nennenden Bildung, doch von dem lebhaften Geist und regen Sinn des Volkes jener merkwürdigen Stadt, die der Sammelplatz und Mittelpunkt griechischer Redekunst und Verfeinerung, so wie auch griechischer Zügellosigkeit und Verdorbenheit war. Aristophanes ist der materiellste unter allen alten Dichtern; aber dennoch ein wahrhaft großer, und in seiner Art klassischer Dichter durch die kühne Fantasie und die Fülle der poetischen Erfindung. Man darf ihn daher allerdings als Dichter den großen Tragikern anreihen und wenn uns Aeschylus die Erhabenheit des Geistes, Sophokles die Schönheit und Harmonie der Seele in den Gebilden ihrer Poesie im höchsten Maße offenbaren; so zeigt uns jener große Komiker, daß die wahre Poesie sich selbst in dieser Tiefe eines ganz körperlichen Stoffs noch an den Gegensätzen der Wirklichkeit mit muthwilliger Kraft üben und auslassen und ihre Fülle daran verschwenden kann. Und diese Fülle genialischer Erfindung und poetischen Witzes steht dem großen Style der ernsten Dichter näher, ist in ihrer dithyrambischen Kraft ihrem Geiste verwandter als die rhetorische Weichlichkeit und sentimentale Dürftigkeit des Euripides, wie dieß auch schon oft von den tiefern Kennern der alten Poesie anerkannt worden. Der materielle Inhalt in der großen Komödie ist nur der Träger des poetischen Witzes, an welchem die Fantasie ihre innere Fülle desselben ausläßt; und dieser Witz, wenn es der rechte poetische, der aristophanische ist, enthält eben jene eigenthümliche Art der Poesie, welche sich in der Reaction gegen den widerstrebenden Stoff der körperlichen Wirklichkeit äußert. Dieß wird genug sein, um den Dichter Aristophanes zwar nicht als Urbild zur Nachahmung aufzustellen, was er in seiner ganzen Eigenthümlichkeit auf keine Weise sein darf, aber doch ihn in sein wahres Licht zu stellen. Sehen wir nun auf den Gebrauch, den er als Mensch, und besonders als Bürger von jener ihm nach der Sitte des Alterthums und der Verfassung seines Vaterlandes als Dichtervorrecht gestatteten Freiheit

machte, so läßt sich auch hier vieles zu seiner Rechtfertigung sagen, und manches anführen, was ihm unsere Achtung erwerben muß. Am vortheilhaftesten erscheint er als Patriot, wo er alle Mängel des Staats rügt, und schädliche Demagogen mit einem in demokratischen Staaten und anarchischen Zeiten gewiß sehr gefährlichen und verdienstlichen Muthe, der selten gefunden wird, schonungslos angreift. Wenn er nach der alten Feindschaft, und schon gewohnten Parodie, welche die Komödien-Dichter gegen die Tragiker ausübten, besonders den Euripides unermüdlich und unerbittlich geißelt; so ist dabei auffallend, wie er nicht bloß von dem ältern Aeschylus, sondern auch von Sophokles, der noch sein Zeitgenosse gewesen war, in einem ganz andern Tone und mit sichtbarer Schonung, ja mit einer tiefgefühlten Ehrfurcht spricht. Eine schwere Anklage gegen ihn bildet, daß er den tugendhaftesten und den weisesten seiner Mitbürger, den Sokrates, so gehäßig geschildert hat; vielleicht aber war es nicht bloß poetische Willkühr, und daß er den ersten besten berühmten Namen aufgriff, um unter demselben die Sophisten, die es allerdings verdienten, zu verspotten, und dem Volke so lächerlich und verabscheuungswerth darzustellen als möglich. Der Dichter verwechselte und vermengte vielleicht selbst, ohne es zu wollen, den Weisen, den sein Trieb nach Wahrheit Anfangs auch in diese Schule führte, mit diesen Sophisten selbst, welche Sokrates studirt hatte, um sie zu widerlegen, und deren Schule er nur besuchte, bis er ihre Leerheit erkannte und nun den Kampf gegen sie, und den Versuch begann, die Griechen auf einem ganz neuen Wege zur Wahrheit zurück zu führen.

Nicht bloß die Staaten und die Sitten der Griechen, sondern auch die redenden Künste, und alle durch die Rede wirkende und sich mittheilende Erkenntniß, und die allgemeine Denkart sind durch den sophistischen Geist vergiftet, verderbt, und durchaus zu Grunde gerichtet worden, bis Sokrates dem Strom des Verderbens entgegen trat und ihn hemmte, in so weit es noch möglich war. Dieser eifrige Freund und Erforscher der Wahrheit, ein Bürger von Athen, in den einfachsten und beschränktesten Verhältnissen lebend, und nur auf einen kleinen Kreis auserlesener Schüler und gleichgesinnter Freunde wirkend, hat dadurch für die

Geistesbildung und Literatur der Griechen einen Einfluß erhalten, und eine Epoche in ihr gemacht, wie kaum der Gesetzgeber Solon vor, oder der Eroberer Alexander nach ihm. Um aber diesen denkwürdigen Kampf des Sokrates, die durch ihn erfolgte Wiedergeburt der Philosophie, und den von da an beginnenden neuen Aufschwung des griechischen Geistes deutlich vor Augen zu stellen, ist nothwendig, daß wir zuvor noch den Blick rückwärts wenden, auf die ältere Philosophie und den herrschenden Volksglauben der Griechen, so wie auf den Ursprung der zwischen beiden hervorkeimenden Sophistik.

So ausgezeichnet die Griechen hervortreten in allem, was Kunst und Geistesbildung betrifft, in allem, was vom Menschen zur äußern Erscheinung und an die sinnliche Oberfläche gelangt; so läßt sich doch nicht läugnen, daß die, allen diesen zum Theil glänzenden und erfreulichen Erscheinungen zum Grunde liegenden herrschenden Ansichten der Griechen von der Natur und dem Wesen der Dinge, vom Ursprunge der Welt und der Bestimmung des Menschen, so wie von den höhern Wesen und von der Gottheit, im Ganzen genommen, viel zu materiell, sehr ungenügend und mehrentheils durchaus verwerflich waren. Die ältern Philosophen der griechischen Nation sind selbst dieser Meinung gewesen, indem sie den Homer und Hesiodus, als die allgemein bekanntesten und verbreiteten Dichter und Hauptstifter der Götterlehre, eben wegen dieser dichterischen Götterlehre und der in ihren Werken und Liedern enthaltenen unwürdigen, irrigen und unsittlichen Vorstellungen von der Gottheit heftig tadelten, und ihre anstößigen Dichtungen in den stärksten Ausdrücken mißbilligten und verdammten. Uns gelten jene Dichtungen nur als ein angenehmes Spiel der Einbildungskraft zur Ergötzung und Erheiterung; sobald wir uns aber daran erinnern, daß diese Ansichten in dem Volksglauben als Wahrheiten galten, sobald wir an die Folgen denken, die daraus gezogen, an die Anwendungen, die davon gemacht wurden; so können wir bei aller Vorliebe für den Zauber der Darstellung in jenen alten Gedichten doch nicht umhin, den tadelnden und verdammenden Urtheilen der Philosophen einigermaßen beizustimmen. Wir fühlen und verstehen

wenigstens den Grund ihrer Mißbilligung. Zwar mögen sie sich ihrer daher rührenden Feindschaft gegen die Dichtkunst zu sehr überlassen, und sich in ihrem Tadel viel zu allgemein ausgedrückt haben; wie denn überhaupt die Entwicklung des griechischen Geistes so mannichfaltig war, daß es schwer ist, irgend ein ganz allgemein geltendes Urtheil, besonders in den frühern Zeiten, zu fällen. So kann es zugegeben werden, ja es ist sehr wahrscheinlich, daß die ältern Gesänge vor Homer, jene Lieder, welche die Thaten des Herkules, die Kämpfe der Riesen, Götter und Helden, die Belagerung der Burg von Thebä durch die sieben Helden, besonders aber den wunderbaren Zug der Argonauten besangen, zum Theil eine viel tiefere Bedeutung hatten, auf eine viel höhere Ansicht gegründet waren, als die spätern Heldengesänge aus der trojanischen Zeit. Einiges darin mochte selbst mit den asiatischen Ueberlieferungen weit mehr übereinstimmen als die spätere griechische Denkart, oder doch daran erinnern, wie, um nur ein Beispiel anzuführen, die unter dem Namen des Hesiodus erhaltene schöne Dichtung von den Weltaltern, dem ersten goldenen, einer im Anfange vollkommnen Unschuld, im ungestörten seligen Lebensgenuß, der noch mit den Göttern befreundeten und selbst göttlich lebenden Menschen; dem dann folgenden geringeren silbernen Zeitalter, dem noch schlechteren ehernen, der Gewalt und rohen Heldenstärke, und wie die Entartung immer tiefer sinkt. In Rücksicht auf diese wahrscheinlich tiefere, sinnbildliche Bedeutung der ältesten griechischen Dichtkunst bleibt Orpheus ein, wenn gleich fabelhafter, doch auch für die Geschichte nicht sinn- und inhaltsleerer Name, als der eines Sängers, welcher die Geheimnisse alter Ueberlieferung und heiliger Sinnbilder dem Volk in Heldengesängen, wie sie seiner Zeit angemessen waren, offenbarte und allgemein mittheilte. Wie dem aber auch sei und in der ältesten Zeit gewesen sein möge: in den homerischen Gedichten ist diese tiefere Bedeutung schon fast ganz erloschen, und kaum mehr in einzelnen schwachen Spuren sichtbar. In der dem Hesiodus beigelegten Theogonie, die doch ziemlich allgemeine Ausbreitung gehabt zu haben scheint, und als ein Maßstab für die übrigen gelten kann, ist die Bedeutung dagegen klar genug; aber sie ist sehr

materiell und ganz verwerflich. Die Welt ist dieser Ansicht zu Folge aus dem Chaos entstanden. Aller unschicklichen und widersinnigen Vorstellungen von den Göttern nicht zu gedenken, wird die Natur nur von der Seite ihrer unerschöpflichen Fruchtbarkeit und Lebensfülle, unter mancherlei Sinnbildern aufgefaßt, die sich eigentlich doch alle auflösen in den Begriff eines unendlichen Thieres. Das Leben der Natur aber wird in dieser Ansicht der dichterischen Götterlehre aufgefaßt bloß als ein ewiger Wechsel von Liebe und Haß, Anziehung und Abstoßung, ohne Ahnung des höheren Geistes, der, wie er sich im Innern des Menschen vernehmen läßt, so auch aus der Natur wenigstens an einzelnen Stellen hervorbricht und emporleuchtet.

Es ist diese Götterlehre eigentlich ein entschiedener Materialismus, zwar noch nicht als System, als angebliche Wissenschaft und Philosophie, aber in dichterischer Einkleidung, und dem Volksglauben sich anschließend. Vom Homer läßt sich dieß nicht sagen, wenigstens tritt eine solche durchaus materielle Ansicht in ihm nirgends deutlich hervor. Es ist vielmehr in seinem durchaus bloß menschlichen Gemälde, wo die Götter nur als Gestalten der dichterischen Einbildungskraft erscheinen, fast gar keine Beziehung sichtbar, auf das, was wir in einem philosophischen und allgemeinen Sinn Religion nennen würden, oder solche irrige Ansichten, die deren Stelle vertreten sollen. Es ist nicht Unglaube, Abläugnung oder eine verwerfliche materielle Auffassung dieser Verhältnisse, sondern vielmehr gänzliche Unwissenheit und kindliche Unbefangenheit, aber doch eben wie bei Kindern, hier und da mit einem schönen Gefühl, mit einer glücklichen Ahnung und mit einem einzelnen Lichtblick verbunden. Wir also würden nach unserer Ansicht, die Götterlehre des Hesiodus, dem strengen und gerechten Tadel der alten Philosophen gern Preis geben, vom Homer dagegen aber ungleich günstiger urtheilen. Doch läßt sich wohl erklären, was auch in seiner Götterlehre den spätern Sittenlehrern seines Volkes anstößig war, und nicht zu läugnen ist, daß gerade die Darstellung der Götter selbst in poetischer, noch mehr aber in moralischer Rücksicht die schwache Seite dieser Gedichte bildet. Wenn die homerischen Helden wenigstens an Kraft und

Größe oft übermenschlich und göttlich erscheinen, so finden wir dagegen die homerischen Götter ungleich roher, den menschlichen Schwachheiten noch mehr unterworfen, und in jeder Hinsicht ungöttlicher als die Helden. Dies ist leicht zu erklären, gerade weil der Charakter und die Handlungsweise der Götter mehr der alten Ueberlieferung und Bedeutung angehörte, als der veredelnden Einbildungskraft des Dichters. Alle Göttergestalten und Götterbegebenheiten des alten Volksglaubens hatten ursprünglich eine Bedeutung, meistens eine Naturbedeutung. Ein solcher naturbedeutender Gedanke, in eine Handlung von menschengleichen Wesen eingekleidet, fiel sehr oft in das Widersinnige und anscheinend Unsittliche. Man erinnere sich nur an den seine Kinder selbst verzehrenden Saturnus oder Kronos. Eine, wenn man es menschlich und moralisch nimmt, gräßliche Vorstellung, womit doch nicht viel Anders gemeint ist, als die ihre eigenen Geburten immer wieder selbst verschlingende Zeitlichkeit und Bildungskraft der Natur. Hesiodus ist voll von solchen Dichtungen und Vorstellungen, die, wenn sie nicht auf die Natur und ihren eigentlichen Sinn gedeutet werden, widersinnig, unschicklich und unsittlich ausfallen. Auf eine ähnliche Weise ist die symbolische Bedeutung, die ursprünglich fast allen Vorstellungen der alten Völker von ihren Gottheiten zum Grunde lag, auch in der bildenden Kunst der Schönheit nachtheilig. Nehmen wir z. B. die Vorstellung eines hundertarmigen Riesen, ein einfaches Sinnbild der Stärke und gewaltsamen Thätigkeit. In einem Gedichte, wie es sich dann auch bei dem Homer und Hesiodus findet, lassen wir es uns wohl gefallen, weil da das Bild doch in Gedanken nicht so deutlich ausgeführt wird; nun lasse man es aber durch die Skulptur zum dauernden Anblick ausführen, und es entstehen jene noch wohl jetzt bei einigen asiatischen Völkern gebräuchlichen Götzenbilder, die uns durch das Ungeheuere ihrer Mißgestalt abschrecken. Oder man nehme andere ähnliche Vorstellungen, die schon geistiger und edler sind, aber doch auch mit der Schönheit der Gestaltung nicht vereinbar. Man erinnere sich, wie die Indier ihren Begriff von der in einem Wesen verbundenen, schaffenden, erhaltenden oder zerstörenden Gottheit in einer dreiköpfigen Gestalt darstellen. In

einer ähnlichen, ebenfalls symbolischen Beziehung und Bedeutung wurden dem indischen Brahma vier Gesichter, so wie dem altitalischen Janus zwei gegeben. Alle diese Sinnbilder sind der Schönheit der Gestaltung ungünstig. Eben dadurch erhob sich die bildende Kunst bei den Griechen höher als bei den Egyptern, weil sie diese alte Symbolik, in so weit sie zur Mißgestalt führte, immer mehr und mehr verließ, ohne doch alle Bedeutung und die Beziehung auf das Göttliche ganz zu verlieren. In der Poesie versuchten wohl auch einzelne Alles ins Edle verschönernde Dichter, wie besonders Pindar, was in den alten Göttersagen Rohes und das sittliche Gefühl Beleidigendes lag, zu verschleiern und zu mildern. Aber es konnte hier bei weitem nicht mit demselben Erfolge wie in der bildenden Kunst geschehen, indem die Dichtkunst der Alten ganz auf der Mythologie beruhete, diese zu verändern und umzugestalten aber nicht in der Willkühr eines einzelnen Dichters lag. Daher selbst beim Homer, der doch die Götter am meisten bloß als Menschen darstellt, Spuren dieser Art sich finden. Ein Beispiel wird hinreichend sein, dieses deutlich zu machen. Wenn Zeus in einem Ausbruch des Zornes den Göttern sagt, sie sollten eine Kette am Himmel befestigen, und sich alle daran hängen, sie würden ihn dennoch nicht von seinem Sitze bringen, ja er würde sie, wenn es ihm gefiele, wohl eher allesammt von der Erde zu sich hinauf ziehen, so erscheint dieses auf den ersten Blick als eine rohe und nicht angemessene Prahlerei. Es ist hier aber wohl ohne allem Zweifel, so wie es auch schon die Alten deuteten, etwas Allegorisches von der Verkettung aller Wesen gemeint. Noch deutlicher ist dieses in einer andern Stelle, welche für das Gefühl beim ersten Anschein sehr beleidigend und widersinnig ist. Zeus droht der Juno in einem solchen ihm nicht ungewöhnlichen Ausbruch von Zorn, sie solle sich erinnern, welche Strafe sie einst erlitten, weil sie seinen geliebten Sohn, den Herkules zu verfolgen nicht aufgehört hatte. Zu Folge dieser Strafe ward die Königin des Himmels, welche die Alten meistens auf die Luft deuteten, vorgestellt, als mit gefesselten Händen von der Feste des Himmels herabhängend, an jedem Fuß mit einem Amboß belastet. Hierbei hat dem Dichter unstreitig

nicht bloß ein allegorischer Gedanke vorgeschwebt, sondern wahrscheinlich hat ihm irgend ein bestimmtes hieroglyphisches Bildwerk im Gedächtniß vor Augen gestanden. Stellen solcher Art sind jedoch verhältnißmäßig selten im Homer, so daß manche Erklärer diese und ähnliche Stücke von sinnbildlichen Inhalt als unecht und eine seinem Geiste fremdartige Einmischung verwarfen, über deren eigentlichen Sinn die spätern Ausleger vielfältig stritten und die verschiedenartigsten Meinungen aufstellten. Für die künstlerische Betrachtung bilden diese sinnbildlichen Stücke in dem unsterblichen Gebilde der herrlichsten Heldensage nur den alterthümlichen Hintergrund einer mehr priesterlichen Vorzeit. Nachdem aber der Zusammenhang in den einzelnen Zügen lange verloren, und der einfache Sinn uralter Naturanschauung entwichen war, blieb für die mannichfaltigste Deutung ein freier Spielraum geöffnet.

Gleichwohl waren es solche und ähnliche Vorstellungen, welche die Sittenlehrer anstößig fanden, und auf ihrem Standpunkte auch wohl finden mußten, und weßhalb sie den Homer und die Dichtkunst überhaupt verwarfen. Außer jenen aus einer ältern Zeit stammenden Ueberbleibseln einer kaum mehr verstandenen Symbolik, deren Deutung zum Theile schon verloren war, mußte die Götterlehre aber noch von einer andern Seite den Sittenlehrern anstößig werden. Bei der Gewohnheit der Alten, ihre edlen und berühmtesten Geschlechter von dem Stamme der Helden, diese aber von den Göttern abzuleiten, wurde besonders dem Vater der Götter eine so zahlreiche Nachkommenschaft von Heldensöhnen, und eine so große Anzahl von sterblichen Geliebten beigelegt, daß Ovid ganze Gesänge und Bücher mit diesen Geschichten hat anfüllen können. Uns gilt das, wie schon erinnert worden, blos als ein erlaubtes und ergötzliches Spiel der Einbildungskraft, und kaum sind wir, da wir es so nehmen, gewohnt, es einer ernsthaften Beurtheilung zu unterwerfen. Konnten aber wohl die alten Sittenlehrer Dichtungen, die doch allgemein geltender Volksglaube waren, so leicht nehmen? Ein Volksglauben, auf welchem die ganze Lebenseinrichtung und die öffentliche Erziehung gegründet war, und wo die üblen sittlichen Anwendungen

und Folgen, die dergleichen Vorstellungen hatten, überall einleuchten mußten!

In so weit läßt sich also der Tadel der alten Philosophie verstehen und rechtfertigen, wenn wir uns nur in den rechten Standpunkt versetzen. Wir müssen für uns zweierlei in diesem Urtheil trennen: den Homer und die alte Mythologie überhaupt. Homer ist trotz aller jener Mängel, die Quelle von so vielem Guten und Schönen für Griechenland und für ganz Europa gewesen und geworden, daß wir nicht umhin können, dem Solon und den Pisistratiden Dank dafür zu wissen, daß sie uns den Dichter erhalten haben, welchen die Philosophen, wenn ihre Meinung die allgemein herrschende geworden wäre, vielleicht vertilgt, oder doch verdrängt und in Vergessenheit gebracht haben würden. Von der griechischen Mythologie überhaupt aber und abgesehen von jenem ersten aller alten Dichter, kann man zugestehen, daß sie in den Zeiten, die uns historisch bekannt sind, tadelnswerth, nicht bloß gegen einzelne sittliche Begriffe anstoßend, sondern dem Innersten ihrer Ansicht nach materiell, durchaus verwerflich und ungöttlich war. Aber freilich haben diese Philosophen, welche die Dichter und ihre Mythologie so hart tadelten und verdrängen wollten, vor Sokrates sich selbst nicht zur Gottheit, und die meisten nur kaum über eine etwas gedankenreichere Naturverehrung erhoben, und bald wurden aus den Philosophen Sophisten, gefährlicher für Staat und Sitten und verwerflicher an und für sich, als nur irgend die alten Dichter in ihrer Unschuld und Einfalt je gewesen waren.

So wie die Dichtkunst, so ist auch die Philosophie der Alten von den asiatischen Griechen ausgegangen. Derselbe Himmel, welcher den Homer und den Herodot erzeugte, hat auch die ersten und größten Philosophen hervorgebracht; nicht bloß den Thales und Heraklit, welche in ihrer Heimath die sogenannte jonische Schule stifteten, sondern auch die, welche in Groß-Griechenland, in dem südlichen Italien ihre Lehren verbreiteten, wie der Dichter Xenophanes und Pythägoras, der Stifter des großen Bundes. In der Kunst und Poesie sind wir schon gewohnt, die Griechen zu bewundern; vielleicht hat sich aber ihr Geist in keinem andern Gebiethe

so thätig, erfinderisch und reich gezeigt, wie in dem der Philosophie. Selbst ihre Irrthümer sind lehrreich, weil sie überall Frucht des Selbstdenkens waren. Ihnen war kein gebahnter Weg der Wahrheit gegeben: sie mußten sich selbst überall den Weg bahnen und suchen, und können uns so am besten zeigen, wie weit der Mensch mit seinen natürlichen Kräften in der Erforschung der Wahrheit kommen kann. Wir widmen demnach dieser Philosophie noch eine kurze Betrachtung.

Die jonischen Philosophen verehrten als die erste Grundkraft der Natur, das eine oder das andere Element; Thales das Wasser, Heraklit das Feuer. Man darf nicht glauben, daß dieß ganz körperlich gemeint war. Sie erkannten, außer der allnährenden, Gewächse und lebendige Gebilde aller Art erzeugenden Kraft des Wassers, in der Gestalt des Flüssigen auch das Princip einer steten Veränderlichkeit und Beweglichkeit der Natur. So war es auch nicht bloß das äußerlich sichtbare Feuer, was Heraklit als das Erste in der Natur aufstellte, sondern vorzüglich jene verborgene Wärme, jenes innere Feuer, welches die Alten als die eigentliche Lebenskraft alles Lebenden betrachteten. Heraklit, der Urheber dieser Lehre, hat vor allen andern wohl besonders tiefe geistige Ansichten gehabt. Wie wenig aber der Geist dieser Denker sich noch ganz von den materiellen Banden los machen konnte, zeigt am besten das Beispiel des Anaxagoras. Denn wiewohl er als der Erste genannt wird, der vor Sokrates einen in der Natur und über die Natur waltenden und die Welt ordnenden Verstand anerkannte, so nahm er doch nachher, um die Welt zu erklären, wieder seine Zuflucht zu den kleinen einfachen Grundkörperchen, aus denen, nach der Meinung des Materialismus, Alles zusammengesetzt ist. Diese Lehre von den Atomen, aus deren mechanischem Zusammenfluß alles entstanden sein soll, ward schon frühe bei den Griechen durch Leucipp und Demokrit in ein ausführliches System gebracht, und späterhin durch Epikur bei Griechen und Römern eben so allgemein herrschend, als sie es nur immer im achtzehnten Jahrhundert gewesen ist. Dieß ist der eigentliche Materialismus, welcher jeden Begriff von der Gottheit aufhebt.

Man darf nicht glauben, daß dieß bloße Spekulationen wa-

ren, ohne Einfluß auf das Leben. Am auffallendsten zeigt sich das Mangelhafte des griechischen Volksglaubens, und ihrer ältern Philosophie vor Sokrates, wenn man das Auge auf die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele richtet. Die unbestimmte Schattenwelt des Volksglaubens und der Dichter, war eben nur ein dichterischer Traum, welcher, sobald das Nachdenken erwachte, in Zweifel, oder in entschiedenen Unglauben überging. In den Mysterien, oder geheimen religiösen Gesellschaften, welche, wie in Aegypten, so auch in Griechenland, sehr weit ausgebreitet waren, scheint etwas mehr und etwas Festeres von einem künftigen Leben in sinnbildlicher Ueberlieferung gelehrt worden zu sein; es blieb aber in diesem engen Kreis eingeschlossen. Die früheren und späteren Philosophen, welche die Unsterblichkeit zu beweisen versuchten, hatten doch meistens nur die Unzerstörbarkeit der innern Grundkraft im Sinne, ohne persönliche Fortdauer. Diese und eine eigentliche Unsterblichkeit scheint vorzüglich Pythagoras gelehrt, und diese Lehre zuerst allgemein verbreitet zu haben. War auch dieser Wahrheit einiger Irrthum beigemischt, indem er sich die Unsterblichkeit, wie mehrere orientalische Völker, als Seelenwanderung dachte, so ragt er doch durch diesen einzigen Umstand über alle andern alten Philosophen der Griechen hervor, und erscheint dadurch als ein Verkünder der Wahrheit und Wohlthäter seiner Nation. Aber sein Bund, der allerdings wohl nach politischer Herrschaft strebte, und dessen Absicht nicht ohne den gänzlichen Umsturz des alten Volksglaubens erreichbar gewesen wäre, ist gestürzt worden, ehe das Ziel erreicht und der große Plan ausgeführt war, und seitdem gerieth die Philosophie bis auf Sokrates immer mehr in Anarchie.

Der Widerspruch und die Seltsamkeit der Meinungen, die mit dem größten Scharfsinn ersonnen und vertheidiget, mit dem höchsten Aufwand der Redekunst verbreitet wurden; der dadurch sich allgemein verbreitende Zweifel und Unglaube, die Verwirrung aller Begriffe, die Auflösung aller Grundsätze, haben sich kaum jemals in ihrem ganzen verderblichen Einflusse auf das Leben so gezeigt, wie damals. Die eine Klasse der ältern Philosophen stimmte bei mancher sonstigen Verschiedenheit nur darin überein,

daß sie die Natur ganz allein von Seiten ihrer steten Veränderlichkeit und Beweglichkeit auffaßten. Alles sei in einem steten Flusse, sagten sie. Diese Behauptung aber trieben sie so weit, daß sie überhaupt gar nichts für bleibend und bestehend erkennen wollten; sie läugneten, daß es irgend ein solches Bestehendes im Dasein, etwas durchaus Festes in der Erkenntniß, etwas Allgemeingeltendes in den Sitten gebe; d. h. mit andern Worten, sie läugneten nebst der Gottheit auch die Wahrheit und Gerechtigkeit.

Eine andere Partei, welche dagegen an dem Vernunftbegriff einer unveränderlichen Einheit fest hielt, verfiel in die ganz entgegenstehende Behauptung, indem sie die Möglichkeit der Bewegung und das wirkliche Dasein der Sinnenwelt durchaus läugnete, und diese Paradoxien mit der höchsten dialektischen Kunst durchzuführen suchte, wobei sie wenigstens in so fern ihren Zweck erreichte, daß Zweifel und Ungewißheit immer allgemeiner wurden. Einer der ersten und größten dieser Sophisten eröffnete seine Lehre ausdrücklich mit der Behauptung: daß es überhaupt an und für sich keine Wahrheit gebe; daß, wenn es aber auch eine Wahrheit geben sollte, dieselbe doch dem Menschen durchaus nicht erkennbar, und wenn sie auch erkennbar, doch durchaus nicht mittheilbar sei. Das bloße reine Zweifeln möchte dem Denker leicht gestattet scheinen, wenn er nach redlichem Forschen zu dieser wenig erfreulichen Ueberzeugung gelangt wäre, und sein künstliches Nichtswissen, fern von allem schädlichen und zerstörenden Einfluß auf das wirkliche, handelnde Leben, ganz nur für sich bewahrte. Allein jene Sophisten hatten Schüler und Anhänger in ganz Griechenland, die Erziehung aller Edlen und Gebildeten war in ihren Händen. Nicht immer auch war jene Zweifelsucht redlich gemeint, und während Einige lehrten, man könne überhaupt nichts wissen, behaupteten andere Sophisten, sie wüßten Alles und seien Meister jeder Kunst und jeder Kenntniß. Wenigstens gelang es ihnen leicht, die Jünglinge dahin zu bringen, daß sie vermittelst einiger sophistischen Wendungen und Kunststücke, andere Ungeübtere in Verwirrung setzen und verblenden konnten, und daß sie selbst im Stande zu sein glaubten, Alles nach ihrem eingebildeten Wissen leicht und voreilig, viel besser als die Alten, die man verlachte,

zu entscheiden. In ihren Schulen wurde nicht etwa bloß zur Uebung im Scharfsinn und in der Redekunst erlernt, entgegenstehende Meinungen, nach Willkühr die eine oder die andere zu vertheidigen, sondern es wurde recht eigentlich gelehrt, anerkannte Unwahrheit und eine entschieden ungerechte Sache durch Scheingründe geltend zu machen und seine Mitbürger zu täuschen. Es wurde gelehrt, daß es keine andere Tugend gebe, als die Geschicklichkeit und die Kraft, mit kühner Verachtung aller der sittlichen Grundsätze, durch welche sich die Schwächern leiten und täuschen ließen, und die hier für Aberglauben und Thorheit erklärt wurden, und kein anderes Recht, als das Recht des Stärkern, oder die Willkühr des Herrschers. Es wurde in diesen Schulen nicht nur des Volksglaubens gespottet, der bei aller seiner Mangelhaftigkeit doch bei vielen noch mit bessern und sittlichen Gefühlen zusammenhing, der also geschont werden mußte, so lange man nichts besseres an dessen Stelle zu setzen hatte; es wurde nicht nur viel unter sich Streitendes, Leeres und Verkehrtes über die Welt und deren erste Ursache vorgetragen, sondern es wurde recht eigentlich Gott geläugnet, denn der Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit wurde an der Wurzel ertödtet und ausgerissen.

Und das Alles in Staaten, welche ohnehin schon am Rande des Abgrundes einer zügellosen Volksherrschaft oder dem Spiel der Partheien hingegeben, durch Kriege geschwächt und zerrüttet, aus einer blutigen Revolution in die andere stürzend, immer tiefer in Anarchie versanken.

Unter diesem allgemeinen Atheismus erhob sich Sokrates und lehrte wieder Gott auf eine ganz praktische Weise; indem er zunächst die Sophisten bekämpfte und in ihrer Nichtigkeit enthüllte, dann aber das Gute und Schöne, das Edle und Vollkommne, Gerechtigkeit und Tugend, was irgend auf Gott hinführt und von ihm kommt, in allen Gestalten den Menschen vor Augen stellte und ihrem Herzen nahe legte. Er wurde dadurch der zweite Stifter und Wiederhersteller aller bessern und höhern Geistesbildung der Griechen, wurde aber selbst ein Opfer seines Eifers und der Wahrheit. Sein Tod ist ein zu merkwürdiges Ereigniß in der Ge-

schichte der Menschheit, als daß wir nicht einige Augenblicke dabei verweilen sollten.

Der eine Vorwurf, welcher ihm gemacht wurde, daß er eine neue und unbekannte Gottheit lehre, und also eines Verbrechens gegen die alten, vom Staat anerkannten Götter des Volksglaubens schuldig sei, ist wohl in einem gewissen, für den Sokrates sehr ruhmvollen Sinne gegründet. Wäre die sokratische Denkart, die allerdings eine ganz neue in Griechenland war, nicht bloß in dem Kreise einiger auserlesenen Schüler, sondern in ganz Griechenland die herrschende geworden, so würde allerdings die gesammte alte Lebenseinrichtung und mit dieser gewiß auch ein großer Theil des Volksglaubens ganz von selbst weggefallen sein, oder hätte doch eine gänzliche Umgestaltung erfahren müssen. Dieß wohl fühlend, mochten beschränkte Anhänger des alten Volksglaubens einen Haß auf den Sokrates geworfen haben, ihn sogar mit den andern Neuerern und Sophisten, denen er doch gerade entgegen arbeitete, vermengen; bei Vielen aber war es gewiß nur ein Vorwand, und lag der eigentliche Grund des Hasses in der politischen Denkart des Sokrates.

Sokrates hatte sich in allen Verhältnissen als ein vortrefflicher Bürger und muthvoller Patriot bewährt, aber er war ein erklärter Feind der Volksherrschaft, wenigstens waren es die meisten seiner Schüler. Die Art, wie Xenophon und Plato, oft fast mit Partheilichkeit und Uebertreibung, die Verfassung von Sparta, überhaupt aber jede sich der Aristokratie nähernde vorziehen, konnte in Athen nicht anders als verhaßt und unnational erscheinen. Auch waren die Feinde der Volksherrschaft, die aus Sokrates Schule hervorgingen, nicht alle so tadelfreie und edle Männer, wie Xenophon und Plato. Auch Kritias war ein Schüler des Sokrates gewesen; Kritias, einer von den dreißig Tyrannen, welche durch spartanischen Einfluß in Athen herrschten, nachdem dieses besiegt und fast ganz von Sparta abhängig geworden war. Dieses gibt ein alter Schriftsteller, vielleicht nicht mit Unrecht, als die Hauptursache vom Tode des Sokrates an.

Wie Sokrates auf die ihm eigenthümliche Ansicht gekommen sei, ist nicht leicht ganz befriedigend zu erklären. Die höhere Phi-

losophie kannte er, ohne doch ganz von ihr befriedigt zu sein. Er berief sich in vielen Umständen seines Lebens auf einen höheren Genius oder Dämon, der ihn lenke; ob er hiermit bloß die innere Stimme des Gewissens, die Eingebungen und Entscheidungen seines denkenden und ahnenden Geistes, oder noch etwas anders gemeint habe, ist nicht ganz sicher zu entscheiden. Eben so wenig, wie seine eigentliche Denkart über den Volksglauben; ob er ihn ganz verworfen oder einiges Bessere daraus, es höher deutend, in der Seele festgehalten habe. Mit dem, was man in den geheimen Gesellschaften dermaliger Zeit wußte, scheint er bekannt gewesen zu sein. Frei war er nicht von solchen Meinungen und Ansichten, welche die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts ohne Bedenken Aberglauben nennen würde, eben so gut, wie jene allwissenden und nichts glaubenden Weisen, gegen die Sokrates stritt. Ein Beispiel mag vergönnt sein, wie sehr er auch in dieser Hinsicht oft verkannt ward und unrichtig beurtheilt wird. So hat man es allgemein getadelt, daß er in dem letzten Gespräche, welches er vor dem Tode mit seinen Freunden hielt, als man fragte: ob er noch etwas zu bestellen habe, antwortete: Nichts, als daß man dem Aeskulap einen Hahn opfern solle. So habe er also, sagen seine Tadler, noch in dem letzten Augenblick seines Lebens dem Volksaberglauben, den er doch als nichtig habe erkennen müssen, gehuldigt, oder wenn es Spott gewesen, so sei auch dieser für einen solchen Augenblick wenig angemessen. Gleichwohl ist hier die Deutung leicht zu finden. Ein solches Opfer pflegten diejenigen dem Aeskulap zu bringen, welche von einer schweren Krankheit genesen waren. Es lag also dabei der Gedanke zum Grunde, welchen mehrere seiner Nachfolger schön entwickelt haben; daß dieses Leben keine andere Bestimmung habe, als sich auf ein höheres vorzubereiten, oder daß man, nach dem Ausdruck der Alten, sterben lerne. Uebrigens betrachtete Sokrates das Leben überhaupt, wie vielmehr aber in einem Zustande der Welt wie der damalige, nur als ein Gefängniß der bessern Seele, ja als eine eigentliche Krankheit, von welcher der sonst so heitere Weise gern zufrieden war, durch den Tod, da es sich nun so fügte, befreit und geheilt zu werden. Das Leben freiwillig zu enden, hielt jedoch Sokrates, un-

ter allen alten Philosophen, wo nicht zuerst, doch am entschiedensten für durchaus unerlaubt; für einen Frevel gegen sich selbst und gegen Gott. Dem Gefängnisse und dem Tode entfliehen, wollte er auf keine Weise. Er hätte es auch nicht gekonnt, ohne sich selbst und der Würde seiner Sache viel zu vergeben, die jetzt, da er seinen Nachfolgern dieses große Beispiel von Standhaftigkeit zurück ließ, durch seinen Tod beglaubigt, von der Nachwelt um so mehr als die Sache der Tugend und der Wahrheit verehrt und anerkannt ward.

Aus dem großen Reichthum der alten griechischen Philosophie habe ich hier nur einige Züge, um ein allgemeines Bild zu entwerfen, heraus heben wollen; und habe vorzüglich das gewählt, was für historisch gewiß gelten kann, was wegen seiner Beziehung auf das Leben am meisten allgemein merkwürdig schien und was sich durchaus klar machen ließ.

Ich kehre zurück zu einer kurzen Schilderung der ausgezeichnetsten Schriftsteller. Xenophon schließt sich durch seinen schönen Styl noch an die besten Autoren der alten Zeit an. Als Geschichtschreiber hat er vor dem Thucydides die größere Leichtigkeit und Klarheit und eine ungesuchte Anmuth voraus. Weil ihm aber das Große und Gedankenreiche fehlt, dürften die tiefer Urtheilenden doch der Härte des Thucydides den Vorzug geben. Als philosophischer Darsteller in den sokratischen Gesprächen, steht er nicht bloß an Tiefe, sondern auch an Reichthum und Kunst weit unter dem Plato. Sein politischer Roman über das Leben des Cyrus verdient Erwähnung, als das einzige Werk dieser Art im Alterthum; doch ist diese Zwittergattung von Geschichte, Dichtung und Sittenlehre, ungeachtet alles Schönen im Einzelnen, im Ganzen nicht zur Nachahmung zu empfehlen.

Ungeachtet nun Xenophon und andere sokratische Schriftsteller im Styl wieder das Beispiel einer edlen Einfalt und wahren Schönheit aufstellten, blieb im Ganzen doch die sophistische Redekunst bei den Griechen allgemein herrschend. Isokrates kann uns ein Beispiel geben, wie weit diese Künstelei in Sprache und Ausdruck bei jenem geistreichen Volke getrieben ward, wobei sehr oft ganz ersonnene oder willkührliche Gegenstände ohne Anwendung

und Gehalt gewählt und allen andern vorgezogen wurden; denn Alles war nur abgesehen auf eine bloße Redeübung und geistreiche Spielerei. Es liegt immer etwas Künstlerisches in dieser Sorgfalt der Ausführung, wo jedes Wort nach Auswahl und Stellung, jede Sylbe nach ihrem Wohllaute und Verhältnisse abgewogen, eine Periode mit wiederholtem Fleiß immer mehr abgerundet, das Ganze unermüdlich geglättet ward. Für uns mag dieser Schmuck der Rede, diese Feile in der Ausführung sogar etwas Empfehlenswerthes haben, da wir uns meistens in dem entgegengesetzten Falle, und in dem Fehler einer sorglosen Vernachlässigung der Sprache befinden. Nur muß man diese Kunst nicht fühlen, was uns selbst bei Werken der bildenden Kunst störend ist. Und doch ist hier der Fall viel anders; man läßt es sich an dem todten Bildwerke viel eher gefallen, an das Künstliche der Arbeit erinnert zu werden; eine Schrift aber ist kein Schnitzwerk. Die Rede soll eben nicht bloß Kunst sein, sondern etwas Freies, lebendig und auf das Leben einwirkend.

Plato und Aristoteles, die ich hier bloß als Schriftsteller betrachte, bezeichnen zugleich den ganzen Umfang der griechischen Geistesbildung, und die größte Höhe und Tiefe, welche der griechische Geist je erreicht hat. Der Erste hat die Philosophie ganz als Kunst behandelt und darstellend vorgetragen; der Andere als Wissenschaft im weitesten Sinn des Worts, indem er außer der Philosophie noch Naturkunde und Naturgeschichte, und auch Geschichte, Politik und Gelehrsamkeit umfaßte, und alles griechische Wissen in ein System brachte.

In den darstellenden und in den dichterischen Theilen seiner Dialogen, überhaupt in Sprache und Kunst ist Plato von den Alten durchaus für den Ersten von Allen, die in Prosa geschrieben haben, geachtet worden. Was ihn besonders auszeichnet, ist die große Mannichfaltigkeit, mit der seine Schreibart sich jedem Gegenstande anschließt, von den künstlichsten Abstractionen und Spitzfindigkeiten, in deren Labyrinthe er die Sophisten verfolgt, bis zu den poetischen, oft dithyrambisch kühnen Stellen, in denen er seine philosophischen Dichtungen und Mythen mittheilt. Auch als Werke der Darstellung gehören Phaedon und die Republik

zu dem Vortrefflichsten, was der griechische Geist hervorgebracht hat.

Aristoteles schließt den Kreis der klassischen Entwicklung auch für die Form und Methode der Philosophie, welche er für die damalige Welt zur Vollendung geführt hat. Die erste Epoche derselben bilden die jonischen Naturdenker mit ihren Aphorismen und gnomischer Schreibart in Prosa, welche wir als die älteste Urform des philosophischen Anschauens und Denkens betrachtet haben. Andere, wie Parmenides und Empedokles kehrten wieder zur Poesie zurück. Durch die Sophisten und dann, obwohl in einem andern und bessern Sinn und Geiste, auch durch die Sokratiker ward der Vortrag der Philosophie in der zweiten Epoche durchaus rhetorisch, dialektisch und endlich völlig dialogisch. In dieser Gattung des philosophischen Vortrages bietet Plato die größte Mannichfaltigkeit und Abwechslung, und Beispiele und Urbilder aller Art in höchster Kunst und Vortrefflichkeit dar, in den vielfachsten Abstufungen von dem abstractesten Kunstgewebe des rein dialektischen Denkens bis zur reichhaltigsten dramatischen Lebendigkeit und geistreichsten Charakterschilderung in einer Fülle philosophischer Dichtungen und dichterischer Allegorien. Aristoteles suchte die schon von Plato angefangene kritische Vergleichung der älteren Systeme noch vollständiger zu umfassen, und ward nach seiner durchgehends kritischen Methode zugleich der Stifter des systematischen Vortrages in seinen nach der größtmöglichsten wissenschaftlichen Vollständigkeit strebenden abhandelnden Werken; welches man als die dritte Epoche der sich entwickelnden Form der Philosophie betrachten kann. Die nachfolgenden Schulen behielten neben dem systematischen Gange des Aristoteles auch die dialogische Form im Vortrage der Philosophie abwechselnd bei; und erst in einer viel spätern Periode ward eine ganz rhetorische Mittheilung der Philosophie unter den Synkretisten und Eklektikern in der neuplatonischen Zeit wieder allgemein herrschend.

Diese beiden großen Geister, Plato und Aristoteles, haben zwei Jahrtausende hindurch auf den Gang des menschlichen Geistes in Asien und Europa einen fast unübersehbar großen Einfluß gehabt, von welchem sich Gelegenheit finden wird, noch an

einer andern Stelle zu reden. Als Schriftsteller hat Aristoteles den Charakter der Feinheit und Eleganz, der in seinem Zeitalter zu herrschen anfing. Während Plato als ein Urbild in Sprache und Kunst, und überhaupt als ein Inbegriff und höchster Gipfel griechischer und besonders attischer Geistesbildung galt, hatte Aristoteles auch auf Gelehrsamkeit, auf Entwicklung und Schärfung der Kritik, überhaupt aber auf alle Theile des historischen Wissens den entscheidendsten und vortheilhaftesten Einfluß. Aristoteles nächster Nachfolger, der Charakterschilderer Theophrast, so wie die aus der Schule des Plato, waren noch Männer von allgemeiner Geistesbildung, und ihre Schriften in einem edlen und schönen Styl abgefaßt. Die später entstandenen philosophischen Secten zeichneten sich auch hierin sehr unvortheilhaft aus: die Anhänger des Epikur durch eine nachlässige, schleppende Schreibart, die Stoiker durch Schwulst und den barbarischen Wortkram einer neu sein sollenden Terminologie. Der allgemeine Verfall des Geistes fing an, sich auch in der Sprache deutlich zu verkündigen.

Die Wiederherstellung der Philosophie durch Sokrates erstreckte sich nicht auf das Ganze der griechischen Geistesbildung; sie wirkte zunächst nur auf Einzelne, die sich selbst immer mehr von dem Leben entfernten, und von aller Theilnahme und Gemeinschaft mit der tiefgesunkenen Nation zurückzogen. Auf die Poesie, zu der wir jetzt zurückkehren, hat sie fast gar keinen Einfluß haben können, da diese ganz auf der Mythologie, dem Volksglauben, der alten Sage und Lebenseinrichtung beruhte, und nachdem das nationale Leben zerstört und erloschen war, nur noch ein bloßer Nachklang der ehemaligen glücklichen Zeit erfinderischer Dichter sein konnte.

In der spätern Poesie der Griechen sehen wir daher nur das Bild eines fortgehenden Verfalls; doch ist auch dieser Zeitraum noch reich an einzelnen Schönheiten und hellen Spuren griechischer Bildung und griechischen Dichtergeistes.

Die ersten Spuren von dem Verfall der tragischen Kunst bemerkten wir schon im Euripides, so vortrefflich er auch in pathetischen Darstellungen, so reich er an einzelnen, besonders ly-

rischen Schönheiten ist. Es zeigt sich diese mindere Vollkommenheit des letzten unter den alten Tragikern, besonders in dem Mangel an Einheit und Zusammenhange in seinen Werken. Ich habe schon daran erinnert, wie die Tragödie der Alten ganz entstanden und hervorgegangen ist aus jenen, den Griechen eigenthümlichen Chor- und Festgesängen von mythologischem Inhalt. Der Chor ist unzertrennlich von dem Wesen der alten Tragödie, die von ganz lyrischer Art und Beschaffenheit ist. Das haben auch unter den Neuern besonders die Dichter gefühlt, wenn sie diese Form nachbilden und sich aneignen wollten. Der vollendete Einklang und das angemessene Verhältniß zwischen dem Chorgesang und der dramatischen Handlung ist daher das wesentliche Erforderniß zur Vollkommenheit einer solchen Tragödie. Beim Sophokles ist beides ganz in Harmonie; beim Euripides schweift der Chor, als ob ihm seine Stelle nur des alten Rechts und der Gewohnheit wegen gelassen wäre, oft weit umher im ganzen Gebiethe der Mythologie. So sind auch lyrische Schönheiten, die an sich vortrefflich und hinreißend sein mögen, und was der Dichter in der Schule der Sophisten gelernt hatte, so wie manche lange Reden nach der rhetorischen Kunst sehr oft zur Unzeit angebracht, wo sie nicht hingehören. Jetzt, nachdem die Harmonie aufgelöst war und die lyrischen Bestandtheile nicht mehr recht in das Ganze eingriffen, erschien die Handlung, wie sie ehemals ein Trauerspiel ausfüllte, nun meistens arm und ungenügend. Um sie reichhaltiger zu machen, nahm der Dichter seine Zuflucht zu allerlei Verwicklungen, Ueberraschungen, verdoppelten Katastrophen, Intriguen, die mehr dem Lustspiel angehören, mit dem Wesen und der Würde des Trauerspiels aber nicht wohl vereinbar sind.

Der letzte Dichter, welcher in Athen das Leben auf eine neue und eigenthümliche Art darstellte, war Menander, der Stifter oder Vollender des feinern Lustspiels, den wir aus den Nachbildungen oder Uebersetzungen des Terenz einigermaßen kennen lernen. So hatte die dramatische Dichtkunst, welche im Aeschylus mit dem heroisch Großen und Wunderbaren begann, nun die letzte Stufe erreicht; indem sie sich aus dem Dunkel und den

großen Gestalten einer dichterischen Vergangenheit der Gegenwart immer mehr näherte, mit einer geistreichen Darstellung des gewöhnlichen, bürgerlichen Lebens endete, und nachdem alle die Gegenstände, die Charaktere, Situationen und Verwicklungen, welche dieses darbietet, auch erschöpft waren, ihre Laufbahn beschloß und ganz aufhörte. Ob eine Darstellung des wirklichen Lebens und der Gegenwart, ob das bürgerliche Lustspiel zur Poesie gehöre, ward bei den Alten von Vielen bezweifelt. Mehrere entschieden dagegen, weil ihnen zur Poesie außer der Verskunst auch die Mythologie wesentlich schien. Nach unserm Begriff von der Dichtkunst kann die lebendige Darstellung des Lebens auch ohne alles Wunderbare, und ohne alle eigentliche Dichtung, von dem Gebiethe der Poesie nicht ausgeschlossen werden. Die erste und ursprüngliche Bestimmung der Poesie, wenn wir sie auf den Menschen und das Leben, und überhaupt darauf beziehen, was sie eigentlich für eine Nation sein soll, ist es freilich, die einem Volke eigenthümlichen Erinnerungen und Sagen zu bewahren und zu verschönern, und eine große Vergangenheit verherrlicht im Andenken zu erhalten; so wie es in den Heldengedichten geschieht, wo das Wunderbare freien Raum hat, und der Dichter sich an die Mythologie anschließt. Die zweite Bestimmung der Poesie ist es, ein klares und sprechendes Gemählde des wirklichen Lebens uns vor Augen zu stellen. Es ist dieß auch in andern Formen möglich; die dramatische Dichtkunst aber kann es am lebendigsten. Nicht bloß die äußere Erscheinung des Lebens allein soll die Poesie darstellen; sie kann auch dazu dienen, das höhere Leben des innern Gefühls anzuregen. Das Wesen einer hierauf gerichteten Poesie ist eben die Begeisterung, oder das höhere und schönere Gefühl, was in vielerlei Gestalten sich kund gibt, die aber, sobald diese Richtung die überwiegende ist, immer zur lyrischen gehören.

Uns also besteht das Wesen der Poesie in der Dichtung, Darstellung und Begeisterung. In der Dichtung sind die beiden andern Elemente, Darstellung und Begeisterung, vollständig vereint; aber auch ohne eigentliche Dichtung, und ohne alles Wunderbare, kann ein Werk des Geistes und der Rede durch Darstellung oder Begeisterung allein poetisch sein, und genannt zu werden ver-

dienen. Eben diese Elemente der Dichtkunst, nannten wir oben Sage, Lied und Bild, welches nur in einer andern Auffassung, oder von einer andern Seite angesehen, dasselbe ist, wie die hier genannten Bestandtheile. Die Dichtung, wenn sie nicht durchaus willkührlich und rein erfunden ist, wenn sie sich an ein Gegebenes anschließt, und auf der Ueberlieferung beruht, geht aus der Sage, wie aus ihrer Wurzel hervor, und es bildet diese, die Sage nämlich, die materielle Grundlage und den sichtbaren Körper der Poesie. Die Begeisterung aber ist die Seele des Gesanges, so wie das kunstreiche Abbild des göttlichen Lebens, wie die Alten es in ihrer Tragödie zu erreichen strebten, die Krone der poetischen Darstellung ist, wo der innere Geist der Poesie den Gipfel seines Strebens erreicht. So beruht auch das Leben der Poesie, wie jedes höhere, innere Leben, auf den drei Principien von Geist, Seele und Körper oder dem sinnlichen Element; und dem harmonischen Zusammenwirken dieser vereinten Elemente in ihrer steigenden Abstufung; und Sage, Lied und Bild sind die einzelnen Buchstaben oder Sylben, welche den poetischen Dreiklang und das ewige Wort der Poesie bilden und vollenden; das Wort der Natur nämlich, so wie die Fantasie diese in Liebe auffaßt, und das Wort des sehnsüchtigen Gefühls, wie es sich in der allgemeinen oder nationalen Erinnerung oder auch in deren Ahnung des Göttlichen ausspricht; welches Wort der Poesie selbst nur ein Theil ist, von dem ganzen, vollständigen Wort, welches nach dem göttlichen Ebenbilde der Menschenseele in allen ihren Fähigkeiten ursprünglich eingepflanzt und welches in der irdischen Hülle auszusprechen, der Mensch in der Sinnenwelt berufen ist.

Wenden wir den Blick zurück auf den Entwicklungsgang der griechischen Poesie, um sie bis auf ihre letzte Stufe zu verfolgen. Wenn wir mit Menander, dem letzten Original-Dichter Athens, der das Leben darstellte, und auf das Leben Einfluß hatte, die Epoche der attischen Geistesbildung beschließen, so nimmt dieselbe, von Solon an zu rechnen, einen Zeitraum von gerade drei Jahrhunderten ein.

Die Dichter, welche nachher in dem nun durch Alexanders Eroberungen erweiterten Griechenlande noch auftraten, und be-

sonders an dem Hof der Ptolomäer sich versammelten, sind höchstens als eine Nachlese der ältern Poesie der Griechen zu schätzen. Für die Sprache, Erhaltung und Erklärung ihrer Denkmale, überhaupt für Gelehrsamkeit und Kritik, hatten diese Hofgelehrten, Mitglieder von Akademien und Bibliothekare zu Alexandrien sehr große Verdienste. Sonst haben sie den gewöhnlichen Fehler gelehrter Dichter, Künstelei im Ausdruck, nur selten vermieden; manche sind absichtlich dunkel. Diejenigen, welche sich der epischen Dichtkunst, oder überhaupt den mythologischen Gegenständen widmeten, trugen wenigstens bei, die alte Poesie zu erhalten und auf die Nachwelt zu bringen. So mag es uns bei dem Verlust so vieler andern ältern Dichtern angenehm sein, die schöne Fabel von dem ritterlichen Zuge der Argonauten, wenigstens in der Behandlung eines zierlichen Dichters aus diesem Zeitalter, des Apollonius, zu besitzen. Bei dem großen Reichthum von alten Gedichten, welchen diese Alexandriner vor sich hatten, kann es leicht geschehen sein, daß sie in den Zusammenhang der alten Sage, und den eigentlichen Sinn der Mythologie hie und da tiefer eindrangen, als die darstellenden Sänger der blühenden Zeit. Von dieser Seite mag besonders Kallimachus sehr ausgezeichnet erscheinen, als Kenner und Bearbeiter der alten Sagen, als dichtender Mythologe, und als solcher nicht ohne eignen Dichtergeist; daß es ihm an diesem überhaupt nicht fehlte, dafür zeugt der feurige Properz, der besonders ihm in der Elegie unter den Römern nachfolgte. Oft behandelte man jetzt die mythologischen Gegenstände rubrikenweise, indem man alle Dichtungen ähnlicher Art zusammennahm; da ist denn gar keine poetische Einheit des Ganzen mehr vorhanden, oder sie wird wie in Ovids Metamorphosen durch künstliche Uebergänge und eine unnatürliche Verflechtung herbeigeführt.

Es ist überhaupt der Gang der Poesie in ihrem Verfall, daß sie sich immer mehr absondert und vereinzelt, und auf Gegenstände verfällt, die der Poesie eigentlich fremd sind. Daß die wissenschaftliche Astronomie unter diese Gegenstände gehört, daß ein Abschnitt aus der Botanik oder eine Reihe von medicinischen Vorschriften, darum weil sie in Versen abgefaßt sind, noch nicht zur Poesie ge-

hören; daß diese ganze Form des sogenannten Lehrgedichts, welche wir von den Alexandrinern überkommen haben, eine verfehlte Form falscher Kunst und Künstelei ist, bedarf wohl eigentlich keines ausführlichen Beweises. Die Neuern hätten diese Form um so weniger annehmen und nachahmen sollen, weil sie hierin doch den Griechen weit nachstehen, und viele Vortheile, wodurch jene begünstigt wurden, ganz entbehren müssen. Zuerst waren in älterer Zeit bei den Griechen allerdings Lehrgedichte über eine Menge ganz wissenschaftlicher Gegenstände abgefaßt worden, nicht um seine Dichterkunst an einem schwierigen und ungünstigen Stoff zu zeigen, sondern zum wirklichen Lehren, weil die Prosa entweder noch gar nicht vorhanden, für den Zweck und Gegenstand nicht entwickelt genug, oder doch dem Verfasser nicht so geläufig war, als der Hexameter. Also war das Lehrgedicht bei den Griechen ursprünglich doch natürlich entstanden, aus einem wahren Bedürfniß ihrer Geistesart und Geistesbildung hervorgegangen. Dieses mußte selbst dem spätern künstlichen Lehrgedicht zu gute kommen. Außerdem bevölkert die Mythologie die ganze sichtbare Welt mit ihren Gestalten und reitzenden Fabeln; so daß gar kein Gegenstand erdacht werden mag, der nicht überall mit jenen Dichtungen in Beziehung steht, und also noch in das eigentliche Gebieth der alten Poesie eingreift. Selbst bei einem medicinischen oder botanischen Stoff boten sich dem Dichter überall Gelegenheiten in Menge dar, einzelne poetische Züge aus der Fabelwelt zu entlehnen, und ganz ungezwungen dergleichen Episoden zu finden, welche doch den eigentlichen Reitz dieser Gedichte ausmachen, und welche der Neuere erst sehr mühsam zusammensuchen, und oft weither entlehnen muß.

Nur eine poetische Gattung dieser spätern Zeit ist uns anziehender, weil sie nicht bloß Kunst und Nachahmung ist, sondern das Leben von einer eigenthümlichen Seite auffaßt und darstellt. Ich meine die bukolischen Lieder und Hirtengedichte; die Idyllen des Theokrit und andrer Alten. Das Landleben hat schon an sich viel Poetisches; es ist aber auch hier nicht abzusehen, warum diese eine Seite gerade abgesondert und allein herausgehoben werden muß, aus dem großen und allgemeinen Welt- und Lebensgemählde, welches die Poesie uns aufstellen soll. Man erinnere sich nur an

solche Stellen in den Heldengedichten der Alten, oder auch in den Rittergedichten der Neuern, wo die Einfalt und die schuldlose Ruhe des friedlichen Landlebens grade im Gegensatz mit dem unruhigen Umhertreiben in den Gefahren des Krieges und der Helden nur um desto rührender auffällt. Da erscheint Alles in seinem wahren und natürlichen Zusammenhange und Verhältniß, und es bleibt ein großes und allgemeines Gemählde der Welt und des Lebens. Die Absonderung der ländlichen Darstellung in der Poesie als eine eigne Gattung, führt den Dichter leicht zu Wiederhohlungen, oder um nicht zu ermüden und wenn er seine Vorgänger überbieten will, auch wohl zu Uebertreibungen. Sonderbar ist es, daß diese Gattung besonders in den spätern Zeiten der gesellschaftlichen Verfeinerung hervorzutreten und beliebt zu sein pflegt. Es ist auch in der Poesie nicht selten der Ueberdruß an der städtischen Verfeinerung, welcher uns zur Natur zurück, und auf das Land hinaus treibt. Die meisten Idyllen verrathen diesen Ursprung, und es ist oft nur allzu leicht gewahr zu werden, daß es Herren und Frauen aus der Stadt sind, die sich auf das Land begeben, sich in Hirten und Hirtinnen verkleidet haben. Im Theokrit, und in der bukolischen Sammlung der Alten sind allerdings einige wahre Land-, Volks- und ungeschminkte Naturlieder der Hirten. Doch findet sich auch hier vieles, was durch die Zierlichkeit der Sprache und durch das Spiel des Witzes an die Verfeinerung der Kunst, oder an die Verführungen der Stadt und die Schmeichelei der Höfe erinnert. Ueberhaupt war die alte Idylle nur das, was das Wort sagt: ein Bildchen, ein kleines poetisches Gemählde, oft aus dem Leben, oft auch aus der Mythologie entlehnt, meistens immer aber erotischen Inhalts. So zerstreute, versplitterte und vereinzelte sich jetzt die Poesie; sie nahm immer mehr eine diminutive Gestalt an, und bestand zuletzt ganz und gar aus solchen kleinen poetischen Gemählden, Bildchen und Blumen, einzelnen Sinngedichten und Blumenkränzen oder Anthologien; d. h., Auswahlen und Sammlungen der anziehendsten und geistvollsten poetischen Tändeleien aller Art.

Dritte Vorlesung.

Rückblick. Einfluß der Griechen auf die Römer, und Abriß der römischen Literatur.

Nachdem die Griechen aufgehört hatten eine Nation zu sein, zog sich ihre Literatur immer mehr von dem Leben zurück. Zuerst und am meisten geschah dieß mit der Philosophie, deren wissenschaftliche Ansicht mit dem bestehenden Volksglauben im Streit, deren hohe Ideen auf den Zustand der so tief gesunkenen Nation nun gar nicht mehr anwendbar waren. Das historische Wissen wurde freilich vielfach erweitert, Sprache und Literatur erst jetzt recht wissenschaftlich begründet und allgemein bearbeitet und verbreitet. Aber die große alte Behandlung, der freie Geist fehlte. Die Redekunst stand immer noch hoch in der allgemeinen Achtung, und war mehr als je der Hauptgegenstand der Erziehung. Wenn aber schon in den ältern, bessern Zeiten oft ein spielender und sophistischer Gebrauch von dieser Kunst gemacht worden war, wie viel mehr mußte dieß jetzt der Fall sein, da die wahre und freie Staatsberedsamkeit gar nicht mehr anwendbar, der große, alte Sinn selbst in der Sprache erloschen und in das Kleinliche und Spitzfindige entartet war. Auch die Poesie, von welcher alle Bildung der Griechen zuerst ausging, war jetzt mehr und mehr eine bloß gelehrte Kunst geworden; sie konnte dem allgemeinen Loose des Dahinsinkens nicht entgehen. Das Schicksal der bildenden Kunst war wohl günstiger, vielleicht deßwegen, weil sie vom Leben nicht so abhängig ist. Der Künstler arbeitet in seiner Werkstätte ruhig nach den alten großen Ideen fort, wie sehr auch die Staaten zerrüttet, der Zustand der Dinge verändert sein möge. Und wenn auch hier das Verderbniß der Sitten eine Verweichlichung und Verwirrung des Geschmacks zur Folge hatte, so war doch das Ver-

derben nicht so allgemein. Es ist nicht zu bezweifeln, daß mehrere Werke der alten Sculptur und Baukunst von hoher Schönheit und Vollkommenheit noch aus Zeiten herrühren, in welchen die Dichtkunst und die Redekunst schon durchaus und ganz im Verfall waren. Auch in solchen Wissenschaften, welche von dem öffentlichen Leben sehr abgesondert, von dem bürgerlichen und sittlichen Zustande einer Nation unabhängig sind, zeigte sich jetzt noch der erfinderische Geist der Griechen glänzend und in seiner Kraft. In der Mathematik haben sie, bei dem Mangel so vieler uns jetzt unentbehrlich scheinenden Werkzeuge und Hülfsmittel, den Anfang gemacht zu einer wissenschaftlichen Erdmessung und Sternkunde, wobei selbst die schon früher, wie behauptet wird, den Pythagoräern nicht unbekannte Vorstellung von dem wahren Weltsystem, vielleicht von einigen noch unvollkommen eingesehen, wenn gleich nicht allgemein angenommen wurde. Die bewunderungswürdige Kenntniß und Geschicklichkeit des Archimedes flößte auch den Römern Erstaunen ein, und mit ihrer unbequemen Zahlenbezeichnung nach Buchstaben, ohne Kenntniß der Decimalzahlen, brachten die Griechen im Euklides einen Schriftsteller in der Geometrie hervor, der noch jetzt den Kennern dieser Wissenschaft für klassisch gilt. Die Medicin, von Alters her viel geübt bei den Griechen, ward jetzt eine ihrer Hauptbeschäftigungen, und gab ihrem Scharfsinn, ihrem Erfindungsgeist und ihrer Systemsucht einen weiten Spielraum. Auch durch diese Kenntnisse, nicht durch ihre Literatur allein, als Rhetoren und Sprachlehrer, aber auch als Künstler, Mathematiker und Aerzte, empfahlen sich die Griechen den Römern, als diese nach der Eroberung von Tarent, des untern Italiens und Siciliens, in die griechische Welt eingetreten waren, und wurden bald den Siegern unentbehrlich, so sehr diese sich anfangs der unvermeidlichen Einwirkung entgegensetzten. Zweimal wurden die griechischen Philosophen und Rhetoren durch einen Beschluß des Senats aus Rom vertrieben, und der alte Cato, der unversöhnliche Feind aller griechischen Künste, wollte selbst ihre Aerzte, die sich häufig bei den Römern einfanden, nicht dulden, schilderte sie als Betrüger, welche die Kranken eher um das Leben brächten, und empfahl, als Verfechter der altrömischen Sitten und Gesin=

nungen, auch in diesem Stücke bei den aus der guten alten Zeit sich herschreibenden Gewohnheiten und Hausmitteln zu bleiben. Wie unentbehrlich aber besonders die Rhetoren und Lehrmeister in der griechischen Sprache und Kunst den Römern waren, sieht man schon aus dem wiederhohlten Befehle der Vertreibung, welcher zum Beweise dient, daß der erste nicht lange war gehalten worden. Auch ist es aus der Lage der Sache leicht zu erklären. Die griechische Sprache war damals die allgemein herrschende der ganzen gebildeten Welt. In dem entferntesten Asien wurden Homers Gedichte gelesen, selbst die Indier sind wahrscheinlich nicht ohne alle Kenntniß von der griechischen Literatur geblieben, und im äußersten Westen schrieben die Karthager ihre Entdeckungsreisen, so wie der punische Hannibal die Geschichte seiner Kriege in griechischer Sprache nieder. Nach der Eroberung des südlichen Italiens und Siciliens, deren Landessprache damals größtentheils noch die griechische war, und nach der allmäligen Besitzergreifung von Macedonien und Achaja, mußte die Kenntniß dieser allgemeinen Sprache den Römern immer nothwendiger werden, besonders durch so viele historische Werke der Griechen über alle die Länder und Völker, mit welchen die Eroberer jetzt in ihrem erweiterten Wirkungskreise in Verhältniß kamen. Es wählten daher selbst die ersten Römer, welche in diesem Zeitraume die Geschichte ihres Volks zu schreiben anfingen, die griechische Sprache, und der Grieche Polybius, der als Geißel nach Rom geführt worden, war es, der zuerst die große Nation in einem ausführlichen Werke, welches wenigstens im politischen Gehalt klassisch für alle folgende Zeiten geblieben ist, der Welt darstellte und bekannt machte. Ein gefangener Grieche aus Tarent, Livius Andronicus, welcher der lateinischen Sprache kundig war, gab den Römern zuerst die Odyssee, noch in rauhen Landes-Versen, zu hören und zu lesen, und machte sie durch Uebersetzungen mit den Vergnügungen des Theaters und mit dem dramatischen Reichthum der Griechen bekannt. Am meisten jedoch war es der mit der Erlernung der Sprache selbst verbundene Unterricht in der griechischen Redekunst, was bei den vornehmen Römern, und durch diese mehr und mehr bei der ganzen Nation, die griechische Bildung überhaupt beliebt machte.

Auch in Rom war die Beredsamkeit in Staatsangelegenheiten von großem, oft Alles entscheidendem Einfluß, und je unruhiger die Zeiten seit Gracchus wurden, je mehr bedurfte der Ehrgeiz zum Werkzeuge einer Kunst, die eben deßwegen den altrömisch Gesinnten als eine staatsgefährliche und selbst für die Denkart nachtheilig wirkende Sophistik erschien.

Die spätere römische Geistesbildung hat diesen Ursprung nie verläugnen können, und man ist schon gewohnt zu wiederhohlen, daß die Römer in der Literatur bloße Nachahmer der Griechen seien.

Daß die Nationen, welche später in die Weltgeschichte und in die allgemeine Entwicklung der Menschheit eingreifen, einen großen Theil ihrer Geisteskultur von den früher gebildeten Nationen als ein Erbtheil empfangen, das ist unvermeidlich; an sich also kein Vorwurf. Es wäre widersinnig, nach der Idee eines geschlossenen Handelsstaates, auch in die Literatur den Grundsatz einer abgeschlossenen und isolirten Nationalbildung einführen zu wollen. Wenn die Aneignung selbstständig ist, wenn nur das Eigne und Eigenthümliche in Geist und Sprache, in der Sage und Denkart eines Volks nicht über der fremden Bildung verloren geht und vergessen wird, so ist diese selbst und ihre Erlernung nicht tadelnswerth. Kenntnisse sind an sich ein Eigenthum aller Nationen; der Geist eines Dichters oder lehrenden Schriftstellers, der auf sein Volk wirken will, wird erhoben und bereichert durch den Anblick der hohen Stufe und Vollkommenheit, zu welcher Kunst und Nachdenken, Geist und Sprache auch bei andern Völkern sich empor gehoben haben. Nur diejenige Nachahmung ist todt, welche statt der allgemeinen Erweiterung und Belebung des Geistes, bloß einzelnen Kunstformen einer fremden Nation, die selten ganz für eine andre passen, ängstlich nachstrebt und durch Kunst erzwingen will, was doch niemals recht gedeiht, wo es nicht mehr an seiner natürlichen Stelle ist.

Beide Fehler treffen einigermaßen die römische Literatur; sowohl der Vorwurf, die eigene alte vaterländische Nationalsage vernachläßigt zu haben, als jener Irrthum der vergeblichen Nachkünstelung fremder Formen, welche ihrem ursprünglichen Boden ent-

rissen, meistens unwirksam, todt und kalt erscheinen, oder doch nur ein kümmerliches Leben, wie Pflanzen im Treibhause, sich erfristen.

Dennoch ist ein Charakter in der römischen Literatur, wodurch sie sogar gegen die ihr sonst so überlegne griechische Geistesbildung, die ihr Vorbild und Quelle war, mit einer eigenthümlichen Würde und Bedeutung auftreten darf. Dieser ihr Werth gehört nun ganz der Nation an und Rom, jenem großen Mittelpunkt der alten und der neuen Weltgeschichte.

So wie der bildende Künstler von einer ihm inwohnenden großen Idee begeistert sein muß und ganz davon erfüllt ist; über welche er alles Andre vergißt, in der allein er lebt, und von der alle seine Werke nur durch die Ausführung verschieden gestaltete Versuche und Wege sind, um jene innere hohe Idee auszudrücken, sichtbar zu machen und Allen darzustellen; eben so ist auch der wahre Dichter und jeder große erfindende Schriftsteller von einer solchen, ihm ganz eignen Idee erfüllt, die für ihn der Mittelpunkt wird, worauf sich Alles bei ihm richtet, worauf er Alles bezieht und wovon die besondere Kunstform, worin er sie darzustellen versucht, nur der äußere Abdruck ist. Das ist es, was die Griechen vor den Römern auszeichnet. Vergleiche man die großen Dichter der blühenden Zeit, den Aeschylus, Pindar, Sophokles; oder den patriotischen Volksdichter Aristophanes, den Redner Demosthenes, die beiden, welche die ersten sind in der Geschichtschreibung, Herodot und Thucydides; oder die höchsten Denker, Plato und Aristoteles. Jeder von diesen hat seine ihm eigenthümliche Idee, die ihm Alles gilt und in allen seinen Hervorbringungen sich abspiegelt. Auch von dem großen Doppelwerke der homerischen Gesänge gilt schon dasselbe, obwohl auf eine unbewußtere Weise, nicht so sehr mit absichtlicher Kunst, als aus bloßer Fülle und Vollendung der glücklichsten geistigen Naturkraft. Daher finden wir bei einem jeden dieser großen Schriftsteller einen andern und eignen Geistesweg des Nachdenkens, eine eigne Art der Darstellung und eigne Form der Kunst, ja selbst in Styl und Sprache ist es bei jedem dieser ersten Autoren, als ob man in eine ganz neue Welt träte. Alle Elemente und Elementarkräfte des

höher gebildeten Menschengeistes sehen wir hier in der glücklichsten Entwicklung und in der reichhaltigsten Gediegenheit und höchsten Kraft, in der Blüthe des Gedeihens und der Vollendung neben und gegen einander stehen, vom ersten Anfang bis zum letzten Schluß dieses klassischen Kreises großer Autoren. Während wir im Homer die ganze Fülle der dichterischen Einbildungskraft in glücklicher Heldenzeit wie im klaren Lichte des hellsten Lichtes ausgebreitet sehen, zeigt uns Aristoteles den Gipfel und den Umkreis Alles dessen, was die natürliche Vernunft des Alterthums theils durch eignes Denken, theils durch Ordnen der wissenschaftlichen Erfahrung erreichen mochte. In den großen dramatischen Dichtern spricht sich am meisten das innere moralische Leben, der Charakter der Alten aus, das Herz ihrer Gesinnung, im harten Kampf wie in der erreichten oder gesuchten Harmonie der wollenden Kraft; und eben daher sind diese und ihre Werke mit Ausnahme des einzigen Sophokles, als des Ersten unter ihnen, der in Geist und Form durchaus harmonisch und vollendet ist, ungleich individueller und sehr lokal in Styl und Art, und von nicht so allgemein ansprechender und verständlicher Beschaffenheit als jene Beiden. Im Plato erblicken wir dagegen den gereinigten Verstand auf der geistigsten Höhe der alten Bildung, wie er dem höheren Lichte einer wundervollen Offenbarung in erhabener Begeisterung unter allen Geheimnissen und Sinnbildern des Göttlichen nachstrebt, und aus dem beschränkten griechischen Gesichtskreise, in das Gebieth der übernatürlichen Weisheit und der ältesten Ueberlieferungen hinüberschreitet und sich dadurch bald dem Morgenlande anschließt, bald zum Christenthum ahnend hinneigt; und so ist der ganze Umkreis der menschlichen Kräfte durch Fantasie und Vernunft, Charakter und Verstand in diesen großen Elementargeistern und Autoren der Menschheit gleichsam erschöpft und umfangen.

So reich und mannichfaltig war die griechische Bildung, und diesen großen Originalgeist suchen wir vergeblich in den römischen Schriftstellern. Aber es ist etwas in ihnen, was einen Ersatz dafür gibt, auch eine hohe große Idee; keine, die den Einzelnen eigenthümlich, sondern die ihnen allen gemein ist: die Idee von Rom. Dieses Rom, so bewundernswürdig in seiner alten Sitten-

und Gesetzesstrenge, furchtbar und groß auch in seinen Verirrungen und ewig denkwürdig in seiner Weltherrschaft. Das ist der Geist, der aus allen römischen Schriften athmet, das gibt ihnen eine Hoheit, unabhängig von aller Griechenkunst und Künstelei, die sie oft unglücklich genug nachahmten.

Die Größe und das alles beherrschende Leben des Staats, und die Geisteskraft und Kühnheit der Einzelnen, stehen einander in der Wirklichkeit einigermaßen entgegen, ungeachtet es ein natürlicher und gerechter Wunsch wäre, beide Vorzüge in gleichem Maße vereint zu sehen. Wie aber die Dinge meistens sind, kann in einem Staate, wo die eine Idee des Vaterlandes, seiner Größe und seines Ruhms Alles bestimmt und nichts gefunden wird, was nicht davon durchdrungen wäre, eine griechische Mannichfaltigkeit der Geistesentwicklung kaum Statt finden. Athen mußte so frei sein, als es war, zu frei oft für die bürgerliche Ruhe, wenn Alles in Kunst und Geist da so aufblühen sollte, wie es aufgeblüht ist. Sparta, der einzige als Staat gut und kraftvoll eingerichtete, nicht bloß vorübergehend herrschende, sondern dauerhafte, gesunde und starke Staat in Griechenland, erkaufte diesen Vorzug durch eine auf diesen Zweck berechnete Beschränkung der Denkart und der Sitten, des forschenden und selbst des dichtenden Geistes.

Ich mache die Anwendung auf das Einzelne. Haben Cäsar, oder auch Cicero, als Schriftsteller nicht etwas voraus vor den Rhetoren, den Grammatikern, den Philosophen und Sophisten, bei denen sie, was Sprache und Redekunst und die Wege des Nachdenkens betrifft, allerdings in die Schule gingen, und denen sie an Scharfsinn und wissenschaftlicher Kenntniß in diesen geistigen Uebungen unstreitig sehr weit nachstehen? Ein Jeder fühlt es wohl, daß hier, wie in allen großen römischen Werken, noch ein andrer Geist weht als der der entarteten griechischen Sophisten-Künste der spätern Zeit; aber es ist nicht das Genie, es ist nicht der individuelle Geist dieser Schriftsteller, sondern jene Idee des Vaterlandes, jenes in der Welt einzige Rom ist es, was sie, obwohl in sehr verschiedener Ansicht, Alle beseelte, und wie der unsichtbare Lebensgeist dieser Schriften überall durchschimmert.

Daß die Römer alles von den Griechen erlernt und entlehnt,

und nie irgend etwas ursprünglich und von alter Zeit her Eignes gehabt hätten, ist so wenig gegründet, daß vielmehr durch die übermächtige Einwirkung der fremden Geistesbildung die gesammte alte, dem römischen Volke eigne Heldensage und Dichtkunst, die jener Erlernung und Nachahmung des Griechischen lange voran ging, bis auf einige wenige, aus wahrer Poesie in eine halb fabelhafte Geschichte übertragnen Ueberbleibsel, eben durch jene ausländische Bildung zu Grunde gegangen ist. In mehreren mit den altrömischen Gebräuchen und Lebenseinrichtungen am meisten bekannten Schriftstellern, werden mehrmals alte Lieder erwähnt, welche die Thaten der Vorfahren erzählten, und an den Festen und bei den Gastmahlen der Edlen abgesungen wurden. Historische Heldengedichte waren es also, in welchen das Vaterlandsgefühl und der Dichtergeist der Römer sich aussprach, ehe sie bei den Griechen in die Lehre gegangen waren, um da die sophistische Redekunst, und eine gelehrtere, nun auch in Prosodie und Sprache ungleich kunstreichere und geregelte Poesie zu erlernen. Fragt man nun, welches die Gegenstände dieser altrömischen Heldengesänge sein konnten, so gibt die Geschichte selbst darüber leicht Antwort. Nicht bloß die fabelvolle Geburt und Schicksale des Romulus, der Raub der sabinischen Frauen, sondern auch der sagenhafte Kampf der drei Horatier und Curiatier, dann wieder der Uebermuth des Tarquinius, das Unglück und der Tod der Lucretia, die Rache und Befreiung durch Brutus; Porsennas wunderbarer Krieg, nebst der Standhaftigkeit des Scaevola, späterhin noch die Verbannung des Coriolan, sein Kampf gegen die Vaterstadt, und wie endlich in dem innern Zwiespalt seiner Heldenseele die Gegenwart der Mutter und der Gedanke an Rom gesiegt; alle diese angeblichen Geschichten erscheinen dem prüfenden Auge, sobald man den rechten Standpunkt gefaßt hat, sofort als altrömische Heldensagen und Dichtungen, die als solche von hohem Werthe sind, so wenig der Geschichtsforscher, wenn er sie bloß historisch nimmt, die vielen innern Widersprüche zu erklären oder zu rechtfertigen weiß. Daß dem also sei, daß vieles, was diesen alten Gesängen angehört, in den frühesten Epochen Roms, unter falscher historischer Einkleidung noch vorhanden, daß besonders aus dem Livius der Geist und die Kraft

jener alten Lieder am vernehmlichsten noch hervorhalle, das hatten schon mehrere vermuthet. Einem gelehrten Forscher unserer Zeit *) bleibt das Verdienst, daß er die genauere Sonderung und Sichtung bis ins Einzelne unternommen, und größtentheils befriedigend durchgeführt hat. Wir verlieren durch diese Kritik ein Stück, bisher auf Glauben als Thatsache angenommene sogenannte Geschichte, die doch immer als schwierig, zweifelhaft und widersprechend auffallen mußte, und gewinnen dagegen einen schwachen Nachhall wenigstens von der einheimischen Römersage. Es wurden diese historischen Helden-Abenteuer, ehe griechische Verskunst und Verskünstelei die Ohren von dem Klange der vaterländischen Lieder entwöhnte, in jenen einfachen Versen abgesungen, welche man in Italien nach der alten Zeit saturnisch nannte, und die bis auf den Schmuck des Reims, den sie entbehrten, den noch ungeregelten sogenannten Alexandrinern nicht unähnlich waren, deren fast alle Nationen Europa's im Mittelalter sich bedienten.

Auch im Inhalt waren diese altrömischen Heldenlieder bei manchen hohen Zügen, wenn wir nach dem urtheilen, was davon in angeblicher Geschichte übertragen noch vorhanden ist, von einem patriotischen, ganz auf die Vaterstadt beschränkten, und bei einzelnen wunderbaren und fabelhaften Einmischungen doch an das Historische sich annäherndem Geiste und Charakter. So ist es wohl begreiflich, daß die bezaubernde Mannichfaltigkeit der Odyssee und die Fülle des Wohllauts in dem Wogenspiele des griechischen Hexameters Ohr und Seele der Römer ganz gewonnen, und sie von ihrem vaterländischen Gesange abwendig gemacht hat.

---

*) S. Niebuhrs römische Geschichte; vergl. A. W. Schlegel's Recension dieses Werks in den Heidelberger Jahrbüchern: Der letzte setzt die historischen Fabeln, mit denen die Geschichte des römischen Volkes beginnt, selbst in ihrem poetischen Werthe, noch viel tiefer herab. Indessen hatten die Römer einmal keine andre, ihnen ganz eigenthümliche National-Heldensage, als diese fabelhaft historische. Irrthümer der Historienschreiber sind auf ähnliche Weise auch im Mittelalter in die Sage und durch diese in die Poesie übergegangen; wie die Herleitung des Francus und Brutus von Troja u. s. w.

Es lag aber noch ein andrer Grund, der die Römer von ihrer alten Heldensage abwendig machen, und sie so weit in Vergessenheit bringen mußte, daß sie endlich nur in der ganz verstümmelten Form einer halb fabelhaften, unzusammenhängenden Chronik übrig blieb, in Roms eigner Geschichte und den spätern Weltverhältnissen. Die letzte Heldengestalt der alten römischen Geschichte, welche noch zum großen Theil der Sage angehört und der Dichtkunst, und unstreitig in Liedern verherrlicht auf die Nachwelt gekommen, ist Camillus, welcher das von den Galliern eroberte Rom befreite. Mit dieser Befreiung beginnt die historische Zeit Roms. In der gallischen Verwüstung mochten die Denkmahle größtentheils zu Grunde gegangen sein; alles ältere ist ungewiß und zweifelhaft, oder doch, wenn auch Einzelnes als Thatsache bleibt, mit Fabeln vermischt. Von da begann Roms Größe, die sich zuerst in dem samnitischen Kriege entwickelte. Dieses ist auch geschichtlich die eigentliche Heldenzeit des römischen Volks, während welcher höchst wahrscheinlich jene alten Heldenlieder, deren Cato und Cicero erwähnen, und so wie sie Ennius und auch noch Livius vor Augen hatten, abgefaßt sein mögen. Dieser historischen Heldenzeit römischer Kraft und Tugend, lagen die alten Sagen, von den Königen und Helden, und dann von den Befreiern und andern Schicksalen der herrlichen Stadt noch nahe genug, um lebendig gefühlt zu werden. Als aber Tarent, Italien und Sicilien, Macedonien und Karthago, Hispanien und Achaja besiegt und unterjocht worden, was für ein Verhältniß war da noch zwischen dem alten kleinen Rom, das mit den Sabinern Fehde hatte, oder zehn Jahre, wie einst die Griechen an Troja's Mauern, vor der Burg von Veji gelagert war, und dem jetzigen zur Weltherrschaft, schon wie vorher bestimmten und mit unaufhaltsamer Gewalt vordringenden Rom! Die Griechen waren selbst in den ältesten Zeiten eine zahlreiche, in viele Stämme und Völkerschaften verbreitete Nation gewesen. Rom, ursprünglich nur eine Stadt, war durch einverleibte Länder und Völker Italiens erst eine Macht, bald ein welteroberndes Reich geworden.

So lag es also in der Natur der Sache und in dem unvermeidlichen Gange der Begebenheiten, daß die alte vaterländische

Heldensage immer mehr in das Dunkel zurück trat, wenigstens nicht weiter in mannichfaltiger Darstellung verschönert und entfaltet, daß griechische Geistesbildung und Dichtkunst statt dessen bei den Römern allgemein herrschend wurde. Die Schuld davon ist nicht allein dem Ennius zuzuschreiben, von dem der schon genannte scharfsinnige Geschichtforscher sagt, er habe sich für den ersten Dichter der Römer gehalten, weil er die alte Nationalpoesie verdrängt und vertilgt habe. Wohl läßt sich denken, daß er, der so treuherzig meinte, daß drei Seelen oder drei Geister in ihm wären, weil er drei Sprachen wußte: lateinisch, griechisch und oscisch oder altitalisch, nicht wenig stolz darauf sein mochte, daß er mit neu eingeführter Weise den Griechen ihren Hexameter, obwohl noch unbeholfen genug, zuerst nachgekünstelt. Auch der wahre Dichter ist nicht immer frei von einer solchen Eitelkeit, und legt oft einen zu hohen Werth auf eine bloß äußerliche, vielleicht sogar falsch gewählte, oder nicht ganz gelungene Form, eben weil sie ihm Nachdenken und Anstrengung gekostet hat; während er um den Geist, den wir in ihm ehren, selbst kaum recht weiß; eben weil er ihn der Natur verdankt, es ihm also nicht einfällt, sich in dieser Hinsicht mit Andern zu vergleichen. Indessen hat doch Ennius seine neue und noch unbeholfene Kunst zum Theil auch jenen alten vaterländischen Gegenständen zugewandt, und manche noch von ihm vorhandene Verse athmen einen hohen Dichterschwung; zu einem günstigen Urtheil über ihn stimmt uns auch die Bewunderung des Lucrez, wenn wir anders annehmen dürfen, daß diese Bewunderung auf eine Geistesverwandtschaft und Aehnlichkeit im Schwunge der Gedanken und in der Gewalt der Sprache sich gründete.

Unaufhaltsam drang nunmehr griechische Kunst und Art in Rom ein, obwohl mit sehr verschiedenem Erfolg. Unter allen Kunstformen der Griechen, lag die historische und die der Beredsamkeit den Römern am nächsten, und diese gelang ihnen auch am besten. Die Philosophie war ihrem Geiste am meisten fremd, und in der Poesie war der Erfolg verschieden nach den Gattungen.

In der dramatischen versuchten sich die Römer zuerst seit Ennius; aber fast haben sie in diesem Fache nur Uebersetzungen

geliefert, minder treu oder nachlässig, die aber doch meistens nur Uebersetzungen und kaum Nachbildungen zu nennen sind. So die verlornen Tragiker, Pacuvius und Attius, die noch erhaltenen Komiker, Plautus und Terenz. Das einheimische Possenspiel, die sogenannten Atellanen in oscischer Mundart, blieben nur eine Art von Liebhaberei und Gesellschaftsspiel der vornehmen Römer, die sich auf solche Art, mitten unter aller ausländischen Verfeinerung, durch eine Erinnerung an die altitalische Nationalität und Fröhlichkeit erheiterten, wie auch wohl in unseren Zeiten neben der künstlichsten Verstandeskultur eine Vorliebe und eigenes Vergnügen an Volksliedern und an der Volkskomödie sich erhält. Daraus konnte keine wahrhaft eigne große Form des Schauspiels sich gestalten; oder wenn es auch an sich nicht unmöglich gewesen wäre, so haben wir doch keine Veranlassung anzunehmen oder zu vermuthen, daß es wirklich geschehen sei. Was die Uebersetzungen der griechischen Trauerspiele betrifft, so war zwar die Mythologie der Römer der der Griechen ursprünglich nah verwandt und wenigstens ganz gleichartig, aber im Einzelnen war doch alles verschieden und lokal; Iphigenia und Oedipus, Prometheus und die Atriden, oder das Unglück der Thebanischen Brüder, erschienen hier mehr oder minder als fremde, auch den Sitten nach widerstrebende Gestalten, das Ganze blieb eine künstliche Pflanze, die nach einem kümmerlichen Dasein nicht anders, als allmählig absterben mußte. Die einzelnen Tragödien römischer Dichter, die aus dem Zeitalter des Augustus als besser und in ihrer Art vortrefflich gerühmt werden, beweisen, wie sparsam die Gattung angebaut wurde; wie bald aber die tragische Kunst bei den Römern ihre Endschaft erreichte, das sehen wir noch an jenen Redeübungen in dramatischer Form, welche dem Seneca zugeschrieben werden. Die fremdartigen athenischen Sitten im Lustspiel mußten für den römischen Zuschauer auch kalt und unwirksam bleiben. Ganz begreiflich daher ist es, daß der Zauber pantomimischer Darstellungen und Tänze endlich jedes andere Schauspiel verdrängte.

Mußten nicht auch bei einem Volke, wo in großen Kampfspielen oft Hunderte von Löwen oder Elephanten, Gladiatoren zu Tausenden zu einer blutigen Belustigung und Augenweide aufge-

opfert wurden, die Empfänglichkeit für die geistigern Schmerzgefühle des hohen Trauerspiels abgestumpft werden? Immer möchte es sonderbar scheinen, warum bei so vielen Versuchen in der tragischen Dichtkunst, die Römer den Stoff dazu fast nie aus der vaterländischen Geschichte oder Sage entlehnten, da doch selbst die Tragödie der Neuern jene Gegenstände, die in so hohem Grade poetisch und nicht undramatisch sind, den Kampf der Horatier, die That des Brutus, oder die Selbstüberwindung und veränderte Gesinnung des Coriolan gewählt, und so der Poesie, was ursprünglich ihr Eigenthum war, wieder zugewandt und zurückgegeben hat? Ueber diese Frage gibt der eigenthümliche Charakter dieser historischen Dichtung, einen ganz befriedigenden Aufschluß. Das in diesen Sagen sich aussprechende patriotische Gefühl, stand der Gegenwart für die dramatische Darstellung immer noch viel zu nahe. Die Geschichte Coriolans mag zum Beispiel dienen. Wie hätte wohl ein römischer Dichter diesen Patricier in seinem ganzen anfänglichen Uebermuth gegen die Plebejer nach der Wahrheit darstellen können, zu der Zeit, als die Gracchen das römische Volk von demselben patricischen Uebermuthe zu befreien strebten? Welche Erscheinung hätte der verbannte Coriolan auf dem römischen Theater machen können, wie er etwa im gerechten Unmuth die Vaterstadt mit bitterer Rede und nicht ohne treffenden Tadel schmäht, zu einer Zeit, wo der edelste und freigesinnteste unter den letzten Römern, Sertorius, in der Verbannung unter den unbezwungenen lusitanischen und spanischen Völkern lebend, von dort aus das Vaterland zu retten und ein neues Rom zu gründen trachtete? Oder wie hätte man den Coriolan als Anführer eines siegreichen Heeres gegen die Vaterstadt anrückend, auf der Schaubühne zu sehen ertragen, zu den Zeiten, wo ein Sulla wirklich mit gewaffneter Macht gegen die Stadt im Anzuge war? Oder auch selbst in den etwas spätern Zeiten, wo alle jene angeführten Begebenheiten noch lebhaft und wie gegenwärtig im Andenken waren? Nicht bloß in dieser Geschichte, sondern überall war für die Zeiten der Republik der Zwiespalt zwischen den Patriciern und Plebejern zu hervorleuchtend aus diesen Geschichten und Sagen, zu tief in das Wesen derselben verwebt. Für das Zeitalter des

Augustus aber waren Brutus und die andern Alten vollends keine angemessenen Gegenstände. Ein Beispiel von der neuen, und von unserer Bühne entlehnt, kann zur Erläuterung dienen: Shakespear stellt in seinen historischen Schauspielen die blutige Fehde zwischen York und Lancaster dar, aber als er dichtete, war dieser Zwiespalt längst ausgeglichen und versöhnt. Für unsere deutsche Bühne bieten sich dem Dichter sehr reichhaltige Gegenstände aus den Bürgerkriegen, besonders aus dem dreißigjährigen dar; aber auch hier ist der Fall nicht völlig derselbe wie bei den Römern. Demungeachtet hat der deutsche Dichter, wenn er dem Gegenstande ganz Genüge leisten will, eine schwere Aufgabe, und muß mit großer Schonung verfahren, wenn er nicht Partheigefühle verletzen, oder wo sie schon versöhnt sind, sie von neuem wieder erregen, und dadurch den poetischen Eindruck zerstören will.

Aus diesen Gründen haben die Römer kein eigenthümliches Trauerspiel, und überhaupt keine ausgezeichnete Schaubühne gehabt.

Unter den Dichtern der übrigen Gattungen steht der älteste, Lucrez, seiner Art und seinem Geiste nach, ganz allein in der römischen Literatur. Nur er kann uns noch einigermaßen ein Bild geben von dem Styl und dem Schwung der ältern römischen Dichter; von den spätern Römern ward er wenig empfunden und sein Werth nicht anerkannt. Sein Werk über die Natur der Dinge gehört der Art nach zu jener, bei den Griechen aus besondern Umständen hervorgegangenen und bei ihnen noch natürlichen Form des wissenschaftlichen Lehrgedichts. Die Philosophie, welcher Lucrez sich ergeben, war die schlechteste, die ein Römer und die ein Dichter erwählen konnte. Die Philosophie Epikurs nähmlich, die allen Glauben und alles höhere Gefühl vernichtend, in wissenschaftlicher Hinsicht mit den seltsamsten Hypothesen angefüllt, in ihrem Einfluß auf das Leben, wo nicht unsittlich, doch wenigstens durchaus egoistisch und unnational, für die Fantasie aber noch besonders ertödtend und aller Dichtkunst feind war. Gleichwohl hat Lucrez alle diese Schwierigkeiten überwunden; mit Bedauern sieht man diese große Seele, die doch überall hervorbricht, einem so verderblichen Systeme griechischer Sophistik hingegeben. Er ist an Begeisterung und Erhabenheit der erste unter den römischen, als Sän-

ger und Darsteller der Natur der erste unter allen noch vorhandenen Dichtern des Alterthums. Ueber diese Gattung, und überhaupt welche Stelle die Natur in den Darstellungen der Poesie einnehmen soll, darüber sei hier eine allgemeine Betrachtung verstattet.

Allerdings soll die Poesie nicht bloß den Menschen, sondern auch die ihn umgebende Natur zum Inhalt und Gegenstande ihrer Darstellungen, oder ihrer Begeisterung wählen. Es findet hier eben jener dreifache Unterschied Statt, wie auch in der Darstellung des Menschen. Die dichterische Darstellung und Behandlung des Menschen kann zuerst sein, ein klarer Spiegel des wirklichen Lebens und der Gegenwart; zweitens die Erinnerung der wunderbaren Vorzeit eines vergangenen Heldenalters oder aber da, wo die Poesie mehr begeistern als darstellen will, die Anregung und Erweckung der tiefer verborgenen Menschengefühle. Alles dieses kann auch auf die Natur angewandt werden. Die Poesie soll uns ein Bild geben von der gesammten äußern Erscheinung der Natur; dazu dient, was der Frühling irgend Erquickendes und Belebendes hat, das Edelste, was die Thierwelt an Gestalt und Leben, das Schönste und Lieblichste, was die Pflanzen- und Blumenwelt darbiethet, alles was in den äußern Veränderungen am Himmel und auf der Erde dem Auge der Menschen erhebend, oder doch bedeutend erscheint. Das Schwierige ist hier nur, das Uebermaaß zu vermeiden; üppige Beschreibungen, auch wenn sie wahr sind, ermüden und verfehlen die Wirkung. Einzelne Blumen aber aus der Fülle der Natur, an der rechten Stelle eingeflochten in das Gewebe der Dichtkunst, sind der herrlichste Schmuck desselben. Auch die Natur hat ihre wunderbare Vorzeit, wo sie ungeregelter und gigantischer war, gleich wie das Menschengeschlecht im Heldenalter. Dieß Gefühl bemächtigt sich unsrer bei dem Anblick der wildern Naturgegenden und wie Ruinen der Urwelt übereinandergestürzten Felsen und Gebirge. Alle Urkunden und Sagen des Alterthums bestätigen uns diese große Katastrophe einer ältern tellurischen Vorzeit; ungewöhnliche Erscheinungen, Sturm, Ungewitter, Wasserfluthen und Erdbeben, versetzen uns theilweise und im Kleinen zurück in jenen wildern Zustand der Natur. Alles dieses sind angemessene und große Gegen-

stände für den großen Dichter; dieselben, an denen Lucrez sich so oft als ein herrlicher Naturmahler bewährt. Aber auch hier bedarf der Dichter nur das Allgemeine, die Voraussetzung eines freiern wildern Zustandes, einer erhabenern, größern Vorzeit, als Spielraum für das Wunderbare in der Natur. Die eigentlich wissenschaftliche Ansicht davon, ob die Gebirge z. B. vulkanisch gebildet, oder bloß durch Wasserfluthen entstanden sind, das ist eben so wenig ein Gegenstand für die Dichtkunst, als die Lehre von den Atomen, die selbst die hohe Einbildungskraft des Lucrez nicht poetisch zu gestalten vermochte. Die dritte Weise endlich, wie der Dichter mit der Natur in Berührung tritt, ist durch das Gefühl. Nicht bloß in dem Gesange der Nachtigall, oder was sonst einen Jeden anspricht, auch in dem Rauschen des Stroms oder der Wälder glauben wir eine uns verwandte Stimme zu vernehmen, in Klage oder in Freude; als ob Geister und Empfindungen, den unsrigen ähnlich, aus der Ferne, oder wie aus engen Banden zu uns hindurch dringen wollten, und sich uns verständlich machen. Um diesen Tönen zu horchen, mitzufühlen und zu ahnen die Seele der Natur, liebt der Dichter die Einsamkeit. Die Zweifel des Untersuchers, ob auch wohl die Natur auf solche Weise beseelt, oder ob dieß eine Täuschung sei, gelten ihm gleich; genug daß dieß Gefühl, diese Ahnung vorhanden ist in der Fantasie und in der Brust des Menschen und des Dichters; und wenn der Blick auch ganz durchdringen könnte durch die Hülle der Schöpfung, und es sehen, wie die Geister der Natur in der verborgenen Werkstätte wirken, so würde der Dichter als solcher, dennoch den wohlthätigen Schleier nicht völlig heben wollen, noch dürfen. Von dieser letztern ahnungsreichern und geheimnißvollen Ansicht der Natur werden indessen bei den Dichtern der Griechen und Römer nur wenig Spuren gefunden, desto mehr bei den alten nordischen, ganz im Gefühl der Natur lebenden. Alle diese Naturschilderungen und Naturgefühle dürfen aber in der Poesie nicht abgesondert werden von der Darstellung des Menschen, deren schönste Zierde sie bilden. Werden sie abgesondert, so wird das große vollständige Weltgemählde, was die Poesie uns vor Augen stellen soll, zerstückt, die Harmonie unvermeidlich aufgelöst, und die Wirkung, welche, wo

das Ganze erscheint, so groß ist, wird zertheilt und fällt ins Kleinliche. Daher ist das wissenschaftliche Naturlehrgedicht nach der Weise des Lucrez eigentlich eine verfehlte Form, wie die Philosophie, welche er erwählte, verwerflich ist; während er selbst als Mensch uns Theilnahme, als Dichter die höchste Bewunderung einflößt.

Die großen Schriftsteller der Römer können am besten nach der Epoche betrachtet und zusammengestellt werden, der sie angehören. Die letzten Zeiten der Republik sind weniger vollendet in der Sprache, sonst aber vielleicht reicher gewesen als das Zeitalter des Augustus. Cicero hat als Redner Mannichfaltigkeit und Uebung in der Kunst genug; die Größe der Gegenstände, so wie die Stelle, welche er in der Weltgeschichte einnimmt, leihen seinen Reden eine höhere Würde. Indessen ist es doch nicht wohl einzusehen, wie man diese so oft überschwellende Wortfülle als ein Vorbild der guten Schreibart hat ansehen können. Auch seine Zeitgenossen warfen ihm asiatischen Schwulst in seiner Rednerweise vor. Am wichtigsten ist er der Literatur und Bildung seines Volks geworden durch die Einführung der höhern sittlichen Philosophie der Griechen. Für die tiefere Spekulation, in derem Labyrinthe der Geist der Griechen so gern umherirrte und eine unendliche Kunst darin übte, hatte Cicero so wenig als irgend ein anderer Römer, Sinn oder Anlage. Als Freund und Liebhaber der Philosophie aber, der bei ihr in den Stunden des Unglücks, der Zurückgezogenheit von öffentlichen Geschäften, oder der ruhigen Muße Trost und Beschäftigung suchte, hat er eine sehr gute und verständige Auswahl getroffen. Er schloß sich zunächst der Philosophie des Plato an, als derjenigen, welche einer allgemeinen und schönen Geistesbildung am günstigsten ist, und als der Gipfel der Vollkommenheit in Geist und Sprache von dem ganzen Alterthum anerkannt und verehrt ward. Da aber die spätern Nachfolger Plato's, von welchen die Römer diese Philosophie zunächst empfingen, weil ihr Meister die Philosophie nur als Kunst geübt, aber kein vollständiges System hinterlassen hatte, wieder ganz skeptisch geworden waren, so nahm er für das Leben, wo diese Ansicht nicht angemessen ist, seine Zuflucht oftmahls zu den Sittenlehren der Stoiker,

oder wo ihm der dieser Schule eigene Starrsinn nicht zusagte, zum Aristoteles, der, wie er in allem den Mittelweg sucht, auch in der Moral den Mittelweg hält zwischen der Strenge der Stoiker und der Nachgelassenheit des Epikur. Nur gegen diesen letzten war Cicero durchaus feindlich, und zwar nicht mit Unrecht. — Man darf zwar nicht glauben, alle die, welche bei den Alten, wie Epikur das Vergnügen als den letzten und höchsten Zweck des Lebens betrachteten, hätten damit auch alle die verderblichen und verwerflichen Folgen angenommen und in der That ausgeübt, welche aus dem Grundsatze hergeleitet werden können. Wenn aber auch unter jenem, als das höchste Gut des Menschen aufgestellten Vergnügen, nicht der positive Sinnengenuß, wie beim Aristipp gemeint war, sondern nur der schmerzenlose Zustand innerer Zufriedenheit, den die bessern Epikuräer, wie andere griechische Philosophen vorzüglich in geistiger Beschäftigung und im Umgang mit gleichgesinnten Freunden suchten, so stimmten sie doch alle darin überein, daß sie sich vom bürgerlichen Leben und von öffentlichen Geschäften ganz zurückzogen, und diese Zurückgezogenheit und Absonderung als den ersten Grundsatz eines weise geordneten Lebens aufstellten. Ihre Lehre war in ihrer Wirkung auf das praktische Leben wenigstens egoistisch und unnational, und hat, da sie Anfangs viel Anhänger in Rom fand, allerdings beigetragen zu Roms Verderben. Cicero, ein Feind des Epikur und seiner Lehren, ist dagegen ein durchaus patriotischer Denker. Daher seine Philosophie oft von Staatsmännern geachtet wurde, welche, ohne zur eigentlichen wissenschaftlichen Spekulation Anlage und Neigung, oder Muße übrig zu haben, doch in freien Augenblicken das Nachdenken lieben.

In der Form und auch im Vortrage ist Cicero sehr ungleich, wie das bei vielen römischen Schriftstellern der Fall ist, da es ihnen selten gelingt, was sie aus den Griechen entlehnten und erlernten, mit dem, was sie selbst denken und sagen wollen, ganz in Harmonie zu bringen.

Eine vollkommne Gleichmäßigkeit des Ausdrucks findet sich zuerst im Caesar. Auch in der Schreibart zeigt er sich, wie er im Handeln war; ganz nur auf den einen Zweck gerichtet und

alles diesem Zwecke angemessen. Jene Eigenschaften, die in einer geschichtlichen Darstellung nebst der Lebendigkeit die ersten sind, Klarheit und ungekünstelte Einfalt, besitzt er vollkommen. Aber wie ganz anders ist Caesars Deutlichkeit und Kürze, die nur zum Ziele eilt, und alles Ueberflüssige abschneidet und die sich gern ausbreitende, oft homerisch geschwätzige Klarheit des Herodot. Wie ein Feldherr seine Kriegsvölker so stellt, wie sie am besten und am sichersten wirken können, und jeden Vortheil gegen den Feind benutzt, eben so zweckmäßig ordnet Caesar auch seine Worte und seinen Vortrag, aber auch eben so unerbittlich verfolgt er die Ueberlegenheit, die ihm der Sieg gab, wider die Gegner. Unter denen, welche gleichfalls ihre eignen Thaten beschrieben haben, ist Xenophon bei allem Schmuck der attischen Rede, doch als Staatsmann und Feldherr von zu geringem Gewicht, um mit Caesar verglichen zu werden. Was einige der Feldherrn Alexanders, was Hannibal, von ihren eignen Denkwürdigkeiten aufgezeichnet haben, ist nicht mehr vorhanden. Auch als Schriftsteller ist der Römer, wenn wir ihn mit denen vergleichen, die in ähnlichen Verhältnissen ein Gleiches versucht haben, Caesar, und unbesiegt geblieben.

In Schilderung der Charaktere und überhaupt als historischer Mahler ist Sallust groß; aber ganz so gleichmäßig, so klar und überall angemessen wie Caesar ist er nicht. Man fühlt hier und da das Gezwungene in der Schreibart und die gesuchte Kunst in der angenommenen Alterthümlichkeit. Selbst in der Geschichte, deren Form doch am leichtesten aus den griechischen Republiken, wo sie zuerst entstanden ist, nach Rom zu verpflanzen war, ist die Nachahmung eines bestimmten Vorbildes, wie hier des Thucydides, nicht ohne nachtheilige Folgen geblieben.

In diesem ersten Zeitalter der aufblühenden römischen Geistesbildung und Redekunst, fühlt man recht deutlich, wie vortheilhaft es einer Literatur ist, wenn die Ersten der Nation Antheil an ihr nehmen, und zu ihrer Ausbildung mitwirken. Schon durch ihren Standpunkt haben diese das Ganze desselben immer vor Augen, und können nicht umhin, alles nach größern Verhältnissen zu betrachten und zu beurtheilen. Dieß hat der römischen

Literatur vorzüglich ihren eigenen großen Charakter gegeben. Als nach dem Tode des Brutus eine neue Ordnung der Dinge begann, da ward im Zeitalter des Augustus auch in der Literatur ein ganz anderer Geist und Ton herrschend. Die freie Beredsamkeit mußte verstummen; dagegen wandte man sich wieder zur Poesie, deren Stimme in der letzten unruhigen Zeit unter blutigen Bürgerkriegen wenigstens keine allgemeine Theilnahme hatte finden können. Jetzt aber schien vielmehr, um den wieder hergestellten Frieden und des Augustus glückliche Herrschaft würdig zu feiern und durch ihren Glanz zu verschönern, nichts so angemessen, als wenn sich große Nationaldichter erwecken, und zu classischen Werken der ernsten Gattung und von vaterländischem Inhalt erheben ließen. Dazu wurde nicht nur Virgil begünstigt, sondern auch Properz und Horaz von dem Ersten des Staats aufgemuntert, ja dringend aufgefordert. Properz wäre durch seinen kunstreichen Styl wohl zum epischen Dichter geeignet gewesen, aber er wollte frei bleiben, lebte nur sich, und den Gefühlen einer edlen Freundschaft und glühenden Liebe, die seine Seele ganz erfüllten, und auch seine Gesänge beseelen und vor allen andern römischen auszeichnen. Horaz hat unter den erhaltenen Dichtern vielleicht am meisten Sinn für das heroisch Große. Er war ein Patriot, der seinen Schmerz über den Untergang der Republik in seine Brust verschloß, und um diesen Schmerz zu zerstreuen, sich in allerlei Vergnügungen warf, und der Poesie ergab. Bei jeder Gelegenheit bricht unter dem angenommenen Leichtsinn die Begeisterung für das Vaterland und die Freiheit gewaltsam hervor. Ein größeres Gedicht aus der vaterländischen Geschichte oder Sage, hätte er gar nicht dichten können, ohne überall Gesinnungen zu verrathen, die nicht mehr an der Zeit waren, und nicht mehr gehört werden sollten. Darum konnte auch er den oft wiederholten Aufforderungen nicht entsprechen.

Der friedliche, kunstreiche, gefühlvolle Virgil war durch seine Liebe zur Natur und zum Landleben ganz besonders geeignet, der Nationaldichter der Römer zu werden. Die altrömische, wie überhaupt die altitalische Lebensweise, war ganz auf den Ackerbau und das Landleben gegründet, dagegen die Griechen nach

ihrem größern Theil ein gewerbtreibendes, seefahrendes und handelndes Volk waren. Selbst die Vornehmsten und Ersten Roms in der guten Zeit, lebten dieser alten ländlichen Weise gemäß, und noch war ungeachtet des Verderbnisses der Hauptstadt diese einem ackerbauenden und landlebenden Volke eigne gesunde Kraft der Sitten und Gefühle in dem größern Umkreise des übrigen Italiens bei weitem nicht erloschen. Diese Seite mußte ein Dichter berühren und benutzen, der jetzt noch der Dichter der Nation werden, und sich in seiner Wirkung nicht bloß auf den engen Kreis der Hauptstadt beschränken wollte. Virgils Liebe zur Natur und zum Landleben, ist schon in dem ersten Jugendversuche der Eklogen sichtbar, und als Meister hat er sie in seinem vollendetsten Gedichte vom Landbau ausgesprochen. Hätte er nur diese herrliche, für das jetzige, endlich beruhigte Rom so wohlthätige, in Italien dem Geiste und dem Inhalte nach wahrhaft einheimische Poesie, nicht in der fremden und ausländischen Kunstform des alexandrinischen Lehrgedichts, niedergelegt! Hätte er seine Ansichten und seine Gefühle von dem Landleben und dem Ackerbaue nur gleich mit aufgenommen in sein großes Werk, was der vaterländischen Vorzeit gewidmet sein sollte, und uns so ein umfassendes und vollständiges Gemählde des altitalischen Lebens gegeben. Dadurch würde auch die vaterländische Heldensage, die er wieder erwecken wollte, einen festen Boden und Anhalt in der Gegenwart, und ein neues Leben gewonnen haben. Nur hätte er sein Heldengedicht alsdann auch in viel freieren Umrissen, und einem noch losern Zusammenhange abfassen müssen. In der beschränkenden Anordnung des Ganzen, die er wählte, steht nun freilich der letzte italische Theil des Gedichts sehr zurück gegen die erste Hälfte, in der er Roms Ursprung an die herrlichen trojanischen Sagen so glücklich anknüpfen, und den ganzen Reichthum derselben benutzen konnte. Dennoch ist die Aeneide die der Dichter unvollendet ließ, ja selbst verwarf und vernichten wollte, mit Recht das eigentliche Nationalgedicht der Römer geblieben. Urtheilen wir bloß nach dem Schwunge der Begeisterung oder der glücklichen Leichtigkeit des angebornen Talents, so möchten vielleicht Lucrez, und Ovid mehr Dichter scheinen als

Virgil; was ihm den Vorzug gibt, ist das in ihm am vollendetsten sich aussprechende Nationalgefühl. Nur als ein vollkommnes Dichterwerk kann die Aeneide nicht gelten; denn eben jene Gleichmäßigkeit, welche den meisten römischen Dichtern im Kampf zwischen der erlernten Kunst und der eignen Kraft fehlt, vermissen wir auch im Virgil, in der Darstellung, und selbst in der Sprache, am meisten aber in der Anordnung des ganzen Werkes.

Noch merklicher ist diese Ungleichheit in Horazens Styl, so wie bei den übrigen lyrischen Dichtern. Die epische Dichtkunst der verschiedenen Nationen steht am meisten in Berührung mit einander, obwohl auch hier die Nachahmung der homerischen Form den Virgil und so viele Andere nach ihm zwanghaft beschränkt oder irre geleitet hat. Aber von der Form abgesehen, wird aus der Heldensage eines Volks am leichtesten noch etwas in die eines andern verpflanzt, da sich ohnehin so viel Verwandtes und auffallend Aehnliches in den verschiedenen Sagen auch der entlegensten Völker findet. Dieß ist entweder daher zu erklären, weil der Zustand aller Völker in jener frühern Zeit noch jugendlicher Kraftentwicklung in vielen Stücken überall derselbe ist; oder sei es auch, daß jene, oft seltsame Uebereinstimmung hindeutet auf einen gemeinsamen Ursprung, besonders des Wunderbaren und Sinnbildlichen in diesen Dichtungen. Die wahrhaft epischen Sagen aller Völker stehen in vielfältiger Berührung unter einander, und biethen überall Anklänge gegenseitiger Verwandtschaft dar; wenn gleich es schwer sein dürfte, den verlornen Zusammenhang noch jetzt wieder herzustellen, und nicht bloß in kritischer Forschung zu zeigen, wie die großen Sagen der Urwelt alle aus einer gemeinsamen Wurzel hervorgingen, sondern das Ganze auch wirklich in Poesie zu umfassen und von neuem lebendig zu gestalten. In der ernsten dramatischen Poesie, kann die Erkenntniß, welche hohe Stufe der Vollkommenheit die Kunst bei andern Völkern erreicht habe, im Allgemeinen zum Vorbilde und zum Maßstabe dienen, wie hoch man streben soll und wie viel sich leisten läßt. Nur die bloße Form muß man nicht nachahmen; die Schaubühne, wenn sie allgemein wirken soll, muß bei jeder Nation eine auf ihrer

Geschichte und Nationalerinnerung, als ihrer Grundlage ruhende Richtung und eine ihren Sitten, ihrer Bildung, ihrem Charakter und der Gedankenweise angemessene und durchaus eigenthümliche Gestaltung annehmen.

Am meisten aber ist die Nachbildung in der lyrischen Gattung schädlich und zu verwerfen. Denn, was kann ein lyrisches Gedicht wohl für einen Werth und Reitz haben, als den vor allem, daß es ein ganz freier Erguß des eigenen Gefühls ist? Und was kann diesen Reitz ersetzen, wenn man das Nachgeahmte fühlt, und was ganz Natur sein sollte, als ein bloßes Kunststück erscheint? Bei den römischen Dichtern kann man oft sogar die Stellen unterscheiden, die sie aus griechischen Vorbildern entlehnt haben, von denen, wo sie aus eigenem Gefühl reden. Ungeachtet dieser Ungleichmäßigkeit bleibt Horaz unter allen römischen Dichtern der, welcher uns als Mensch am nächsten berührt und anspricht. Am größten erscheint er in solchen Stellen, wo er ganz als Römer spricht, erinnernd an die alte Hoheit, an den Regulus, den herrlichen Verbannten, oder die andern, welche nach seinem Ausdrucke für das Vaterland, „die große Seele verschwendeten."

In der einzigen, den Römern ganz eigenthümlichen Gattung, welche sie im Gebiethe der Poesie hervorgebracht haben, in der Satyre, ist Horaz der geistreichste. Diese, von der allgemeinen Art lyrischer Scherz- oder Spottgedichte, noch durch eine bestimmte Form verschiedene römische Satyre, zu welcher das epische Versmaß, nur nachlässiger und frei behandelt, angewandt ward, ist auch im Geist und Gehalt ganz römisch. Alles in ihr bezieht sich auf die Hauptstadt und ihre gesellschaftlichen Verhältnisse, die in diesem Kreise geltenden Spöttereien und Anspielungen, und freilich auch auf das Sittenverderbniß, welches in Rom aus der halben Welt zusammenfloß. Ein Gemählde des wirklichen Lebens bloß als solches gehört der Dichtung an nur durch die Darstellung, wenn sie nämlich wahrhaft künstlerisch ist; aber einzelne, noch so geistreiche Züge, sind noch keine Darstellung, bilden noch kein Gemählde. Daher kann uns die römische Satyre in der geistreichen Art, wie Horaz sie behandelt, doch nur als ein Surrogat gelten für das Lustspiel, was die Römer eigentlich nicht besaßen; näm-

lich kein eigenthümlich römisches, das zu einer vollständigen und schönen Entwicklung gelangt wäre. Wird das Interesse bei den Satyren aber in die Begeisterung des Unwillens und des Hasses gegen Laster und Thorheit gelegt, wie man es im Juvenal findet, so mag eine solche Begeisterung moralisch achtungswerth sein, aber poetisch ist sie nicht.

Die Prosa hat bei den Römern eine viel höhere Stufe erreicht als die Poesie; Livius kann in der Sprache vollkommen genannt werden, wie denn überhaupt die Kunst der Geschichtschreibung, nach der rednerischen Form, welche den Alten eigen war, in ihm vollendet erscheint.

In der ersten Hälfte der langen Regierung des Augustus erndtete man noch den Ruhm der großen Talente, die sich damahls entwickelten, die aber größtentheils selbst noch aus den letzten Zeiten der Republik herstammten, die noch das Große gesehen und deren Geist in der Jugend noch Freiheit geathmet hatte.

Anders war daher das jüngere Geschlecht, das schon in den Zeiten der Alleinherrschaft geboren oder aufgewachsen war. Noch in den letzten Zeiten des Augustus, zeigten sich die Spuren des sinkenden Geschmacks, am ersten in Ovid, in der überfließenden Fülle seiner üppigen Einbildungskraft, und der auch in der Sprache bei ihm schon fühlbaren Weichlichkeit.

Wie schnell selbst die Historie, in der die Römer doch am größten waren, unter dem fürchterlichen Druck der nachfolgenden Caesaren auch als Kunst entartet sei, zeigt der geschraubte Styl des Vellejus, der unwürdigen Schmeichelei nicht zu gedenken. Das eigentliche Haupt und der Stifter eines neuen, äußerst gekünstelten Geschmacks, der sich in Sentenzen gefiel, war der Philosoph Seneca. Je despotischer der Druck wurde, je mehr warfen sich die im Geist noch Widerstrebenden, dem Stoicismus in die Arme, der dem Freiheitsstolze starker Seelen gefallen mußte, je mehr sie überall um sich her das Gegentheil dieser Gesinnungen und Grundsätze herrschen sahen. Schwulst, Uebertreibung und Unnatur, auch im Ausdruck, ist nicht selten im Gefolge eines gewaltsam unterdrückten Zustandes des Staats und der Gesellschaft wahrzunehmen. Wir finden sie in Lucan sonderbar mit anmaßendem republikani-

schen Hochgefühl gepaart; es erregt Erstaunen und Abscheu, wie derselbe Dichter dem Nero in Ausdrücken, die fast Verbrechen sind, schmeichelt, und dann den Cato mit Abgötterei selbst über die Götter erhebt. Die römische Dichtkunst kehrte, als ob sie ihren ältesten, fast vergessenen Anfang doch nicht ganz verläugnen könnte, mit Lucan zu dem historischen Heldengedicht zurück. An sich könnte eine große historische Begebenheit wohl den Stoff zu einem Heldengedichte herleihen; wie nahe oder wie fern die Begebenheit chronologisch steht, darauf kommt nichts an, sondern nur auf die innere Beschaffenheit. Sie muß, wenn sie zum Gegenstande eines Heldengedichts geeignet sein soll, von der Art sein, daß der Einfluß des Gefühls und der Begeisterung darin mehr vorherrschen, als ein berechneter Plan des Verstandes, und daß die Fantasie freien Spielraum behält. So ist es mit Alexander, dessen Leben und Thaten, wie der Untergang des Darius, oder sein Zug nach Indien, wohl gleich damahls Gegenstand für einen Dichter hätte sein können, wenn es einen solchen, der dieß hätte besingen mögen, noch gegeben hätte. Der Bürgerkrieg zwischen Caesar und Pompejus, dieser Kampf der Partheien und entgegenstehender Staatssysteme, hat wohl dramatischen Darstellungen der neuern Zeit zum Gegenstande dienen können; aber durch kein Genie und keine Kunst würde er je in einen epischen Stoff verwandelt werden. Das Gemählde von dem Geschmack dieser Zeit, vollendet der dunkle Persius und die gezwungene Schreibart des ältern Plinius, so schätzenswerth auch der reiche Inhalt des letzten Schriftstellers ist, der uns an einem Beispiel gezeigt hat, was die Römer, als denkende Sammler, mit den unermeßlichen Hülfsmitteln, die ihnen bei ihrer Macht zu Gebothe standen, für die Erweiterung menschlicher Kenntnisse hätten leisten können, wenn sie dieselben öfter für diesen Zweck hätten anwenden wollen.

Es kamen wieder bessere Zeiten, und noch einmahl sollte ein Römer von alter Art und Größe auf dem Thron des Augustus die gebildete Welt beherrschen. Wie Trajan in dem Reiche der Caesaren der letzte ist, der römisch dachte und in Denkart und Thatkraft römisch groß war, so beschließt kurz vor ihm die Reihe der großen Autoren, welche Rom hervorgebracht hat, Tacitus, dem

man in Gesinnung und Darstellung das gleiche Lob beilegen darf. Unter den ersten wieder bessern Caesaren nach Nero, unter Vespasian und Titus, war er empor gekommen, unter Domitian hatte er wohl beobachten und schweigen lernen, unter Nerva lebt' er der neuen glorreichen Zeit entgegen, die Rom unter Trajan noch einmahl zu Theil werden sollte.

Die gedankenreiche Tiefe seines Geistes und die ihm ganz eigene, jener Tiefe angemessene und entsprechende Kunst des Ausdruckes, erscheinen immer unnachahmlicher, je mehrere in dieser Nachahmung sich versucht und vergeblich angestrengt haben. Auch im Ausdruck ist er vollendet zu nennen, obgleich die Sprache damahls schon nicht mehr dieselbe, nicht mehr die große des Caesar, oder die kunstreich vollendete des Livius war, noch sein konnte. In diesen drei Autoren erscheint die römische Sprache, nach meinem Gefühl, in ihrer höchsten Reinheit und Vollkommenheit; bei Caesar in schmuckloser Einfalt und Größe; bei Livius in allem Glanz und Schmuck einer rednerischen Ausbildung, aber ohne Uebertreibung, schön und edel gestaltet; bei Tacitus in einer Tiefe, Kraft und Kunst, die von der alten Würde des ehemahligen Rom durchdrungen ist.

Vierte Vorlesung.

Kurze Dauer der römischen Literatur. Neue Epoche unter Hadrian. Einfluß der orientalischen Denkart auf die abendländische Philosophie. Mosaische Urkunde, Poesie der Hebräer. Religion der Perser. Idee der Bibel und Charakteristik des alten Testaments.

Wie sehr Literatur und Philosophie in Rom eigentlich eine fremde Pflanze war, das zeigt sich aus der, gegen den griechischen Reichthum gehalten, nicht sehr großen Anzahl von bedeutenden Schriftstellern, welche die lateinische Sprache besessen, und aus dem kurzen Zeitraume, während welcher die römische Kunst und Geistesbildung überhaupt blühte und gedauert hat.

Uebersetzungen aus dem Griechischen, einzelne Dichter und Originalschriftsteller gab es zu Rom, seitdem die Scipionen griechische Literatur und Redekunst begünstigten, der ältere Cato aber, um die altrömische Denkart gegen den eindringenden griechischen Geist aufrecht zu erhalten, die Geschichte, die Lebensweise und die Sprache der Vorfahren zum Gegenstande seiner Forschungen und mancher Schriften machte; und seitdem Ennius griechische Kunst und metrische Weise zum Theil noch auf römische Gegenstände anwandte und die ältere Schule der römischen Dichtkunst gründete. Fordert man aber für den Begriff einer blühenden Literatur, mehr als solche einzelne einander zum Theil entgegenstrebende Versuche und Werke; gehört dazu ein gewisser Zusammenhang und Einheit, eine festere und regelmäßigere Bestimmung der Sprache, besonders auch der Prosa, eine fortgehende Ueberlieferung durch den Unterricht und allgemeinere Verbreitung aller der auf die Sprache, die redenden Künste und höhere Geistesbildung gerichteten Kenntnisse: so beginnt die römische Literatur erst mit Cicero, der an ihrer Stiftung einen sehr großen, ja den größten Antheil hat.

Bis auf seine Zeit war der ganze Unterricht in der Redekunst und Geistesbildung durchaus griechisch eingerichtet, wurde nach griechischen Lehrbüchern und in griechischer Sprache mitgetheilt. Erst mit Cicero begann ein öffentlicher, wissenschaftlicher Unterricht auch in der lateinischen Sprache, die er zuerst für philosophische Gegenstände und die Theorie der Beredsamkeit mit Glück anwandte und bildete. Nicht nur außerordentlich erweitert aber ward Roms Sprache durch ihn, sondern auch fester bestimmt, wozu nebst ihm, besonders auch Caesar und Varro durch ihre grammatischen Schriften mitgewirkt haben. Beide haben nebst Cicero den meisten Antheil an dieser Ausbildung der eigentlich so zu nennenden römischen Literatur; Caesar, durch Begünstigung der Gelehrsamkeit, als Redner, und dann durch seine Bemühung, von der Sprache, deren er so vollkommen Meister war, auch eine wissenschaftliche Erkenntniß zu begründen und zu verbreiten, und ihr dadurch eine feste Gestalt und Bestimmtheit zu geben, damit ihre Kraft desto sicherer und fester wirken könnte. Varro aber hat als gelehrter Sammler und Bücherkenner, als Sprach- und Alterthumsforscher am meisten nebst den beiden genannten dazu mitgewirkt, daß jene Zeit die eigentlich blühende Epoche der römischen Literatur geworden ist. Die merkwürdigsten Schriftsteller bis auf Trajan sind in dem vorhergehenden Vortrage in der Kürze geschildert worden. Als das letzte Werk aus der noch blühenden Zeit des römischen Geistes könnte man die Lobrede des jüngern Plinius auf den Trajan betrachten; den würdigen Gegenstand der noch einmahl sich blühend erhebenden, und dann für lange Zeit darniedersinkenden römischen Beredsamkeit; deren Schwäche sich in so manchen dem Plinius nachgeahmten panegyrischen Schriften der spätern Redner auf die unwürdigen Nachfolger des Trajan zeigt.

Es hat also die classische Zeit der römischen Literatur, von dem Consulate des Cicero bis auf den Tod des Trajan zu rechnen, nicht länger als etwa hundert und achtzig Jahre gedauert. In eben diesen Zeitraum fällt auch vorzüglich die erste wissenschaftliche Entwicklung derjenigen praktischen Kenntniß, in welcher die Römer stets einen ganz eigenthümlichen Reichthum besaßen und entwickelt haben, der Rechtsgelehrsamkeit nämlich. Cicero und Caesar, beide

faßten zuerst den Gedanken, die unübersehliche Masse römischer Rechte und Gesetze in ein Ganzes zu sammeln und zu ordnen; unter Augustus und in den nachfolgenden Zeiten entwickelten sich die beiden Partheien der nach der Billigkeit oder nach dem strengen Recht entscheidenden Rechtsgelehrten; und unter Hadrian ward durch die neue Abfassung eines vollständigen Gesetzbuches, des sogenannten ewigen Edictes, eben das, was Cicero und Caesar gewollt hatten, geleistet.

Mit Hadrian beginnt eine durchaus neue Epoche nicht nur in den Staatsgrundsätzen, sondern auch in der Geistesbildung. Die griechische Sprache und Literatur trat allmählich wieder in ihre natürlichen Rechte ein, behauptete ihre Ueberlegenheit, und gewann eine immer ausgedehntere geistige Herrschaft, in der gesammten, unter Roms Caesaren politisch vereinten, gebildeten Welt.

Während die römischen Schriftsteller von einiger Wichtigkeit nach Trajan immer seltener werden, und diese wenigen gegen die ältern ganz unwürdig und wenig bedeutend erscheinen, bis auch diese sich endlich verlieren; regt sich in der griechischen Literatur und Philosophie ein ganz neues Leben, und eine allgemeine geistige Thätigkeit, eine reiche Nachblüthe der griechischen Geistesbildung, die auch in Darstellung und Sprache oftmahls der ältern Zeiten nicht ganz unwürdig und unähnlich erscheint, auf jeden Fall wieder höher steht als in der zunächst vorhergehenden Periode. Zwar in der Poesie scheint nichts Neues, oder doch nichts Vortreffliches mehr bei den damahligen Griechen empor gekommen zu sein; desto eifriger wurden Philosophie und Redekunst bearbeitet, die in der alten attischen Zeit ganz getrennt, ja feindlich entgegen gesetzt waren, jetzt aber immer mehr und mehr zusammengeschmolzen wurden. Der alte sokratische Vortrag der Philosophie, wie in Plato's Gesprächen, war jetzt im Geist und in der Sprache nicht mehr angemessen; die Sitten und die ganze Lebenseinrichtung, die er voraussetzte, zu fremd, als daß diese Form noch mit Glück angewandt und mit Beifall hätte empfunden werden können. Die wissenschaftliche Strenge des Aristoteles war nur für wenige. Desto mehr kam jetzt eine neue rednerische Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände auf, welche von Hadrian und den Antoninen bis auf Kaiser Julian vorzüglich geblüht, und eine Menge in dieser spätern

Zeit noch ausgezeichnete Schriftsteller hervorgebracht hat. Es bestätigt sich auch hier die allgemeine Bemerkung, daß die Griechen in der Poesie wohl in verschiedenen Zeiträumen erfinderisch und groß, dagegen andere Perioden auch wieder sehr ungünstig und unfruchtbar für die Poesie waren, während die Rhetorik sich eigentlich als diejenige Kunst zeigt, welche ihnen wie angeboren, und durch alle Perioden hindurch, von den ältesten Zeiten bis zu den letzten immer ganz eigen war und blieb, und mehr als einmahl unter noch so veränderten Umständen wieder unter einer neuen Gestalt hervorkam.

Unter der großen Menge von Schriftstellern aus dieser letzten Periode der alten griechischen Literatur, die nur als geschichtliche Quellen, oder zu einigem Ersatz anderer besserer Werke, aus denen sie schöpften, für den Untersucher im Ganzen wichtig sind, finden sich doch einige, die auch durch sich selbst einen allgemeinern Werth haben. Der erste ist Plutarch, dessen Biographien bei allen Mängeln der Schreibart und der Beurtheilung doch einen wahren Schatz von moralischem Wissen auf die Nachwelt gebracht haben, der auch für uns noch von hohem Werth ist. Sein Styl ist überladen und nicht selten verworren. Unter der überfließenden Fülle von den eignen Bemerkungen, welche er der Geschichte seiner Helden anfügt, muß man auswählen: es finden sich häufig auch solche darunter, die nicht treffend und angemessen erscheinen. Ueberall aber zeigt sich darin ein Mann von dem redlichsten Willen, und der wenigstens von der moralischen Seite, den ganzen Reichthum der blühenden und classischen Zeit des Alterthums sich zu eigen gemacht hatte, damit vertraut und davon durchdrungen ist. Daß auch die Kunst der Schreibart damahls noch nicht ganz verloren, daß attischer Geist und Witz noch nicht erloschen waren, zeigt uns Lucian. Er ist als Schriftsteller von Geist in dieser aus Philosophie und Satire gemischten Gattung, ausgezeichnet wie Wenige; vorzüglich aber als Sittengemälde seiner Zeit unschätzbar. Selbst in der Geschichte verdiente Arrian, der beste Geschichtschreiber Alexanders genannt, und durch eine schöne, aber einfache Schreibart, dem Xenophon verglichen zu werden. Mark Aurel nimmt in der Geschichte des menschlichen Geschlechts eine zu große und zu ruhmvolle Stelle ein, als

daß nicht die stoischen Selbstbetrachtungen, die dieser letzte in der Reihe der großen und tugendhaften Caesaren Roms, nun schon in griechischer Sprache schrieb, auch in der Literatur merkwürdig erscheinen, und die Blicke auf sich ziehen müßten. Aber auch die Geschichte von Mark Aurel's unwürdigen Nachfolgern ist durch Herodian in einem Styl dargestellt, den man von dieser Zeit kaum noch erwartet.

Schon Antoninus Pius hatte die griechischen Philosophen verschiedener Secten im römischen Reich in großer Anzahl als Lehrer angestellt, und diese wichtige Classe von Menschen, so zu sagen, in die Dienste des Staats genommen. Die Philosophie, besonders die stoische, sollte jetzt zur Stütze oder zum Ersatz des unaufhaltsam zusammenstürzenden Volksglaubens dienen. Wie sehr dieser Glaube an die alten Götter gesunken und verschwunden, wie allgemein Zweifelsucht, Freigeisterei und Unglaube jetzt in der römischen Welt verbreitet waren, das zeigt uns Lucian, und zum Beweise von der allgemeinen Gährung und neu erwachten Thätigkeit des forschenden Geistes, fällt auch der ausführlichste Schriftsteller der skeptischen Philosophie aus dem Alterthum, Sextus Empirikus in dieses Zeitalter. Auch das zeigt uns Lucian in seinem witzigen Sittengemählde, wie allgemein herrschend zu gleicher Zeit der Hang zur Schwärmerei war, indem an die Stelle des alten, meistens bloß poetischen Volksglaubens, der unaufhaltsam dahin schwand, jetzt immer mehr eine Art von wissenschaftlichem Aberglauben trat; astrologische Meinungen und die Neigung zu magischen Künsten, weit verbreitet durch den alles beherrschenden Einfluß geheimer Gesellschaften und Verbrüderungen, aber auch öffentlich vorgetragen in den Schriften und mündlichen Vorträgen der Philosophen. Immer allgemeiner ward der Einfluß der orientalischen Denkart, Weltansicht und Geisterlehre, welche nebst den alten und reinen Quellen der Wahrheit, von jeher auch Ströme von einer glühenderen und tieferen Schwärmerei mit sich führten, als das jüngere, kältere Abendland zu ersinnen und zu erfinden vermochte. Selbst in dem ägyptischen Geschmacke der unter Hadrian wieder erneuerten bildenden Kunst, zeigt sich diese herrschend werdende Neigung zum orientalischen Geiste. Plutarch, obwohl dem Plato folgend, zeigt uns die

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Platonische Philosophie schon in jener spätern Gestalt, wo sie anfing, alles, was noch übrig war, von der aus Aegypten stammenden Lehre des Pythagoras, oder das, was jetzt für Pythagoräisch ausgegeben ward, in sich aufzunehmen, und sich der ältern orientalischen Ueberlieferung und Lehre, aus der allerdings auch Plato geschöpft haben sollte, immer mehr zu nähern.

Bald ward diese neue Platonische Philosophie allein herrschend; die andern Secten, wie die skeptische, die des Epikur, auch selbst die stoische, verschwanden als abgesonderte Secten. Doch flossen manche stoische Meinungen mit ein in diese Eine, jetzt alles verschlingende Philosophie der Griechen, die man nach dem herrschenden Bestandtheile die Neuplatonische nennt. Diese Philosophie war es, welche das Christenthum lange Zeit hindurch mit der äußersten Anstrengung aller Geisteskräfte bekämpfte, noch unter Kaiser Julian hoffte, es zu besiegen, den alten Volksglauben aufrecht zu erhalten, und ihn durch die geistige Deutung, welche sie ihm unterschob, wieder neu zu beleben.

Dieser Kampf zwischen dem Christenthum, und der heidnischen Philosophie, zwischen der alten Götterlehre und dem neuen Glauben, einer dichterischen Mythologie und einer sittlichen Religion, der denkwürdigste Geisteskampf, welchen die Menschheit je dargebothen und in sich durchgekämpft hat, ist nicht nur in der Weltgeschichte die Scheidewand zwischen zweien sich berührenden Welten, dem dahin scheidenden Alterthum und der beginnenden neuen Zeit, sondern auch für die Culturgeschichte und Entwicklung der Geistesbildung ist er der allgemeine Mittelpunkt und Wendepunkt, um den sich alles dreht und aus dem alles erhellt wird. Diesen großen Kampf und Wendepunkt so ins Licht zu setzen, wie eine Geschichte der Literatur ihn ins Licht setzen muß, worin dieselbe nicht bloß als Sprachstudium und Kunstliebhaberei, sondern nach ihrem Einfluß auf das Schicksal der Nationen und auf die gesammte Menschheit dargestellt werden soll; das erfordert noch einige Betrachtungen über den eigentlichen Geist der griechischen Philosophie, über die Stelle, welche die mosaischen und die christlichen Lehren und Schriften in der Geschichte des menschlichen Geistes einnehmen, und eine kurze Uebersicht der übrigen orientalischen

Ueberlieferungen, welche theils der mosaischen und christlichen verwandt, theils für die Griechen die älteste ihnen bekannte Quelle der höhern Erkenntniß waren.

Was der menschliche Erfindungsgeist in einem fast unübersehlichen Reichthum schöner Dichtungen Anziehendes, und für die Einbildungskraft Belebendes, was die Fortschritte der Kunst für den Geist Anziehendes haben, davon wird sich noch mehr als einmahl Gelegenheit darbiethen, ein glanzvolles Gemählde aufzustellen. Für die jetzige Betrachtung müssen wir die Aufmerksamkeit ganz allein an demjenigen Punkt festhalten, den eine unvermeidliche und nothwendige Wißbegier als den Mittelpunkt aller Bildung und Geschichte des menschlichen Geistes bezeichnet.

Plato und Aristoteles waren die größten Meister, ja man kann sagen, sie bezeichnen den vollständigen Umfang der gesammten griechischen Erkenntniß. Plato behandelte die Philosophie ganz als Kunst, Aristoteles als Wissenschaft; in dem ersten sehen wir die denkende Vernunft in dem ruhenden Zustande der Anschauung und anschauenden Bewunderung der höchsten Vollkommenheit. Aristoteles hingegen erfaßte die Vernunft als ein Vermögen der Selbstthätigkeit und Vermittlung, in ihrem lebendigen Wirken, nicht bloß als die bewegende Kraft alles menschlichen Denkens und Daseins, sondern auch als das geistige Grundgesetz aller Thätigkeit der Natur und ihrer mannichfaltigen Erscheinungen. Plato ist der Gipfel der griechischen Kunst, Aristoteles der Inbegriff des griechischen Wissens.

Wo Plato gegen die Sophisten streitet, und ihnen in ihren Verwirrungen folgt, da ist er spitzfindig und grüblerisch, ja oft wird er bei aller attischen Kunst und Schönheit seines Geistes, bei aller Gewandtheit und Klarheit der Sprache, selbst unverständlich und sophistisch, wie die Lehre, gegen die er streitet. Aber dennoch läßt sich der Hauptgedanke seiner Philosophie leicht ganz klar und anschaulich machen. Aus einem ursprünglichen, ungleich herrlichern und geistigern Dasein, wohnt dem Menschen, nach Plato's Ansicht, eine dunkle Erinnerung göttlicher Vollkommenheit bei. Diese ihm eingepflanzte, angestammte Erinnerung des Göttlichen ist bloß das, ist nicht ganz vollkommene Anschauung und Klar-

heit, weil die Sinnenwelt, selbst unvollkommen und veränderlich, uns mit unvollkommnen, veränderlichen, verworrenen und irrigen Vorstellungen erfüllt, und dadurch jenes ursprüngliche Licht verdunkelt. Gleichwohl, wo sich irgend in der Sinnenwelt und Natur etwas der Gottheit Aehnliches, ein Abbild der höchsten Vollkommenheit zeigt, da erwacht jene alte Erinnerung; die Liebe des Schönen erfüllt, begeistert den Anschauenden mit einer Bewunderung, die eigentlich nicht auf das Schöne selbst, wenigstens nicht auf die sinnliche Erscheinung desselben, sondern auf das unsichtbare Urbild gerichtet ist. Von dieser Bewunderung, dieser wieder erwachenden Erinnerung und uns plötzlich ergreifenden Begeisterung, beginnt alle höhere Erkenntniß und Wahrheit, die also nicht die Frucht des kalten und ganz besonnenen, nach eigner Willkühr und Kunst geleiteten Nachdenkens ist, sondern über alle Willkühr, kalte Besonnenheit und bloße Kunst erhaben, und wie durch göttliche Eingebung mitgetheilt.

Plato nimmt also für die Erkenntniß der Gottheit und der göttlichen Dinge, eine höhere und übernatürliche Quelle der Erkenntniß an, und dieß ist das eigentlich Unterscheidende seiner Lehre. Der dialektische Theil seiner Werke ist nur der negative, in welchem er den Irrthum mit großer Kunst widerlegt, oder mit noch größerer und noch von niemandem erreichter Kunst uns Schritt vor Schritt bis an die Schwelle der Wahrheit führt. Wo er aber diese selbst enthüllen will, in dem positiven Theil seiner Lehre, da redet er nach orientalischer Weise nur in Sinnbildern und Mythen, und wie in dichterischer Ahnung; ganz treu und gemäß jenem ersten Grundsatz von einer höhern Erkenntnißquelle, Begeisterung, Eingebung oder Offenbarung. Nicht zu läugnen ist dabei, daß seine Philosophie durchaus unvollendet geblieben, und er selbst in seiner Ansicht nicht zu vollkommner Klarheit und Bestimmtheit gelangt ist. Besonders zeigt sich dieß durch den in seiner Philosophie nicht ganz aufgelösten Zwiespalt zwischen der Vernunft und der Liebe oder der Begeisterung. Da, wo er von der Liebe des Schönen, und der göttlichen Begeisterung, welche den Menschen ergreift, redet, wo er es ausdrücklich anerkennt, daß diese Bewegungen, von denen er alle höhere Wahrheit ableitet, den

Geist weit über die Gränze des besonnenen Nachdenkens und der kalten Vernunftkunst hinausreißen und etwas viel Höheres enthalten, als durch diese zu erreichen steht, da scheint er lebendigere und gefühltere Begriffe von Gott und dessen Vollkommenheit anzunehmen und vorauszusetzen; während er da, wo er bloß dialektische Kunst übt, nicht selten in die gewöhnlichen Vorstellungen von einer unveränderlichen und unbedingten Einheit der Vernunft, als dem höchsten Begriff der Vollkommenheit herabsinkt. In diesem Stücke ward er wohl durch den Einfluß und das Ansehen der ältern Philosophen einigermaßen beschränkt; überhaupt blieb seine Lehre so unvollendet, wie er sie ließ, und wie sie die göttliche Wahrheit nur aus Erinnerungen ableitet und in sinnbildlichen Andeutungen aussprach, selbst auch nur eine in Griechenland erneuerte Erinnerung der ältern asiatischen Philosophie, und eine unvollkommne Andeutung und unbewußte Vorbereitung des Christenthums, eingehüllt in alle Schönheit und Kunst attischer Geistesbildung und sokratischer Lebensweisheit.

Durch die letztere war er selbst wohl vor Schwärmerei einigermaßen bewahrt, so wie seine nächsten Nachfolger in Athen, die das Gefühl von der Unvollendung seiner Philosophie vielmehr wieder zur Zweifelsucht und zur Skepsis führte. Eigentlich aber lag doch diese Anlage zur Schwärmerei, die sich bei seinen Nachfolgern so mächtig entwickelte, auch schon in seiner Denkart und seinen Grundsätzen selbst. Die Anerkennung einer höhern übernatürlichen Erkenntnißquelle, unbestimmt, wie er sie auffaßte und schilderte, als eine dunkle Erinnerung, eine den Menschen über die Gränzen der Besonnenheit hinausführende Begeisterung und höhere Eingebung, führt nothwendig auf diesen Abweg; so lange nicht etwas Anderes und Festeres hinzukommt, um diese schwankende und unsichere Ahnung des Wahren, zu einer bestimmten und deutlichen Ueberzeugung für die Denkart, zu einem klaren Glauben für das Leben zu gestalten; so lange uns nicht das göttliche Wort gegeben ist, wodurch sich das Räthsel des Ewigen löst, und die falsche Eingebung von der echten Offenbarung unterscheiden läßt.

Wenn die spätern Nachfolger Plato's daher seine unvollen-

det gebliebene Lehre durch orientalische Begriffe und Ueberlieferungen zu ergänzen suchten, so war dieß zwar in der Art, wie sie es thaten, der attischen Bildung, und dem sokratischen Geiste Plato's oft unangemessen, seiner Philosophie selbst, und dem anerkannten Grundsatz einer höhern Erkenntnißquelle war es aber nicht widerstreitend; denn auf eben demselben Grundsatz beruhten ja mehr oder minder auch alle orientalischen Lehrbegriffe und Ueberlieferungen.

Der Hauptgedanke des Aristoteles läßt sich durchaus nicht eben so klar machen, wegen der Unverständlichkeit, über die selbst seine getreuesten Anhänger, von den ältesten Zeiten an, Klage führten. Doch das Resultat über den Geist seiner Philosophie läßt sich anschaulich mittheilen, und hängt genau zusammen mit eben jener allgemein anerkannten und getadelten Unverständlichkeit. Wie geschieht es denn aber, daß dieser große Geist, der Sprache wie des Denkens vollkommen Meister, in jedem Gebiethe der Erfahrung der hellste Beobachter und scharfsinnigste Beurtheiler, dabei der eigentliche Erfinder des deutlichen und bestimmten Denkens, der wenigstens das wissenschaftliche Nachdenken und die Vernunftkunst zuerst auf Grundsätze und in ein System gebracht hat, doch über die eigentlichen und höchsten Fragen von der Bestimmung und vom Ursprung des Menschen, von Gott und von der Welt so durchaus dunkel, unbefriedigend und ganz unverständlich antwortet? Es liegt darin, daß er Vernunft und Erfahrung allein als Quelle der Erkenntniß anerkennt, indem jene höhere, von Plato angedeutete Erkenntnißquelle ihm nicht genügte, oder ihm doch zu unwissenschaftlich schien. Beide, Vernunft und Erfahrung, sucht er, durch allerlei dazwischen eingeschobene Mittelglieder, in Verbindung zu setzen. So sehr liebte er überall diese Weise, daß er selbst die Tugend nur in der Vermeidung der Extreme suchte, und als den Mittelweg zwischen zwei entgegenstehenden Fehlern erklärte. Um in der wissenschaftlichen Betrachtung der äußern Welt den alten Streit zu schlichten, zwischen dem Gedanken des keiner Veränderung unterworfenen Ewigen, und der in der Erscheinung sich kund gebenden stäten Veränderlichkeit aller Dinge, nahm er zu einer ähnlichen Auflösung seine Zuflucht. Die erste, göttliche

Ursache aller Bewegung, sagt er, sei selbst unbeweglich, in dieser unserer sublunarischen Welt aber alles einer stäten Veränderung und Bewegung unterworfen; in der Mitte zwischen diesen beiden entgegenstehenden Extremen, stellte er den siderischen Himmel, oder die astralische Welt, die zwar nicht durch sich selbst in Bewegung gesetzt werde, aber doch der ersten, göttlichen Ursache näher stehe, weil ihre kreisförmige Bewegung vollkommen und ewig ist. Auf gleiche Weise schob er, um die große Kluft zwischen der Sinnlichkeit und der Vernunft auszufüllen, den Begriff eines passiven leidenden Verstandes, eines objectiven Gemeinsinns zwischen beide ein. Alles dieses kann als erfinderisch und scharfsinnig bewundert werden, wenn es auch nicht vollkommen befriedigend gefunden wird; ja es kann sogar diese Methode zu dem glücklichsten Erfolge führen, da, wo es darauf ankömmt, irgend einen besondern Gegenstand, wie er gegeben ist, vollständig aufzufassen, und von allen Seiten zu durchdenken. Ueber jene höchsten Fragen aber, welche der Mensch nie unterlassen kann, sich aufzuwerfen, von seiner eignen Bestimmung, von Gott und wie das Räthsel der Welt, alles Dasein, und dessen erste Ursache zu verstehen und zu erklären ist, darüber gibt weder Erfahrung noch Vernunft einen befriedigenden Aufschluß. Die sinnliche Erfahrung allein führt nur zum Abläugnen und zum Unglauben; die Vernunft verwirrt sich in sich selbst, und kann auf jene, eigentlich doch so einfachen und unvermeidlichen Fragen, nur unverständliche Formeln zur Antwort geben. Dieß Letzte trifft besonders den Aristoteles, dessen Philosophie in der Mitte schwebt zwischen bodenlosem Idealismus und dem System der Erfahrung. Sieht man auf die größere Menge seiner Werke und Untersuchungen, besonders in dem angewandten Gebiethe der Naturkunde oder des Lebens, so scheint das letztere zu überwiegen, und Aristoteles stellt sich uns dar als der Meister aller Empirie aus dem ganzen Alterthum, nicht bloß durch den Umfang seines Wissens, sondern auch zufolge der Verfahrungsart beim Untersuchen, und der diese leitenden Grundsätze. Der Grundbegriff seiner ganzen höhern Philosophie ist aber wohl unstreitig der idealistische Begriff der sich selbst bestimmenden Thätigkeit oder Entelechie. Gibt er uns nun statt der

höhern lebendigen Wahrnehmung des Ganzen, bloß einzelne Beobachtungen über das Einzelne, oder, wo er das Ganze und Erste erfassen möchte, leere Formeln und bloße Abstractionen über das Wesen der Dinge; so ist das Eine oder das Andere allen begegnet, welche dem Aristoteles auf ähnlichem Wege gefolgt sind, und die alles aus dem eignen Selbst, aus der Vernunft oder der Erfahrung schöpfen, durchaus aber keine höhere Erkenntnißquelle, keine göttliche Offenbarung und Ueberlieferung der Wahrheit anerkennen wollen.

Deren aber, die in der Philosophie den gleichen, oder einen ähnlichen Weg betreten haben, wie Aristoteles, sind unzählige. Er selbst zwar hatte im Alterthum nur wenige einzelne Nachfolger; dann kam eine Zeit, wo eine Legion von Schülern auf allen Lehrstühlen des Morgen- und des Abendlandes sich zu seinen Lehren bekannte, ohne jedoch den Geist des Meisters zu erfassen. Seitdem man dem Lehrer entgelten ließ, was die Schüler verschuldeten, und den man eben erst vergöttert hatte, nun ganz verwarf und verschmähte, gab es bis auf unsere Zeiten Viele, die, ohne es selbst zu wissen, Anhänger des Aristoteles waren; theils solche, die ihn wenig oder gar nicht kannten, oder auch wohl solche, die als seine leidenschaftlichsten Tadler und Gegner auftraten. Das Erste gilt von den Wenigen, welche auf dem Wege des tiefen Selbstdenkens in den Abweg der gleichen idealistischen Unverständlichkeit gerathen sind; das andere aber trifft die, welche von Locke anzufangen, die Erfahrung allein als einzige Erkenntnißquelle auch für die Philosophie gelten lassen wollen, wobei sie doch, sobald sie wissenschaftlich verfahren wollen, dem abstracten Denken nie ganz entsagen, also auch, ein dem aristotelischen ähnliches Formelwesen nicht vermeiden können.

So haben diese beiden großen Geister, Plato und Aristoteles, das ganze Gebieth des menschlichen Denkens und Wissens gewissermaßen erschöpft. Sie wurden von ihren Zeitgenossen nur sehr unvollkommen erkannt, hatten aber einen desto größern Einfluß auf die Nachwelt, deren Geist sie viele Zeiten hindurch nicht nur in allen wissenschaftlichen Angelegenheiten fast ausschließend leiteten, sondern auch oft in den Grundsätzen bestimmten,

die für das Leben gelten. Noch jetzt, nachdem der menschliche Geist zwei Jahrtausende älter, und durch so viele Entdeckungen erweitert und bereichert worden ist; nachdem wir die wenigen Bücher, die Plato gelesen haben konnte, durch ganze Bibliotheken von merkwürdigen Urkunden des Alterthums, oder Versuchen des forschenden Scharfsinns ersetzen können; nachdem die Ansichten des Aristoteles vom Weltsystem uns wie Begriffe der Kindheit erscheinen; nachdem wir endlich dem Christenthum eine lebendigere Ansicht von Gott, und eine tiefere Erkenntniß des Menschen verdanken; bewähren sich jene beiden Denker gleichwohl so ganz in ihrer Größe, daß man sagen darf, sie bezeichnen noch immer den Umfang des menschlichen Geistes, und noch jetzt ist jede Philosophie unvermeidlich entweder platonisch oder aristotelisch, oder ein Versuch, beide Geisteswege glücklich oder unglücklich zu verschmelzen. Wer irgend eine höhere Ueberlieferung der Wahrheit und Quelle der Erkenntniß zugibt, der berührt eben damit auch den Plato und betritt das Gebieth seiner Philosophie, die ja ohnehin kein beschränktes System, sondern eine sokratische Kunst und ein freier, aller Erweiterung fähiger Geistesweg ist. Für Alle aber, welche den andern Weg der Vernunft und der Erfahrung wählen, wird es schwer und fast unmöglich sein, den Aristoteles zu umgehen oder zu übertreffen. Auf diesem Wege, und in seiner Art ist er unübertrefflich groß. Geister, welche die ganze Erfahrung ihres Zeitalters so umfaßt, und wissenschaftlich beherrscht hätten, biethet die Weltgeschichte nur noch wenige dar; der Vernunft aber war er vollkommen Meister, wie kein Anderer.

Aus diesen beiden Elementen war die spätere Philosophie der Griechen zusammen gesetzt; für die Kunst vortrefflich, für das Wissen umfassend, für die Wahrheit sehr ungenügend. Plato's Geist blieb herrschend, und ward es immer mehr, nur suchte man ihn für die äußere wissenschaftliche Form, die ihm fehlte, durch den Aristoteles, für die innere Vollständigkeit der Ansicht aber, durch die verschiedenen orientalischen Ansichten und Ueberlieferungen zu ergänzen. So war der Stand der Dinge in dem Zeitalter, wo die Neuplatoniker noch gegen die christliche Lehre den vergeblichen Kampf führten.

Bei einer durchaus verschiedenen, mehr auf die äußere Erscheinung des Lebens, auf das Schöne, und die heitern Gestalten der Kunst gerichteten Geistesbildung, wie es die der Griechen war; bei einem, diesem geistreichen Volke leicht zu verzeihenden Bewußtsein dieser Vorzüge und einer gewissen lebhaften Nationaleitelkeit hatten doch die tiefer Forschenden unter ihnen, in den frühern wie in den spätern Zeiten eine hohe Ehrfurcht vor dem Ernst und der Erhabenheit der orientalischen Denkart. Es waren ihre Blicke am meisten auf Aegypten gerichtet, als der alten Quelle, aus welcher sie selbst auch ihre eigne Götterlehre und Ueberlieferungen ableiteten; als der entferntere Hintergrund ihrer geistigen Welt erschien ihnen Indien. Ungleich fremder blieb ihnen der Glaube der Hebräer, und eben so abgesondert und ganz entfernt von ihrer Denkart, war auch der Gottesdienst der Perser. Mit den Aegyptern, Phöniciern, den Völkern in Klein-Asien, fühlten sich die Griechen durch das Band eines gemeinschaftlichen Götterdienstes verknüpft, welcher bei allen Verschiedenheiten, doch unläugbar nicht bloß in manchem Einzelnen, sondern auch in einer ähnlichen Grundlage des Ganzen übereinstimmte. Von den Hebräern aber, und zum Theil auch von den Persern fühlten die andern uns bekanntern Völker des Alterthums sich durch eine wahrhaft und wesentlich verschiedene Religion ganz getrennt. Seitdem die mosaische Urkunde unter dem großen Philadelphus in die griechische Sprache übertragen war, mochte wohl auch vor Longin mancher schon die Erhabenheit derselben gefühlt und bewundert, mancher, wie später so oft geschah, darauf gefallen sein, den Moses platonisch zu deuten, oder gar den Plato aus dem Moses abzuleiten, wie so viele zu verschiedenen Zeiten versucht haben. Im Ganzen aber blieb der Glaube und die Lebenseinrichtung der Hebräer, wie später die Lehre der Christen, den Griechen und Römern eine ganz fremde Erscheinung, in welche sie sich nicht recht zu finden wußten, und über die sie auch noch späterhin bei genauerer Bekanntschaft die sonderbarsten Urtheile fällten. Es konnte nicht wohl anders sein, da selbst die erste und einfachste Ansicht vom Menschen und vom Anfang seines Daseins, so wie vom Ursprunge aller Erkenntniß und Geistesbildung, die

hier, und die dort herrschte, so ganz verschieden war. Nach der bei den Griechen und Römern herrschenden Ansicht, waren die ältesten Menschen als Urvölker überall aus der Erde hervorgewachsen, so wie die Gluth der Sonne im feuchten Stoff und Schlamm oft allerlei Lebendiges erzeugt, oder doch erweckt, da die Natur, deren innere Kraft immer in Gährung und Thätigkeit ist, jede Gelegenheit ergreift, mancherlei sich selbst Bewegendes und Beseeltes, wenn auch nicht in der vollkommensten Entwicklung und Gestalt, auszubrüten. In dieser Ansicht war das eine Element des Menschen, die Erde zu sehr nur allein in Betrachtung gezogen; das andere höhere Element, der göttliche Funken im menschlichen Geist, schien ihnen durch einen Raub dem Himmel entrissen und zum Lohn der wohlgelungenen Frevelthat nun sein eigen geblieben. Moses dagegen lehrte, nicht überall und nach Zufall sei der Mensch aufgewachsen, sondern an einen bestimmten Ort sei er auf Erden durch eine Hand von oben hingestellt worden; der höhere Gottes-Geist aber sei nicht durch einen Raub und die eigne Kühnheit sein geworden, sondern aus Liebe ihm mitgetheilt. Für die älteste Geschichte des Menschen, auch für die seines Geistes, tritt Folgendes als Vereinigungspunkt aller übrigen alten Ueberlieferungen aus dieser Lehre hervor. Der älteste Wohnsitz des Menschen und seiner Entwicklung, sei das mittlere Asien, jener glückliche und vor allen Ländern gesegnete Garten der Erde, den nach allen vier Weltgegenden hin, die herrlichen alten Ströme bewässern; durch eine große allgemeine Katastrophe von Naturverwüstung sei die jetzige Menschheit von einer ältern untergegangenen durchaus getrennt. Die Völker, die nach jener Katastrophe sich wieder gebildet haben, bestehen aus drei großen, an Geist und Charakter sehr verschiedenen Familien und Geschlechtern der Urwelt, von den Stammvätern, Sem, Japhet und Cham. Der eine, am meisten in eben jenem mittlern Asien ausgebreitete Stamm, von der frühesten Zeit erleuchteter als die übrigen; dann ein zweiter, besonders im Norden ausgebreiteter Stamm, von rohen, aber unverdorbenen und minder sittlich entarteten Naturvölkern, die eben deßwegen von den Vorzügen der früher erleuchteten Völker späterhin den meisten Vortheil gezogen;

endlich ein Geschlecht von Völkern, die schon früh an aller höhern Erkenntniß und Bildung Antheil hatten, dieselbe aber durch das äußerste sittliche Verderben und die daher entspringende Geistesverwilderung auch schon in der ältesten Zeit entstellten und herabwürdigten. Diese Ansicht wird so sehr durch Zeugnisse und Denkmahle der Urwelt, je mannichfachere und gewichtvollere wir deren kennen lernen, durch alle Forschungen, je umfassender und tiefer sich dieselben erweitern und immer fester begründen, bestätigt, daß man sie als die Grundlage aller historischen Wahrheit betrachten kann. Beide Theile unserer Offenbarung, die mosaische Ueberlieferung und die Verkündigung des Christenthums sind auf verschiedene Weise der Mittelpunkt aller Geschichte des menschlichen Geistes. Das Christenthum gab der ganzen gebildeten Römerwelt und dem neuern Europa einen neuen Glauben, neue Sitten und Gesetze, eine durchaus neue Lebenseinrichtung, und eben dadurch in der Folge, da Kunst und Wissenschaft doch immer aus der Denkart und dem Leben hervorgehen und an beide sich anschließen müssen, auch eine neue und durchaus eigenthümliche, von der alten ganz verschiedene Kunst und Wissenschaft. Die mosaische Ueberlieferung aber stellt uns erst in den rechten Mittelpunkt, aus dem man allein die übrige orientalische Geistesbildung übersehen kann. Nicht, als ob diese Geistesbildung bei einem oder dem andern Volke nicht auch ein sehr hohes Alterthum hätte, so wie bei den Aegyptern. Ein solches Alterthum wird selbst durch Denkmahle unwiderleglich erwiesen; vor jenen Riesenwerken der Baukunst, deren Trümmer der Reisende noch jetzt bewundert, staunte schon vor zwei und zwanzig Jahrhunderten Herodot, und schrieb sie einer fernen Vorzeit zu. Schon vor Moses gab es Hieroglyphen, und er selbst war erfahren in aller Weisheit der Aegypter. Mit Recht aber wurden Wissenschaft und Kunst, die als geweihte Gefäße göttliche Wahrheit enthalten, und nur ihr dienen sollen, den Aegyptern entrissen, welche sie aufs schlechteste anwandten, und aufs schnödeste mißbrauchten. Um diesen Vorzug der mosaischen Urkunde vor allen andern asiatischen Ueberlieferungen, daß die Quelle der Wahrheit hier rein und lauter fließt, nicht anzuerkennen, haben viele Neuere jeden möglichen Ausweg versucht.

Bald haben sie alle Weisheit aus Aegypten abgeleitet, wie von Alters her schon oft geschehen; andere haben die chinesische Staats- und Lebenseinrichtung als die vollkommenste, und die Sittenlehre des Confucius als die reinste gepriesen, oder ein atlantisches Urvolk im Norden erdichten wollen, oder sie haben sich von der Bewunderung des Tiefsinns und der Schönheit der indischen Geisteswerke so weit hinreißen lassen, daß sie auch sogar die offenbar fabelhafte Chronologie der Brahminen gelten lassen, und dadurch alle Kritik verläugnen, überhaupt aber lieber alle mögliche Unwahrscheinliche oder Erdichtete annehmen und behaupten, um nur nicht an die einfache Wahrheit zu glauben.

Unter den Völkern, welche an jener orientalischen Geistesbildung Theil hatten, deren hohes Alterthum in Aegypten, Persien und Indien durch Denkmahle bewiesen ist, waren die Perser in ihrem Glauben und ihrer Ueberlieferung den Hebräern am meisten verwandt; von der griechischen Denkart standen sie eben deßhalb sehr weit ab. Unter dem milden Schutz der ihnen befreundeten persischen Herrscher sammelte sich das zerstreute Volk der Hebräer wieder, und der zerstörte Tempel erhob sich von neuem. Den ägyptischen Gottesdienst haßten dagegen die Perser eben so sehr, wie nur immer die Hebräer ihn hassen konnten; der Druck der Perser in Aegypten war eben dadurch hart, daß sie dessen Religion ausrotten wollten, die ihnen als der verwerflichste Aberglaube und Götzendienst erschien. Noch ehe der Grieche Gelon, in einem Bündniß mit den Karthagern, nach der seinem Volke eignen Humanität festsetzte, daß sie der Menschenopfer in Zukunft sich enthalten sollten, hatte der persische Kaiser Darius ihnen diese Gräuel untersagt, ohne Zweifel aus Beweggründen seiner reineren und geistigeren Religion. Die Perser verehrten und erkannten denselben Gott des Lichts und der Wahrheit, wie die Hebräer, obwohl viel Erdichtetes und bloß Mythologisches, und mancher wesentliche Irrthum dieser Erkenntniß der Wahrheit beigemischt war. Die heilige Schrift selbst nennt den Cyrus einen Gesalbten des Herrn, was bei aller Dankbarkeit nie von einem ägyptischen Pharao gesagt werden würde. Die ganze Lebenseinrichtung der Perser, ja selbst die Staatsverfassung des

persischen Kaiserthums war auf diesen hohen Glauben gegründet; der Monarch sollte als Sonne der Gerechtigkeit ein sichtbares Abbild des höchsten Gottes und des ewigen Lichtes sein; die sieben ersten Fürsten des Reichs entsprachen den Amshaspands, oder den sieben unsichtbaren Gewalten, welche als die Ersten in der Geisterwelt, die verschiedenen Kräfte und Regionen der Natur beherrschen. Eine solche Ansicht war den Griechen ganz fremd. Derselbe König von Syrien, welcher die Hebräer wegen ihres Glaubens so hart verfolgte und zum griechischen Götterdienst zwingen wollte, verfolgte auch die persische Religion. Selbst Alexander hatte den Orden der Magier ausrotten wollen, wohl nicht bloß, um die Herrschaft allein zu haben, sondern weil sie seiner Hauptabsicht entgegen standen. Er wollte die Perser und die Griechen zu einer Nation verschmelzen, und da fand nun freilich kein Mittelweg Statt, wie dieser Zweck erreicht werden sollte; entweder die Griechen mußten den Feuerdienst annehmen und ihre Tempel verlassen, deren die Perser unter Xerxes so viele, als dem Aberglauben und der Abgötterei dienend, zerstört hatten, oder die Lehre des Zendavesta mußte ausgerottet, und griechischer oder ägyptischer Gottesdienst in Persien eingeführt werden.

Der wesentliche Irrthum der persischen Lehre bestand darin, daß sie jene Gewalt, welche allem Lichten und Guten entgegenstrebt, wohl erkannten; dagegen aber nicht einsahen, daß, wie weit verbreitet auch der Einfluß derselben im Menschen und in der Natur erscheinen möge, dieselbe doch, gegen Gott gehalten, für Nichts zu achten sei; daß sie mit einem Worte ein zweifaches Grundwesen, eine gute und eine böse Gottheit annehmen.

Mehrere Ausleger der neuesten Zeit haben bei dieser einmahl nicht zu läugnenden Aehnlichkeit der persischen Gottesverehrung, und des Glaubens der Hebräer die Sache umkehren, und so erklären wollen, als hätten die Hebräer während ihrer Verbannung und gewaltsamen Verpflanzung in das große Reich, vieles oder wohl gar alles von den Persern erst entlehnt und erlernt. Diese willkührliche Annahme muß auch dem bloß historischen Forscher schon dadurch auffallen, daß sie den Zusammen-

hang der Perser und Hebräer für so gar neu und jung hält, da er doch nach dem Zeugniß beider Nationen, und nach der innern Beschaffenheit der Sache uralt sein muß, und sich bei tieferer Forschung wohl ganz etwas anders darüber ergeben möchte, als jene allzu oberflächlichen Hypothesen vermeinen. Es kann im Einzelnen große Schwierigkeiten haben, die persischen Sagen von Kaïomers, Hoschenk und Dschemschid mit den heiligen Urvätern der Genesis, welchen eine besondre Erleuchtung zugeschrieben wird, mit Adam und Seth, oder Henoch, dann Noah und Sem in historische Uebereinstimmung oder überhaupt die persische Ahnenreihe der Patriarchen mit der mosaischen in eine kritische Ausgleichung zu bringen. Im Allgemeinen aber stützt sich in beiden Fällen die heilige Ueberlieferung auf eine und dieselbe gemeinsame Grundlage, und wird hier wie dort, aus einer Offenbarung der heiligen Urväter, als Quell göttlicher Erleuchtung abgeleitet. Es wird aber durch jene einseitige Beurtheilung und Erklärung, auch ein ganz falscher Gesichtspunkt aufgestellt. Der Vorzug der Hebräer vor allen andern asiatischen Völkern besteht einzig und allein darin, daß sie die ihnen anvertraute Wahrheit und höhere Erkenntniß, während dieselbe bei allen andern Völkern gar nicht bekannt, wieder erloschen oder durch die wildesten Dichtungen und zum Theil gräßliche Irrthümer entstellt war, rein und unverfälscht, mit der strengsten Treue, in blindem Gehorsam und Glauben, wie ein eingehändigtes Unterpfand und ihnen selbst oft verschlossen gebliebenes Gut, auf die Nachwelt gebracht und erhalten haben. Diesen, wenn man will, mehr negativen Vorzug und Charakter, tragen alle heiligen Schriften der Hebräer, besonders aber die mosaischen an sich. Was für seine Nation als Gesetz praktisch werden sollte, das ist mit der strengsten Bestimmtheit ausgesprochen. Allgemein verständlich ist dasjenige im Anfange seiner Erzählung, was den innern Menschen berührt; so verständlich, daß es sich auch dem ganz Unwissenden, einem Wilden, ja jedem Kinde, so bald es nur aufmerken kann, leicht begreiflich und ganz klar machen läßt. Deutlich ist auch das Allgemeine von der Geschichte, und von der gemeinschaftlichen Abstammung, und den ältesten Schicksalen des

Menschengeschlechts, so weit es für den Glauben nothwendig ist. Anderes aber, was nur zur Befriedigung einer höhern Wißbegierde dienen würde, ist allerdings bei Moses in Geheimniß eingehüllt. Was er von den zehn ersten Ahnherrn und Stammvätern der Urwelt, mit hieroglyphischer Kürze andeutet, das hat den Persern, den Indiern, den Chinesen, Stoff zu ganzen Bänden voll Mythologien, und halb dichterischen, halb metaphysischen Sagen geliehen. Der Vorzug einer üppiger dichtenden Fantasie, und erfinderischen Metaphysik, ja einer tiefern Kenntniß der Natur und ihrer Kräfte mag man denn auch gern den Persern vor den Hebräern zugestehen. Zu dem Endzweck, zu welchem diese auserwählt waren, durften die Hebräer in allem diesem, andern Völkern nachstehen, wie in der Astronomie, der bildenden Kunst, oder worin diese sonst noch groß waren. Nur über solche Fragen, welche bei noch weniger deutlichen Aussichten in die Zukunft das Vertrauen auf Gott schwankend machen könnten, enthält die Darstellung der Leiden Hiobs einen Aufschluß. Eine Darstellung, die auch nur als solche und nach einem bloß irdischen Kunstsinne betrachtet, zu dem Eigenthümlichsten und Erhabensten gehört, was aus der Vorwelt übrig geblieben ist. Nicht mehr ganz in das mosaische Geheimniß eingehüllt, deutlicher spricht sich die den Hebräern eigene und ihnen anvertraute höhere Erkenntniß und Gottesansicht in den Gesängen Davids, den Sinnbildern Salomons, und den Weissagungen Jesaias aus; mit einem Glanz und einer Hoheit, die auch nur als Poesie beurtheilt, Bewunderung erregt, und über allen Vergleich erhaben, jede schmähende Anfeindung darniederschlägt; eine Feuerquelle göttlicher Begeisterung, aus welcher die größten Dichter auch der neuern, bis auf unsere Zeit sich zu ihrem kühnsten Aufschwung ermuthigt haben. Gleichwohl ist auch diese Klarheit immer nur noch eine prophetische, halb verhüllte, die volle Entwicklung erst in der Zukunft erwartend. Man muß dieses wohl fassen und sorgsam unterscheiden; es ist hier nicht die sinnige Klarheit des künstlerischen Verstandes, wie in den Geisteswerken der Griechen, nicht jene Weltumfassende praktische Beurtheilung und im Leben entscheidend wirkende Verstandesstärke der Römer, sondern der prophetische Tiefsinn, als eine von jenen

beiden ganz verschiedene Art des Verstandes, die auch mit eigenthümlichen Sinn erfaßt sein will, was in den heiligen Schriften der Hebräer obwaltet. Ihr ganzes Gefühl und Dasein war nicht sowohl in der Gegenwart, als in der Vergangenheit und besonders in der Zukunft daheim; die Vergangenheit aber war den Hebräern nicht bloß wie bei andern Nationen, eine poetische Sage und Erinnerung, sondern das ernste Heiligthum ihrer göttlichen Stiftung und des ewigen Bundes. Und auch der Gedanke des Ewigen war bei ihnen nicht von dem zeitlichen Leben und Verhältnissen losgetrennt, wie in der abgesonderten Philosophie einsam nachdenkender Griechen, sondern ganz in das Leben, in die wundervolle Vergangenheit des auserwählten Volkes, und in die noch herrlicheren Verheißungen seiner geheimnißreichen Zukunft mit einverwebt. Auch historisch genommen ist die eigentlich blühende Zeit der Hebräer nicht von langer Dauer gewesen; fast nie kam die mosaische Gesetzgebung und Lebenseinrichtung ganz und vollständig zur Wirklichkeit, denn nie erfüllte das Volk die Absicht des göttlichen Gesetzgebers. Die Hütte des Heiligthums, lange Zeit mit den Schicksalen des geprüften Volkes in der Wüste umherwandernd, stieg nur auf kurze Zeit unter Salomo als vollendeter Tempel in aller Herrlichkeit empor. Bald ward er durch eigne Schuld zerstört, und als er unter dem Schutz der persischen Herrscher wieder auferbaut ward, da wurden die Schätze und Denkmahle der Vorwelt wohl wieder gesammelt und aufbewahrt, aber die eigentlich blühende Zeit des hebräischen Geistes war größtentheils vorüber, und wie die Römer, konnten die spätern Juden der immer mehr bei ihnen eindringenden griechischen Denkart, Bildung und Sprache sich nicht mehr erwehren. Immer aber war und blieb die ganze Existenz dieses in seiner Art einzigen Volkes in jener prophetischen Weise, vorzüglich, ja fast ausschließend auf die Zukunft gestellt.

Wollen wir nach diesen ersten Andeutungen nun versuchen, den Inbegriff der Geisteswerke der Hebräer, oder die heiligen Schriften des alten Bundes, tiefer und umfassender, als ein Ganzes zu begreifen und zu charakterisiren, so weit es in diesem

Gesichtskreise der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes in Kunst und Wissenschaft geschehen kann, in deren Gang und gesammte Sphäre jene heilige Urkunde ebenfalls so mächtig eingewirkt hat; so müssen wir zu diesem Endzwecke vor allen Dingen alle unrichtigen und irreführenden Vorstellungen von dem Gegenstande entfernen. Wir betrachten das alte Testament hier nicht bloß als den Inbegriff der Geisteswerke der Hebräer, sondern als das geschriebne Wort Gottes und als den ersten Theil desselben, und ziehen dieses heilige Buch gleichwohl mit in die Geschichte der Literatur; denn was wäre das für eine Literatur, für eine Erklärung und Geschichte des Worts und seiner Entfaltung in menschlicher Erkenntniß und Darstellung, von welcher nur das göttliche ausgeschlossen sein sollte? Die besondre Gottesverehrung und Gotteserkenntniß der Hebräer aber, so wie der eigenthümliche Charakter und Geist der biblischen Schriften erklärt sich aus dem Gegensatze zunächst am hellsten. Es sollte kein heidnisch siderischer Naturcultus sein, sondern ein streng moralischer Gottesdienst, im heroischen Glauben an die Vorsehung. Auch keine Mysterien sollten es sein, keine hochmüthig verheimlichte esoterische Lehre nur für einige wenige Gebildete oder Mächtige; sondern eine wahre Nationalkirche und das ganze Leben beseelende und ordnende Theokratie. Es sollte auch nicht bloß das spitzfindige Gedankengewebe einer künstlichen Philosophie enthalten, welche wohl sehr erhabne Dinge von Gott und den göttlichen Dingen lehrt, aber nur selten und für sich allein niemals mit organischer Kraft erzeugend und gestaltend auf die Dauer in die Welt eingreift; sondern ein unerschütterlich fester Bund und lebendiger Umgang und Verkehr mit Gott in kindlicher Furcht und unwandelbarer Liebe.

Diese heiligen Schriften der Hebräer nun, bilden mehr als die Geisteswerke irgend einer andern Nation ein fest geschlossenes Ganzes, ja wie es wohl mit Recht genannt wird, Ein göttliches Buch; in stäter Anknüpfung und durch ein Jahrtausend fortgeführter Erweiterung desselben Gegenstandes und gegenseitiger Ergänzung des gemeinsamen Inhalts. Es ist Ein Buch, weil es nur Einen Gegenstand hat, den Menschen und das Volk Got-

tes; es ist ein Buch für Alle, weil der Inhalt desselben durch und durch für alle folgenden Weltalter vorbildlich, mithin typisch für die ganze Menschheit ist. Dieser Inhalt und Gegenstand, welcher im Grunde nur Einer ist, kann jedoch in zwiefacher Beziehung erfaßt und aufgestellt werden; und so hat das heilige Buch auch einen zwiefachen Mittelpunkt, indem einige Hauptheile und Schriften unmittelbar auf das Wort des Lebens und die durch dasselbe zu bewirkende göttliche Befreiung und Erlösung selbst, andre aber auf die Kirche, oder den Verein und Bund der Auserwählten gerichtet sind, denen dieses Wort des Lebens und der göttlichen Liebe anvertraut und als ein heiliges Gut der Offenbarung zur Anwendung, Aufbewahrung und Verbreitung übergeben ward. Beide Gegenstände können durchaus nicht ganz von einander getrennt und etwa abgesondert erfaßt oder verkündigt werden; wohl aber kann in einigen Theilen mehr die eine Idee, in andern mehr die andre überwiegen, wie dieß ganz einleuchtend sein wird, sobald wir in das Einzelne eingehen. Vier große Hauptbestandtheile des alten Testaments beziehen sich vorzüglich wie auf ihren Mittelpunkt, auf die Kirche des alten Bundes, oder das auserwählte Volk Gottes. Diese sind die Genesis, die Thora oder das mosaische Gesetz, die historischen Bücher und die Propheten; in welchen uns erstlich der Ursprung und die erste Errichtung der alten Kirche, wie dieselbe aus den Ruinen der Urwelt und ältesten Patriarchenzeit hervorging; dann die eigentliche Stiftung und ausführliche Gesetzgebung und organische Einrichtung derselben; ferner in den historischen Büchern die Schicksale, Vergehen, Prüfungen und wundervollen Führungen des auserwählten Volkes; endlich aber in den Propheten, aus dem Untergange desselben, die Wiedergeburt und geistige Verherrlichung und die zukünftige Vollendung der alten Kirche, als Weissagung zum Beschluß des Ganzen hingestellt werden. Das wundervolle Buch der Genesis, wenn gleich in der spätern Weltperiode durch Moses geordnet und niedergeschrieben, trägt in seinem innersten Geiste noch ganz die Signatur der Urwelt und zeigt in jeder Sylbe diese Spur. Es ist in Wahrheit das Evangelium des alten Bundes, indem es uns

das große Geheimniß des Menschen enthüllt, und wie es den Schlüssel zu aller Offenbarung enthält, so dient es auch vorzüglich, die sonst unverstandenen Hieroglyphen der Urwelt zu deuten und aufzuschließen. Hier finden wir den reinen Aufschluß über den Ursprung des Bösen auf Erden, in dessen Gewebe die andern alten Lehren, dichterischen Kosmogonieen und heidnischen Veda's selbst mit befangen sind. Statt der täuschenden indischen Maya, sehen wir hier die wahre Eva, als Mutter aller Lebendigen; wie die alte Schlange den Menschen zur Frucht der falschen Erkenntniß führte, und wie der ganze Baum der irdischen Schöpfung, zugleich mit dem Abfall des ersten Menschen und Königs derselben mit verderbt und vergiftet ward. Den Ursprung aller dämonischen Verirrungen sehen wir im Kain und seinem fluchbezeichneten Stamm, wie solche nach Süden und Osten im Lande des Cham sich ausgebreitet und im uralten, magischen Dämonendienst über einen großen Theil der Menschheit herrschend geworden und geblieben sind. Und Babel zeigt uns sodann die erste Grundlage aller politischen Zerstörung und jener ewigen Zerstreuung der Völker und der Staaten, wie sie sich auf Jahrtausende hinaus nach dem Westen und Norden der Erde verbreitet und von einem Weltreiche zum andern fortgeerbt hat. Aber auch den nie abreißenden und durch alle fortwuchernde Entwicklung des entarteten Naturdienstes hindurch im Verborgnen fortlaufenden Faden der göttlichen Wahrheit und der heiligen Ueberlieferung zeigt uns diese Genesis des Menschen, vom ersten Anfang im Adam selbst, dem Vater des Erdkreises durch den Seth und Enos, den Gott erleuchteten Henoch, den auch andere Nationen als den ältesten Weisen nennen, den gerechten Noah, das allgemeine Opfer für die Errettung der ganzen Natur darbringend, den auserwählten Sem, den die edelsten Völker als König und Stammvater ehren, bis zum Abraham, mit welchem die Epoche eines speciellen Glaubens an die Vorsehung, mit vollkommner Ergebung des menschlichen Willens in den göttlichen beginnt. Sie zeigt uns, wie die wahre Religion der Urwelt nicht ein siderischer Naturdienst, sondern eine reine Jehovah-Erkenntniß war, ein wahres, obwohl noch unvollendetes Christenthum; nicht als Religion des Ge-

setzes, welche in dieser Form später ist, sondern als eine Religion der Natur. Es war aber nicht die Natur selbst und ihre unendliche Produktionskraft, sondern Gott oder Christus in der Natur, den sie erkannten und verehrten. Daher müssen wir auch die reine Religion jener heiligen Urväter von dem siderischen Naturdienst des schon entarteten, spätern Heidenthums sorgfältig unterscheiden. Immer war es Jehovah, Christus, oder das wunderwirkende Wort der Natur, welches jene Urväter durch Gebet, wie Enos, durch göttliche Erleuchtung und fromme Ergebung, wie Henoch und Noah in ihrer Gewalt hatten. Melchisedek wird als der letzte genannt, der im Besitz desselben war, und sich noch an die Reihe jener Urväter schließt, indem er eben den Uebergangspunkt bezeichnet, aus dem Worte der Natur in das Wort des Gesetzes, welches mit Abraham beginnt; und der diesem, als erstem Diener des Glaubens, jenes Wort der Natur, dessen hoher Priester er war, überliefert hat. Nach dieser Anknüpfung an die Urwelt der Patriarchen, beginnt nun mit Abraham, noch weit mehr aber mit der mosaischen Gesetzgebung, der zweite, eigentlich national-jüdische Bestandtheil des heiligen Buches, wie die historischen Schriften den dritten Bestandtheil unter denjenigen Büchern bilden, welche sich auf die göttliche Stiftung, die weitere Entwicklung und wundervolle Führung der alten Kirche und des auserwählten Volkes beziehen. Unter den Propheten, welche im vielfachen Strom der Weissagung den Schluß dieses Ganzen bilden, strahlen die vier großen, wie die Cherubim an der noch verschlossenen Arche der zukünftigen Herrlichkeit hervor, nach der in der Schrift für die Offenbarung der göttlichen Herrlichkeit stets geweihten, und durch die vier geheimnißvollen Thiersymbole charakterisirten heiligen Vierzahl. Die zwölf kleinen Propheten bilden aber eben so viele Sterne von minderer Größe, indem sie jene vier Hauptgestirne göttlicher Weissagung wie ein Strahlenkranz bereichernd umgeben. Ueberhaupt ist das alte Testament nicht so streng oder ängstlich abgeschlossen, wie etwa ein System von irdischer Kunst, oder weltlicher Wissenschaft, sondern es ist wie ein lebendiger viel umwachsner, von manchem ausfüllenden

Nebengewächs umrankter Baum. Wenn zum Beispiel die vornehmsten historischen Bücher uns die Irrsale, Prüfungen und die rettende Führung des auserwählten Volkes im Ganzen darstellen, so zeigen uns jene einzelnen Geschichten und hebräischen Legenden, die nach der gewöhnlichen buchstäblich historischen Ansicht nur einen sehr zufälligen und rein episodischen Theil des Ganzen bilden würden, wie das Buch Ruth, Judith, Esther, Tobias, dieselben wunderbaren Führungen der Vorsehung an einzelnen Personen und auserwählten Individuen. Es sind diese mehr biographischen Bücher wie die geschichtlichen Parabeln des alten Testaments zu betrachten; daher sie jener größern Historie, als Anwendung im Einzelnen, wie zum Commentar dienen, und bei scheinbarer historischer Unwichtigkeit einen desto reichern symbolischen Sinn enthalten; daher auch eine höhere und geistigere Ansicht der Schrift sie aus dem Ganzen nie würde vermissen wollen. Von jenem lebendigen Baum der heiligen Schriften aber sind die historischen Bücher als der feste Stamm zu betrachten; die mosaische Offenbarung, und besonders die Genesis, bildet den Gipfel, und die als Lichtpunkt in der Höhe zum Himmel sich erhebende Krone; die Propheten aber den vierfachen Fuß, der hier im auserwählten Boden die Wurzeln schlägt, aus denen das Christenthum in seiner höhern Vollendung emporgrünen soll. Außer allen diesen bisher genannten Büchern des alten Testaments, welche sich sämmtlich auf die Kirche des alten Bundes, oder des auserwählten Volks Gottes, als auf ihren Hauptgegenstand und Mittelpunkt zunächst beziehen, giebt es noch eine andre Reihe von Schriften in der heiligen Sammlung, welche ich Bücher der Sehnsucht nennen möchte, weil sie nur auf das Wort des Lebens und der Befreiung selbst, im Glauben und Liebe, in Sehnsucht und Verheißung gerichtet sind, ohne unmittelbare Beziehung auf die Kirche und Geschichte des auserwählten Volks, wenigstens ganz unabhängig von allem Positiven in dem Gesetz und von allen Einzelnheiten in der organischen Einrichtung desselben. Zu diesen Büchern der Sehnsucht gehört vor allem das Buch Hiob, welches uns obwohl außer aller Berührung mit der mosaischen Verfassung, doch der Denkart nach, eine sehr wesentliche und fast nothwen-

dige Ergänzung der mosaischen Offenbarung darbietet, indem es den Geist des Glaubens und des Vertrauens auf Gott, für einen Zeitraum der Religion, wo die Verheißungen der Zukunft noch nicht in so deutlichem Lichte strahlten, aus dem tiefsten Gemüthe entfaltend hervorruft. So geordnet, und in diesem Zusammenhange erscheint das Buch Hiob erst an seiner rechten Stelle, und in seiner wahren, für das Ganze wichtigen Bedeutung. Die Psalmen bilden das zweite Glied, die Salomonischen das dritte in dieser Reihe, welche nach der dreifachen Stufe des innern christlichen Lebens, wie es im Dreiklang von Glauben, Hoffnung und Liebe besteht, sich von selbst unterscheiden und sehr deutlich charakterisiren. Denn so wie Hiob nur darauf gerichtet ist, den Glauben in Geduld zu erhalten, wie die Salomonischen Schriften uns das Geheimniß der göttlichen Liebe, und die Sprüche jener Weisheit verkündigen, welche aus der ewigen Liebe hervorgeht, und sie selber ist; so sind die Psalmen Gesänge der göttlichen Begierde und Verheißung mitten im Kampfe der sehnsuchtsvollsten Hoffnung. Wie aber Hiob an die ältere mosaische Zeit sich näher anschließt, so sind die letzten beiden, besonders die Psalmen, in ihrem eigenthümlichen Bilderkreise und Gedankengange, oftmahls Vorbild und Quelle der Propheten; und es bilden also auch diese drei Glieder mit jenen vier Hauptmassen ein vielfach verknüpftes Ganzes, indem sie den wesentlichen Stamm der Stiftung, Geschichte und der Weissagung des auserwählten Volkes, mit jener dreifachen Kraft des göttlichen Geistes lebendig umranken. Die christliche Vollkommenheit und Seligkeit ist in diesen drei heiligen Büchern noch auf erhabene Weise wie in einer Wolke verhüllt; Hiob zeigt uns den Glauben in der heroischen Geduld des Leidens, Salomo verkündigt die Liebe im sinnbildlichen Geheimniß, verhüllt in „das mannichfach geschmückte Gewand" und die Psalmen athmen und schildern die Hoffnung im Kampfe der irdischen Sehnsucht. In diesen letztern spricht sich Christus, das ewige Wort des Lebens und der Versöhnung, ganz besonders überall auf das deutlichste aus, und darum sind die Psalmen auch von jeher, noch jetzt und für immer, in der Christenheit, als der Grund-Choral aller kirchlichen Gesänge gebraucht und betrachtet

worden; und selbst ein göttliches Gebetbuch, bilden sie den Grundton und die reiche Quelle aller christlichen Gebete. Es ist das Wiederfinden des Sohns und des Vaters, die sehnsüchtige Begierde des vom Vater getrennten und Gott im irdischen Kampfe suchenden Sohnes, und das barmherzige Herabneigen des ewigen Vaters, wie sie sich beide in den Fluthen der Schöpfung einander suchen, und im Mittelpunkt ihrer Liebe zusammentreffen. Hier ist der Punkt, von welchem aus die eigentliche Idee der göttlichen Eingebung überhaupt ein besonderes Licht erhalten kann; das innere Wesen der Inspiration nämlich, während der geschlossene Cyklus der heiligen Schriften, oder der Kanon, der alles umfassen soll, was für die kirchliche Lehre und Verfassung nothwendig und wesentlich ist, nach dieser Regel, durch beglaubigte Ueberlieferung und rechtmäßige Autorität positiv bestimmt, und dogmatisch festgestellt wird. Wenn nun der Geist Gottes ein solcher ist, der zugleich vom Vater und vom Sohne ausgeht, so waltet er vor allem da, wo beide, das verborgene Herz des Vaters in seiner schöpferischen Sehnsucht und allmächtigen Liebestiefe, und das geheimnißvolle Wort des ewigen Sohnes, lebendig zusammentreffen und zu einer Flamme der Erleuchtung in einander schlagen. Diese vereinte und volle Kraft des göttlichen Lebens und Wirkens, ist das Gepräge, welches die heiligen Schriften in ihrem ganzen Geist und Gebilde sichtbar und unverkennbar an sich tragen, wenn gleich in einigen Theilen das allmächtige Herz des Vaters überwiegend vorwaltet, in andern das Licht des Sohnes am deutlichsten hervorbricht. Und wenn wir uns nun fragen, was der Bibel auch selbst in ihren dichterischen Theilen die mehr als Pindarische Begeisterung, die mehr als Platonische Erhabenheit in der reinen Anschauung des Göttlichen verleiht; so ist es eben dieses, es ist jener Geist, der vom Vater und vom Sohne ausgeht. Wollten wir aber den Charakter und Geist des alten Testaments nach jenen vier heiligen Thiersymbolen näher bestimmen, welche die vier Seiten oder verschiedenen Sphären in aller Offenbarung des göttlichen Daseins bezeichnen und bedeuten; so läßt sich wohl sagen, daß die Bücher des alten Bundes am meisten in der Signatur des Löwen stehen, als dem

Element der im göttlichen Feuer glühenden Willenskraft und des muthigen Kampfes. So wie aber dieser gute und fromme Löwenmuth nur nach Außen gerichtet ist, im innersten Herzen aber den sanften, stillen Liebes- und Lammessinn bergen soll, und beide Sinnbilder von Alters her in solcher Weise verbunden und zu Einem verknüpft werden; so steigt auch in dem innersten verborgnen Kern und Herzen des heiligen Buchs, aus der Hülle dieser Löwenkraft schon die christliche Gestalt des Lammes empor; als Sinnbild und Evangelium des ewigen Opfers und der göttlichen Liebe.

Nachdem wir nun die Anordnung und organische Zusammensetzung des alten Testaments in seiner Einheit, die Construction des Ganzen nach jener siebenfachen Eintheilung, und den sieben Hauptgliedern, nebst ihren umkleidenden Nebenzweigen, zu schildern versucht haben; bleibt uns noch übrig, auch das Eigenthümliche im Ausdruck und in der äußern Form der biblischen Darstellung im Wesentlichen zu charakterisiren. Diese der heiligen Schrift eigenthümlichen oder doch auf eigene Weise in ihr vorwaltenden Formen, sind vorzüglich viere: der Spruch, der Parallelismus besonders in den poetischen Theilen, die Vision in den prophetischen Büchern und Stellen und endlich die Parabel und Allegorie, welche letztere nicht bloß in einzelnen Theilen waltet, sondern das Ganze selbst, in der durchgehends bildlichen Gedankenweise beseelt. Die Spruchform, als der einfachste Ausdruck eines lebendigen, und eben daher meistens auch bildlichen Gedankens, ist der ältesten Zeit überhaupt und ihrem einfachen Wissen und Denken bei allen Nationen vorzüglich angemessen, daher auch allen in dieser ersten Epoche gemeinsam. Auch bei den Griechen bemerkten wir an ihrer Stelle die Aphorismen, in denen ihre Wissenschaft zuerst sich aussprach, so wie die Distichen der gnomischen Dichter. Noch ungleich vorherrschender ist in der Gesammtheit der indischen Geisteswerke der metrische Spruch, die indische Schloka, das dem Sanskrit eigenthümliche Distichon, indem die größten Gedichte aller Art und auch viele wissenschaftliche Werke der ältern Zeit ganz darin abgefaßt und auch die übrigen metrischen Weisen größtentheils aus dieser Grundform hervorgegangen sind. Der indische Spruch hat eine große und

unverkennbare Aehnlichkeit mit dem hebräischen; doch schreitet er mit seinen vier gleichmäßig achtsylbigen Füßen in einer viel strengern Symmetrie einher, als der freiere, hebräische, der auch in der Gedankenconstruction oft unregelmäßig und bildlich geflügelter ist; so daß an den inhaltreichsten Stellen fast jeder Spruch eine Hieroglyphe in Worten bildet. Diese Form entspricht vor allem dem Geiste einer höheren Offenbarung; es ist der natürliche Ausdruck, in welchem der Ausspruch des Ewigen unter die Menschen und in die Welt hinein tritt; und so ist es auch das göttliche Fiat, wo die That dem Worte schöpferisch folgt, was dem biblischen Spruch das eigenthümliche Gepräge und seinen Charakter gibt, oder worin sich dieser Charakter, wie besonders in der Genesis am höchsten ausspricht; welche Form dann von dem befehlenden Satz des göttlichen Gesetzes, und von dem Spruch der Weissagung auch auf die historische Erzählung und jede andere Rede übertragen, und überall beibehalten wird. In der heiligen Poesie der Hebräer waltet nun neben jener allgemeinen biblischen Gedankenform in Sprüchen, noch ein besonderes und eigenthümliches Gesetz der lebendig pulsirenden Gedankenfolge und rhythmischen Bewegung nicht etwa der Worte und Sylben, sondern der Bilder und Gefühle, die in freier Symmetrie, wie Meereswellen auf und nieder fluthen, und gegen einander wogen. Dieses Wogen der sehnsüchtigen Begierde, diese Gedankenfluthen einer Gott suchenden Seele drückt der Parallelismus der hebräischen Gesänge vortrefflich aus, der in den Psalmen nicht bloß unter den einzelnen Versen und Versgliedern Statt findet, sondern auch in der Construction des Ganzen obwaltet, so wie dasselbe dadurch in seine größern Strophen und Antistrophen, oder Schlußsätze zerfällt. Ein strenges Metrum, nach der Sylbenzahl, dem rhythmischen Gewicht, oder der gleichlautenden Endung im Reime, könnte der Würde und dem erhabenen Fluge der heiligen Schriften nicht so angemessen sein, als jene einfache und frei geflügelte Urform der poetischen Bewegung, die nur in einem Wiederhall und Anklang der Bilder und einem Rhythmus der Gedanken besteht. Ueberhaupt aber dürfen wir nicht eben alle irdischen Kunstformen von der heiligen Schrift, als der Urkunde des geschriebenen Wortes

erwarten, sondern nur solche, die auch in einer höhern Welt, und in einer rein geistigen Ordnung der Dinge Statt finden könnten. Dramatische Darstellungen lassen sich da nicht wohl denken, noch auch eigentliche epische Gebilde, so wenig als rhetorische Kunstübungen, oder systematisch wissenschaftliche Abhandlungen; wohl aber wird auch in jener unsichtbaren Welt der göttlichen Gedanken und der geistigen Naturen, wie in Wort und Schrift, so auch im Spruch die innere Schöpferkraft und der Willen sich hinstellen; und es werden auch die körperlosen Geister die Stimme des innern Gefühls in nicht mehr irdischen Gesang aushauchen. Dadurch werden die eigenthümlichen Kunst- und Sprach-Formen bestimmt, welche die Bibel, als Denkmahl und Inbegriff des göttlichen Wortes, zu ihrem Gebrauch aufnehmen konnte, besonders auch in dem Gebieth, welches demjenigen entspricht, was wir irdischer Weise Philosophie oder Poesie benennen. Für die Poesie überhaupt ist hieraus einleuchtend, warum unter allen Gattungen, während die epische, historisch genommen, die erste und älteste, und Urquell aller andern ist, die dramatische aus dem Standpunkte der Kunst als die letzte Stufe, Krone und Vollendung des Ganzen gilt, für die Religion doch die lyrische Gattung die höchste, die angemessenste und würdigste bleibt, wie in dieser Hinsicht selbst in der Poesie der heidnischen Völker die Hymnen die erste Stelle einnehmen. Ueberhaupt ist in der Bibel und in den Schriften des alten Bundes nirgends die schöne Form, als solche allein vorherrschend; das Wesen redet, es sind Worte des Lebens, von der höchsten Einfalt und Klarheit neben der unergründlichen Tiefe; die Fülle der Geheimnisse in der Einfalt der schmucklosen Geschichte, in dem bloßen Ausbruch des Herzens, ohne allen Luxus der Kunst vorgetragen.

In dem Parallelismus der hebräischen Sprüche und Gesänge, als der zweiten eigenthümlichen Form des biblischen Vortrags, bemerken wir schon mitempfindend, eine von der Begeisterung ganz überwältigte, und in den Strom der ewigen Liebe mit fortgerissene Seele; in der Vision aber, als der dritten eigenthümlichen biblischen Form, sehen wir den Geist durch Gott völlig in eine

höhere Gegend reiner Anschauungen entrückt, wo er nicht mehr sich selbst lenkend, nur Dinge sieht und spricht, die nicht von dieser Welt sind. Der Psalm ist eine freie Erhebung der Seele zu Gott: in der Vision dagegen ist der Zustand des Geistes mehr ein siderisch leidender, und dem göttlichen Einfluß ganz dahin gegeben. Die Natur der heiligen Schriften, als Urkunde der göttlichen Offenbarung, bringt es schon von selbst mit sich, daß mehrere Hauptttheile ganz aus Visionen bestehen, und daß selbst in die andern, und fast in alle Bücher der heiligen Schrift, wenn sie auch nicht zu denen von eigentlich prophetischen Inhalt gehören, doch manches von dieser Art mit einfließt. Wie aber das innere verborgene Wesen des Göttlichen überhaupt nur durch Offenbarung sich kund geben, und äußerlich werden kann, so sind auch jene geistigen Anschauungen aus der unsichtbaren Welt, durchaus in eine eigne Bildersprache eingehüllt, und können nicht anders als symbolisch mitgetheilt werden. Dieses leitet uns auf die vierte eigenthümliche Form des biblischen Vortrags, nämlich den durchgehends in der Schrift vorwaltenden Geist der Allegorie. Es sind aber nicht nur alle Ausdrücke, und die ganze Sprache bildlich und symbolisch, es werden hier nicht bloß die Geheimnisse der Urwelt in unwandelbar hellen Hieroglyphen hingestellt und aufbewahrt; sondern selbst das ganze Nahe und lebendig Geschichtliche hat außer dem einfachen, historischen, noch einen andern, tiefern, sinnbildlichen Sinn. Wie sich die Religion des alten Bundes überall als eine solche kund giebt, die nur Vorbereitung und Typus, Vorbild und Weissagung des Christenthums sein sollte, und nur in dieser Beziehung und in diesem Geiste verstanden werden kann; so ist auch diese typische Bedeutung und dieser vorbildliche Sinn im Allgemeinen wie im Einzelnen der Begebenheiten des auserwählten Volks, wo die Geschichte selbst prophetisch wird und eine allegorische Beziehung erhält, vorzüglich dem alten Testamente eigen; dagegen die kindliche Lehrform der Parabel vorzüglich im neuen Testamente sich noch mehr entwickelt zeigt. Alle diese Bilder, welche nicht bloß Bilder, sondern zugleich Wahrheit, mithin erklärend und bedeutend und nicht bloß spielend sind, bilden die Elemente, aus welchen die der Schrift

eigenthümliche Hieroglyphensprache entsteht, und jene lebendige Klarheit der Fantasie, welche die Offenbarung in ihrem symbolischen Gewande charakterisirt.

Wir können unter den verschiedenen Arten und Formen des symbolischen Ausdrucks, wie er überhaupt in den Denkmahlen des Alterthums, besonders aber in der Bibel obwaltet, vorzüglich vier nach den Elementarkräften des menschlichen Bewußtseins und Daseins unterscheiden. Die eigentliche Allegorie belebt und personificirt die abstracten Vernunftbegriffe nach eigner Absicht und Willkühr. Dagegen ist es in den vorbildlichen Ereignissen der typischen Geschichte ein reeller Wiederschein und Vorzeichen, in welchem sich die Natur in ihren Produkten, nach dem Willen des Schöpfers, von Zeitalter zu Zeitalter wiederholt und in ihrer eignen Fantasie spiegelt. In der Hieroglyphe ist es das Ewige selbst und sein Geheimniß, dessen Verständniß in sinnlicher Figur bildlich gemacht wird; während die Parabel, von dieser Höhe herabsteigend, moralisch auf das Herz wirkt, und mit schlichter Kraft in das Leben eingreift.

Durch diese symbolische Eigenschaft und ganze Beschaffenheit der Schrift wird denn auch jene allegorische Deutung und Erklärungsart, als eine wesentlich nothwendige und angemessen richtige begründet, welche in der ältern Zeit allgemein üblich war und von den Kirchenvätern selbst festgestellt ist. Fügen wir also zu dem richtigen Begriff von dem eigenthümlichen Geiste, im Zusammenhange des Vaters mit dem Sohne, oder von der göttlichen Eingebung der Schrift, und zu den so eben charakterisirten vier eigenthümlichen biblischen Formen, noch die Idee der tiefern und vollständigen Auslegung nach dem dreifachen Sinn, so wird uns Geist und Einkleidung der Schrift nach ihrer wesentlichen Beschaffenheit so deutlich vor Augen stehen, als es hier für unsern Zweck erfordert wird. Die erste Auslegung ist die nach dem buchstäblichen Sinn, die nur auf den schlichthistorischen, oder moralischen und einfach dogmatischen Inhalt und dessen grammatisch richtiges Verständniß ausgeht. Die zweite Erklärungsart ist eben die allegorische, welche als ein Verstehen nach dem Geiste neben dem buchstäblichen und historischen, auch

den tiefern symbolischen Sinn, und die typische Bedeutung ans Licht bringt. Die dritte und höchste Auslegung aber ist die nach dem verborgenen mystischen Sinn, welcher, es sei nun mit oder ohne Bild, auf dem Geheimniß der Seele, und ihrer Vereinigung mit Gott beruht, so wie die Deutung auf das innige psychische Verständniß dieses Geheimnisses gerichtet ist. In dieser schon zur vollen Klarheit gelangten Erkenntniß „nach der Seele," darf man wohl sagen, ist es das ewige Wort der Liebe selbst, welches sich in seinem eignen Lichte erfaßt und vernimmt. Mit dieser Idee der höchsten Klarheit im geheimnißvollen Verständniß der mit Gott vereinigten Seele, können wir am angemessensten diese ganze Betrachtung über das heilige Buch beenden.

Wenden wir jetzt nur noch einen Blick auf die hebräische Sprache, welche zum Gefäß und Werkzeug erwählt ward, um dieses göttliche Geschenk der Offenbarung darin nieder zu legen. Um aber den eigenthümlichen Charakter dieser Sprache und die Stelle, welche sie unter den übrigen des Alterthums einnimmt, näher zu bezeichnen, müssen wir die innern Elemente der Rede selbst nach einer tiefern Philosophie ins Auge fassen, da sich nach dem Uebergewicht des einen oder des andern dieser einfachsten Elemente auch der besondere Geist und herrschende Ton der gesammten Sprache bestimmt. Wir theilen die Buchstaben gewöhnlich in Vokale und Consonanten, bei welcher Eintheilung ein drittes, eben so wesentliches, wenn gleich weniger sichtbar hervortretendes, und eben darum weniger beachtetes Element ganz übersehen wird. Die Aspiration mit den eignen Buchstaben, die sie hervorbringt, oder wesentlich verändert, ist dasjenige Höhere, was in jener unvollständigen Eintheilung noch keine Stelle findet, und es bilden die sämmtlichen der Veränderung durch den begeisternden Anhauch empfänglichen, oder die aspirabeln Buchstaben eine eigne, von den Vokalen, wie von den andern unveränderlichen Consonanten, noch ganz verschiedene Gattung und Reihe. Dahin gehören alle gleich der Aspiration H und Ch selbst in harte und weiche, in Dur und Moll zwiefach sich theilenden Consonanten, wie D und T; B und P; F und W, die eben dadurch sich mehr dem musikalischen Element, was sonst den Vokalen eignet, annähern, so wie

auch diejenigen Vokale, welche in Consonanten übergehen können, wie I und U in J (j) und V, zugleich der Aspiration empfänglich sind, und schon zu der aspirabeln Gattung gehören. Die reinen und eigentlichen Consonanten bilden das Charakteristische der Sprachen, und sind der Körper desselben; die Vokale enthalten den musikalischen Bestandtheil und entsprechen dem Princip der Seele; der Anhauch aber, der auch in den andern Buchstaben die dessen empfänglich sind, mitwirkend versteckt, und an sie wie an seinen körperlichen Träger gebunden ist, entspricht nebst diesem seinem Gefolge der aspirabeln Buchstaben, dem göttlichen Element des Geistes. Leicht sichtbar ist nunmehr, wie in einigen Sprachen das Element des Consonanten, und die Fülle der Charakteristik überwiegend und vorherrschend sein kann, wie im Griechischen, Persischen und in den germanischen Sprachen. In andern fast ganz vokalen Sprachen überwiegt dagegen der musikalische Bestandtheil des Seelenausdrucks, wie unter den neuern Sprachen im Italienischen, wozu die Anlage jedoch schon in der volltönenden Kraft des Römischen liegt. Die Aspiration aber ist am überwiegendsten im Hebräischen und den ihr verwandten Mundarten, und dieser vorherrschende Anhauch des höhern Geistes drückt sich auch in dem durchgehends begeisterten Ton der prophetischen Sprache aus; wie selbst in den grammatischen Formen der eigenthümliche Gebrauch, die Anknüpfung durch den Artikel, oder das Verbindungswort in den Präfixen, die persönliche Beziehung aber in den Suffixen mit dem Hauptworte zu verschmelzen, noch mit diesem aspirabeln Princip und Charakter zusammen hängt. Es entspricht daher die prophetische Sprache der Hebräer in Charakter, Ton und Geist ganz ihrer Bestimmung, der heiligen Offenbarung und göttlichen Weissagung den Ausdruck zu leihen; ohne daß wir desfalls grade genöthigt wären, diese Sprache auf Unkosten aller andern, als die erste und vortrefflichste, oder als die älteste und ursprüngliche aufzustellen, wie sich dieß eben so wenig ohne Einschränkung von der indischen behaupten läßt. Wenn jedoch in jeder der drei classischen Sprachen des Alterthums, der hebräischen, griechischen und lateinischen vorzüglich ein Element der Rede am meisten hervortritt, so läßt sich wahrnehmen, und wollen wir dieß der Vollständigkeit wegen hier noch hinzufü-

gen, daß in der uralt indischen Sprache alle jene späterhin getrennten Elemente wie in einem gemeinsamen Keime noch umschlossen beisammen liegen. Es vereinigt daher auch das Sanskrit diese verschiedenen Eigenschaften in sich, welche jene andern Sprachen einzeln besitzen; die Fülle sinnreicher Charakteristik findet sich hier wie im Griechischen, zugleich mit der volltönenden Kraft des Römischen, und mit dem Anhauch göttlichen Geistes, welcher die hebräische Sprache auszeichnet. Sehen wir nun von jenen ganz einfachen, einzelnen, innern Elementen der Sprache hinweg, auf die bei der weitern Entwicklung in ihrem Wachsthum und Wirken sich deutlich unterscheidenden Hauptorgane, so werden wir deren vorzüglich viere gewahr, welche den vier Elementarkräften des menschlichen Bewußtseins entsprechen. Die Wurzeln sind das göttlich Positive in der Sprache, der Grundquell der im Worte ursprünglich niedergelegten und ausgedrückten Naturoffenbarung, wie der Verstand des ersten Menschen sie in anfänglich noch unverdorbnem Lichte erblickte. Die grammatischen Formen der Sprache und ihre ganze kunstreiche Structur sind das Werk der Vernunft; die Bilder und Tropen dagegen das Element der Fantasie, und in den Wellen des Rhythmus und der metrischen Bewegung drückt sich die Ebbe und Fluth der Begierde und des Willens aus. Nach dieser Idee von dem ganzen Organismus der Sprache und allen ihren Hauptbestandtheilen betrachtet, ist das Sanskrit in Hinsicht auf den grammatischen Bau und die innere Structur, unter allen Sprachen die vollkommenste, und übertrifft noch an Reichthum und Mannichfaltigkeit der grammatischen Entwicklung bei der einfachsten Regelmäßigkeit bei weitem die griechische und römische Sprache. An Bildern und Tropen aller Art ist keine Sprache so fruchtbar als die hebräische; dieses Element ist in ihr das vorherrschende, und da alles Anschauen der göttlichen Dinge ein bildliches ist, und das Denken selbst in diesem erhöhten Zustande der Erleuchtung und himmlischer Gesichte ebenfalls nur bildlich vor sich geht; so ist die hebräische Sprache auch von dieser Seite betrachtet, recht eigentlich die Sprache der Offenbarung, und zu diesem Gebrauch angemeßner als jede andre. Was die Wurzeln betrifft, so verdient hier keine Sprache einen ausschließenden Vorzug; wir müssen alle

alten Stammsprachen, unter denen auch unsre germanische eine hohe, Stelle einnimmt, nebst dem indischen und lateinischen, griechischen und persischen Stammsylbenreichthum, wobei doch auch das Hebräische nicht hintanzusetzen ist, zusammennehmen, um uns dem ersten Grundquell des gemeinsamen Ursprungs der Sprachen, so viel als es noch möglich ist, zu nähern. In dem rhythmischen Gesetz und der metrischen Bewegung folgt jede Sprache ihrer eignen Weise, nach ihrem besondern Charakter, und bei sehr erhöhter geistiger Entwicklung der Sprachen, wird dieses Element seinem ursprünglichen materiellen Boden fast ganz entrückt, und es bleibt nur ein zarter Anklang, als Erinnerung und Echo der besänftigten Seele, wie in unsern christlichen Sprachen, davon übrig.

Wir wenden uns nun von den heiligen Urkunden der Hebräer zurück zu der Literatur der andern orientalischen Völker; ehe wir aber die Denkmahle und Geisteswerke der Indier näher betrachten, ist noch eine Bemerkung über die Religionsbücher der Perser nachzutragen, deren ältere Lehren, als denen der Hebräer am nächsten verwandt, wir mit diesen in Verbindung vorgetragen haben.

In den noch vorhandenen heiligen Schriften der Parsis, so weit dieselben auch von der echten Gestalt des ursprünglichen Zendavesta abstehen mögen, sehen wir unter dem größtentheils liturgischen Inhalt doch überall jene den mosaischen so nah verwandten und ähnlichen Lehren von der Allmacht des Schöpfers, von Licht und Finsterniß, von dem Worte des Lebens, von den sieben ersten Geistern, von den Schutzengeln, und dem bösen Geiste sehr deutlich hervortreten; obwohl verwebt und untermischt mit dem Naturglauben an die Macht der Gestirne und an die göttliche Kraft der reinen Elemente, wie des Feuers und des Wassers. Es bildet der Zendavesta in dieser Hinsicht und Mischung gleichsam einen Uebergang und ein Mittelglied zwischen der mosaisch christlichen Lehre und dem reinen einfachen Heidenthum. Vollständig aber, und viel klarer in seinem ganzen Zusammenhange, ist das System dieses uralten siderischen Glaubens der Vorwelt, noch verwebt mit dem strengsten Begriff von der Einheit des göttlichen Wesens, in dem Dessatir dargestellt, dem

heiligen Buche der Abadier, einer den Gnostikern nicht unähnlichen Sekte, welche Urkunde zu den merkwürdigsten Denkmahlen des orientalischen Alterthums gehört.

Sieht man auf den bloß dichterischen Theil der persischen Religion, so hat dieselbe von dieser Seite weit mehr Aehnlichkeit mit der nordischen, als mit der griechischen Götterlehre. Dieselbe geistige Verehrung der Natur, des Lichts, des Feuers und der andern reinen Elemente, welche im Zendavesta gesetzlich und liturgisch angeordnet wird, athmet auch, nur in ganz poetischer Gestalt, aus der Edda. Eine ähnliche Ansicht von den Geistern, welche die Natur beherrschen und erfüllen, brachte ähnliche Dichtungen von Riesen, Zwergen und allen Zaubererscheinungen schon in der ältern nordischen, wie in der persischen Sage und Poesie hervor.

Auf diesen dichterischen Theil der persischen Literatur wird uns eine spätere Epoche noch wieder zurück führen; hier sollte nur die ältere Religionslehre der Perser in ihrem Zusammenhange mit der heiligen Ueberlieferung der Hebräer berührt werden.

Fünfte Vorlesung.

Indische Denkmahle und Heldengedichte. Begräbnißweise der alten Völker. Literatur, Denkart und Geistesbildung der Indier.

Das hohe Alterthum der indischen Mythologie wird im Ganzen durch die alten Denkmahle der indischen Baukunst bewiesen. Diese Denkmahle sind in ihrer Riesengröße und ihrer ganzen Beschaffenheit den ägyptischen am meisten ähnlich, und wir können nicht wohl umhin, ihnen nach aller Wahrscheinlichkeit auch ein eben so hohes Alterthum beizulegen. Alle diese Denkmahle, jene ägyptischen, mit Hieroglyphen bedeckten Riesenwerke, die Trümmer der großen Burg von Persepolis, mit ihren vielen Gestalten und ihren noch unverstandenen Schriftzeichen, endlich die in Indien sich vorfindende, in Felsen ausgehauene Mythologie versetzt uns in eine sehr entfernte Vorwelt, von der wir uns ganz getrennt fühlen, und die für uns beinahe untergegangen ist. Man könnte sagen, so wie die Völkergeschichte ihr Heldenalter habe, so wie der jetzigen Epoche der Natur eine andere ältere voranging, wovon noch die Spuren so vieler Revolutionen auf unsrer Erde und die zahlreichen Reste untergegangener Thiergeschlechter von riesenhafter Größe Zeugniß geben; so hat auch die Geistesbildung und Dichtungskraft ihre wunderbare und gigantische Vorzeit gehabt, wo noch alle Begriffe, Dichtungen und Ahnungen, die sich nachher zur Poesie entfalteten, und dann in den Werken der Rede, weiter bearbeitet, zu einer eigentlichen Philosophie und Literatur wurden; alle Kenntnisse oder Irrthümer, die man besaß, Sternkunde, Zeitrechnung, Menschen- und Völkergeschichte, Götterlehre und Gesetzgebung, in großen Werken der Skulptur niedergelegt wurden. Von den bei-

den großen Heldengedichten der Indier, welche noch vorhanden sind, besingt das eine den Rama, welcher den südlichen, von wilden Bewohnern bevölkerten Theil der Halbinsel, nebst der Insel Ceylon erobert haben soll. Es ist der Lieblingsheld der Nation, der in aller Herrlichkeit und Fülle der Jugendkraft, der Schönheit, des Adels und der Liebe, meistens aber unglücklich, verbannt, und in stetem Kampf mit Gefahren und Leiden dargestellt wird. Ein Charakter und eine Ansicht des Heldenlebens, welche sich nur mit andern Lokalfarben, fast unter allen Himmelsstrichen, in jeder schönen und glücklich entwickelten Sage wieder findet. In der Blüthe der Jugend und Schönheit, auf dem Gipfel des Sieges, der Kraft und der Freude ergreift den Menschen oft am ersten ein tiefes Gefühl von der flüchtigen Nichtigkeit dieses Daseins, welches er sein Leben nennt. Dieses Heldengedicht vom Rama scheint mir, so wie es noch vorhanden ist, nach einigen mir bekannt gewordenen Proben, ein Werk von hoher Schönheit zu sein, etwa das Mittel haltend zwischen der homerischen Einfalt und Klarheit der Darstellung, und der Fülle der Fantasie, welche die persische Dichtkunst auszeichnet, dabei überall durchwebt und geziert mit einer reichen Menge von Sprüchen alter Weisheit. Neben den Thaten und Kriegen der Helden, wird auch das innere Leben der heiligen Einsiedler, es werden ihre stillen Betrachtungen, ihre weisen Lehren und frommen Gespräche nicht minder ausführlich dargestellt. Es ist also in den epischen Gedichten der Indier, wenn wir es vergleichungsweise mit den Werken der Griechen so bezeichnen dürfen, in die heroische Sage zugleich die ganze Fülle der kosmogonischen Dichtungen oder Ueberlieferungen mit aufgenommen, und daneben noch alles mit einem überfließenden Reichthum gnomischer Dichtersprüche durchwebt; es ist als ob Homer und Parmenides, Hesiodus und Solon in Einem Werke vereinigt wären; während manches wieder mehr in der eigentlich morgenländischen Art an die Mosaische Erhabenheit oder an die Salomonischen Sinnsprüche erinnert. Das andere indische, die ganze Mythologie umfassende, große Heldengedicht, der Mahabharat, besingt den allgemeinen Kampf, welcher die Helden, die Götter und Riesen gegen einander bewaffnete.

In einer ähnlichen Dichtung von einem wunderbaren Helden- und Götterkriege, haben die Sänger der Vorwelt fast bei jedem Volke, welches eine alte Sage besitzt, ihre Ahnungen und Erinnerungen von einer noch wilder und größer wirkenden und noch im Kampfe ringenden Natur, und von dem tragischen Untergange einer frühern Heldenwelt sinnbildlich niedergelegt. In wie späten Zeiten auch beide indische Heldengedichte, der Ramayan und Mahabharat mögen überarbeitet und in ihre jetzige Gestalt gebracht worden sein, das Wesentliche der Dichtung ist alt, denn es ist größtentheils abgebildet und in Felsen gehauen auf jenen Denkmahlen der Urwelt noch vorhanden. Der Mahabharat ist voll von den Ansichten der Vedantalehre, und ganz in diese Denkart eingesenkt, und wird daher auch dem Vyasa zugeschrieben. Es ist mir nicht bekannt, ob nicht auch im Ramayan schon dieselbe Philosophie zum Grunde liegt, was denn für die Stelle, welche diesem Hauptwerke der epischen Poesie in dem Stufengange der indischen Geistesgeschichte anzuweisen ist, ein entscheidender Umstand sein würde, wenn gleich nach der historischen Angabe der Dichter Valmiki als Urheber jenes Gedichts viel früher angesetzt wird.

Fragen wir nun, was von der indischen Lehre etwa in Europa auch schon in ältern Zeiten bekannt geworden, oder dahin gekommen sein möchte, so bietet sich als eine solche aus Indien herstammende Ueberlieferung vorzüglich die Lehre von der Seelenwanderung dar, die Pythagoras zu den Griechen brachte. Für diese war es offenbar eine ganz neue und fremde Erscheinung. In Indien ist dieser Begriff herrschend gewesen, von den ältesten Zeiten an, wo man nur anfing, einige Kunde von Indien zu erhalten; ja man kann sagen, die ganze Denkart nicht nur, sondern die ganze Lebenseinrichtung der Indier ist auf diesen Begriff gegründet. Hier ist also dieser Begriff gleichsam einheimisch; das war er in Aegypten nicht, wenn gleich Pythagoras ihn zunächst von dort her erhalten hatte, wenigstens allgemein herrschend kann er in Aegypten nicht gewesen sein. Dieß läßt sich aus der den Aegyptern ganz eigenthümlichen Behandlungsart ihrer Todten schließen. Es ist dem Menschen eine gewisse fast ängstliche Scho-

nung und heilige Scheu gegen den entseelten Körper der Verstorbenen so tief eingepflanzt, daß uns nichts mehr beleidigt und nichts unverzeihlicher dünkt, als eine Verletzung dieses Gefühls. Die bei verschiedenen Völkern herrschende Behandlungsart der Todten, ist nicht nur für ihre sittliche Denkart und Bildung sehr wichtig, sondern auch um so merkwürdiger, da sie meistens mit ihren innersten religiösen Vorstellungen und Gefühlen zusammenhängt; und so mag es denn vergönnt sein, einen Augenblick dabei zu verweilen. Die bei den Griechen beliebte Verbrennung der Verstorbenen, ist schon im hohen Alterthume üblich gewesen. Sie entspricht wohl dem Gefühl, wenigstens hat sie für die Einbildungskraft viel Anziehendes. Mit der Flamme steigt der Lebensgeist frei und gereinigt zum Himmel empor; der irdische Antheil bleibt als Asche, auch so noch ein geliebtes Andenken, zurück. Der sonderbarste und für das Gefühl am meisten empörende Gebrauch, herrschte bei den Anhängern des Zoroaster, und hat sich noch in Thibet erhalten. Aus einem mißverstandenen Begriff, um nicht das Feuer und die Erde, als heilige und reine Elemente, durch die Berührung des Todten zu verunreinigen, werden die Leichen in eignen dazu bestimmten, von hohen Mauern eingeschlossenen Behältern ausgeworfen, den wilden Thieren und den Vögeln zum Raube überlassen. Die in unserer Religion herrschende Begräbnißart, dürfte gewiß, wenn nur immer mit hinreichender Sorgfalt und Schonung verfahren würde, der Natur am angemessensten sein. Der Erde wird wiedergegeben, was von ihr genommen war, und ihrem mütterlichen Schooß wird der irdische Leichnam, als eine Aussaat für die Zukunft anvertraut. Daß der Körper selbst da ruht, macht das Andenken seiner Ruhestätte dem Gefühle werther und bedeutender, als wenn sich das Andenken an eine leere Stelle heften soll, oder der Körper schon wieder in den allgemeinen Stoff der Elemente aufgelöst worden. Das sonderbare Einbalsamiren der ägyptischen Mumien, welches nur auf eine rohere Weise, auch bei den Aethiopiern, und wahrscheinlich im ganzen innern Afrika Statt fand, ist mit der Ueberzeugung und indischen Ansicht von der Seelenwanderung nach meinem Bedünken nicht völlig vereinbar. Es scheint vielmehr dieser Gebrauch ein dunkles Gefühl vorauszusetzen, daß

auch diese scheinbar todte Materie für den Menschen noch sehr wichtig sei, nach einem vielleicht nur mißverstandenen, und zu körperlich genommenen Begriff, daß das geheimnißvolle magnetische Band zwischen der befreiten Seele und dieser Mumie des irdischen Leichnams nicht ganz aufgehoben sei, daß es vielleicht wieder angeknüpft werden solle, daß auch dieser materielle Leib an der Unsterblichkeit seinen Theil haben, und einst von neuem belebt und wieder erweckt werden solle. Es ist als ob eine Ahnung darin läge, von der Auferstehung des Leibes, wie sie das Christenthum lehrt; obwohl in falscher und allzu materieller Anwendung, und daß darum die Aegypter den Leichnam wie eine Reliquie so kostbar bewahrten und heilig hielten; vielleicht nicht immer ohne Beziehung auch auf nekromantische Gebräuche und Absichten; wie denn im ganzen innern Afrika ein magischer Geister- und Todtendienst von den urältesten Zeiten an herrschend gewesen. Andere haben denselben ägyptischen Gebrauch unwahrscheinlicher Weise auf eine ganz materielle Denkart gedeutet: als suchen diejenigen den Leichnam um so ängstlicher vor der Verwesung zu verwahren, welche keine Unsterblichkeit der Seele glauben.

Mir scheint jene Erklärungsweise natürlicher. In den vielen geheimen Gesellschaften, die in Aegypten verbreitet waren, herrschten manche, von dem gemeinen Volksaberglauben, der nirgends abergläubischer war als in Aegypten, ganz abweichende Vorstellungen und Ansichten; bisweilen vielleicht ein helles Licht, unter der dichtesten Finsterniß; gewiß aber vielerlei und mannichfach verschiedene Ansichten. So konnte also auch Pythagoras eine Lehre in Aegypten kennen lernen, die eigentlich da nicht die herrschende und allgemeine, sondern ursprünglich indisch war.

Die indische Lehre von der Seelenwanderung aber beruhte auf der Vorstellung, daß alle Wesen von Gott entsprungen und ausgeflossen seien, hier in dieser Welt sich aber in einem durch die Sünde und den Abfall herabgesunkenen und unglücklichen Zustande der Unvollkommenheit und tiefer Verschuldung befänden, aus welchem Zustande die Wesen überhaupt und die Menschen insbesondere durch mancherlei Kreise von Verwandlungen der Gestalt, und Wanderungen der Seele entweder durch eigne Schuld immer tiefer her-

absänken, oder aber durch innere Reinigung ihres ganzen Wesens sich der Vollkommenheit wieder nähern und zu ihrem göttlichen Ursprung wieder zurückkehren könnten.

Dieses stimmt allerdings in der Hauptsache einigermaßen mit der Platonischen Philosophie überein, deren Verwandtschaft mit der orientalischen Denkart, so wie der Einfluß der letztern auf die Geistesbildung von Europa, der Punkt war, von welchem wir bei der gegenwärtigen Betrachtung ausgegangen sind. Ehe wir aber die Resultate dieser Untersuchung auf den Gang der Geistescultur in Europa zurückführen, betrachten wir Indien noch näher; in der doppelten Beziehung: so wie es die Griechen unter Alexander fanden, und so wie wir selbst es in der neuesten Zeit, unter der Herrschaft der Engländer, näher haben kennen lernen.

Das äußerste Land gegen Osten, wovon die Griechen eine etwas bestimmtere, wenn gleich noch mangelhafte Kunde hatten, ist Indien. Als Eroberer haben sie es mehr als einmahl betreten, dort sogar auf eine kurze Zeit in einem Theile des Landes eine Herrschaft gegründet. Die Küsten des Landes und was ihnen sonst zugänglich war, haben sie durch eigne Entdeckungsreisen untersucht und beobachtet. Fortdauernd blieb die Handelsverbindung mit Alexandrien und dem griechisch gewordenen Aegypten, und auch an einem geistigen Verkehr und Einfluß, der vielleicht gegenseitig war, ist nicht zu zweifeln. Mit dem noch fernern Osten aber, mit China haben die Griechen, und hat das ältere Europa und Abendland überhaupt keinen unmittelbaren Verkehr, auch nur sehr unbestimmte Kunde von daher gehabt.

Wie die in Indien durchaus eigenthümliche, und daselbst ganz einheimische Lehre von der Seelenwanderung, über Aegypten, durch Pythagoras an die Griechen gekommen sei, denen sie ursprünglich durchaus fremd war, darüber habe ich so eben erwähnt, was ich für das wahrscheinlichste halte. Der indische Handel ist so alt, als nur überhaupt die ältesten historischen Nachrichten von schon gebildeten Völkern hinaufreichen. Alexander und nach ihm die Ptolomäer, besonders Philadelphus, haben diesem Handel jene große Straße gebahnt, welcher Aegypten seinen Flor und Reichthum unter diesen Beherrschern verdankte. Auch unter den Römern be-

hielt der indische Handel diesen Weg, der wohl eigentlich der nächste und natürlichste ist, und der unter manchen Abwechslungen fortgedauert hat, bis durch die Umseglung von Afrika ein anderer Weg entdeckt ward. Würde aber wohl Alexander und die Ptolomäer diesen großen Plan gefaßt und ausgeführt haben, wenn nicht einiger Verkehr auf eben diesem Wege schon früher Statt gefunden hätte; wenn nicht einige Erfahrungen derselben Art, die Möglichkeit der Ausführung dargethan hätten? An einem solchen ältern Zusammenhange beider Länder ist wohl um so weniger zu zweifeln, da selbst die Kastenverfassung der Aegypter mit der indischen Lebenseinrichtung am meisten übereinstimmt, und die indische Mythologie sich an keine andere so nahe anschließt, als an die ägyptische. Diese Verwandtschaft zwischen beiden Ländern und ihrer Götterlehre, hat in unsern Tagen, eine so zu sagen ganz sinnliche Bestätigung erhalten. Als in den Ereignissen des letzten Krieges ein indisches Kriegsheer, unter englischer Anführung, in Aegypten landete, erregten jene alten Denkmahle, deren Riesengröße der Europäer schon so oft mit dem Erstaunen der unbefriedigten Wißbegierde bewunderte, auf die Indier einen nicht minder starken Eindruck, der aber eine ganz andere Ursache hatte. Sie fielen anbethend auf ihr Antlitz nieder, weil sie die Götter ihrer Heimath vor sich zu sehen glaubten.

Das Volk der Indier, mit seinen einer fernen Vorwelt angehörigen Sitten und Begriffen, den veralteten Gebräuchen, an denen sie so hartnäckig hängen, und in seiner ganzen, allen andern Völkern so fremden Lebenseinrichtung, kann selbst als ein lebendiges Denkmahl, eine aus der Urwelt noch übrig gebliebene Ruine, von dem Zustande der Menschheit im grauen Alterthum, betrachtet werden; und nicht ohne Mitgefühl kann man sie so im Zustande ihrer gegenwärtigen Versunkenheit betrachten.

Als Alexander auf demselben Wege, wie schon andere Eroberer vor ihm, und so viele nach ihm, von Persien her, in den Norden von Indien eindrang, da machte der merkwürdige Anblick eines solchen Volkes, keinen geringen Eindruck auf den Geist der Griechen, und setzte sie nicht minder in Erstaunen,

als die neuern Europäer, als sie das langgesuchte Land endlich wieder gefunden hatten. Freilich trafen sie auch hier vieles ganz Fremde, wie in Aegypten; aber sie wurden doch nicht durch eine, der ihrigen durchaus entgegenstehende Religion abgestoßen, wie bei Hebräern und Persern. Sie fanden sich auch hier, wie in Aegypten, immer noch auf dem ihnen bekannten Gebiethe eines dichterischen Polytheismus, der wenigstens in den allerallgemeinsten Grundzügen noch derselbe war, wie der ihrige. Selbst die einzelnen hier verehrten Götter erkannten sie, obwohl unter etwas veränderter Farbe und Gestalt wieder, oder glaubten sie wieder zu erkennen; welche Uebereinstimmung und Verschiedenheit sie unter den Benennungen eines indischen Herkules, und eines indischen Bacchus so treffend bezeichneten. Ueberhaupt ergriffen sie diese neue Erscheinung mit der ihnen eignen Lebhaftigkeit, und auch mit dem ihnen eignen Scharfsinn einer hellen und treffenden Beobachtung. Wie sehr auch damahls schon bei den Griechen die Neigung herrschend werden mochte, alles, was sie auf Alexanders Zügen und in der neuen, für sie mit einemmahl erweiterten Welt, wirklich Wunderbares fanden, sahen und beobachteten, noch durch hinzugefügte Uebertreibung und Erdichtung zu vermehren; vieles, was in diesen Geschichtschreibern aus Alexanders Zeit für unglaublich gehalten worden ist, weil es fremd war, und zu wunderbar schien, hat sich in der neuern Zeit durch eigne Beobachtung als wahr bestätigt; so wie sich auch vieles, von des Ktesias früheren Nachrichten, durch neuere Reisende bestätigt hat, was die Griechen seiner Zeit selbst, die damahls noch mit dem entferntern Osten ganz unbekannt waren, ohne Unterschied für fabelhaft gehalten hatten. Manche leicht zu erklärende Mißgriffe und scheinbare Widersprüche im Einzelnen abgerechnet, stimmt die Darstellung, welche die Griechen in der Hauptsache von Indien entwarfen, mit dem jetzigen Zustande von Indien und mit den besten von den alten Quellen, die uns zugänglich geworden sind, ganz überein; so ganz, daß beides sich gegenseitig zur Bestätigung dienen kann. Jene indischen Einsiedler, deren Seltsamkeit uns Missionäre und Engländer, noch heut zu Tage als Augenzeugen, mit authentisch treuer

Beobachtung berichten, von deren Verehrung und eigenthümlicher Lebensweise alle indischen Bücher und Gedichte angefüllt sind, fanden auch die Griechen schon dort, nicht wenig erstaunend über diese Gymnosophisten, wie sie dieselben mit einem eigentlich dazu gebildeten Worte nannten. Zwei philosophische oder religiöse Partheien fanden die Griechen in Indien herrschend: die der Brachmanen und der Samanäer, und noch unterscheiden sich leicht und deutlich in den Quellen und Werken des indischen Alterthums zwei Systeme indischer Denkart; nur mit dem Unterschiede, daß die eine dieser Denkarten, die jüngere und neuere, in Indien selbst, ungeachtet sie sich dort an die alte Lehre, so gut als es ging, anschloß, weil sie eigentlich ganz gegen die alte Kasteneintheilung, und gegen die ausschließende Herrschaft der Brahminen gerichtet war, nie zu allgemeiner Ausbreitung gelangt, und bis auf einige noch vorhandene Ueberreste mehr und mehr verdrängt worden ist. Dagegen hat sie in Thibet, China und im ganzen mittlern und nördlichen Asien sich desto weiter ausgebreitet. Selbst das Wort Samanäer, mit welcher Benennung die Griechen die eine jener beiden Secten, welche sie in Indien vorfanden, bezeichnen, ist rein indisch, und bezeichnet die innere Gleichheit und Gleichmüthigkeit, welche in der betrachtenden Lebensweise der indischen Einsiedler als die erste Bedingung der Vollkommenheit betrachtet wird. Der unter den tatarischen Völkern und in ganz Mittel- und Nord-Asien weit verbreitete Nahme der Schamanen, womit in jenen Gegenden ihre Priester und Zauberer bezeichnet werden, ist wohl ohne Zweifel aus derselben Quelle abzuleiten und ursprünglich eins mit dem erwähnten indischen Worte.

Die ältere Lehre in Indien ist die, welche den Brahma verehrt, und seinen Verkünder und Geist, schaffenden Gedanken und Gesetzgeber, den Menu. Die fabelhafte Chronologie der Brahminen greift auch in ihre Literatur ein, deren älteste Werke sie durchaus mythischen Personen zuschreiben, und ihnen ein ganz erdichtetes Alterthum geben. Nachdem einige von den europäischen Gelehrten in der ersten Bewunderung dieses fabelhafte Alterthum ganz blindlings angenommen hatten, so ist nicht zu verwundern, daß andere nun zu dem entgegengesetzten Extrem übergehen und in

das Alter aller indischen Werke ein unbedingtes Mißtrauen setzen. Dieses gewiß in solcher Allgemeinheit, wie von Einigen geschieht, mit Unrecht. Zwar die Veda's selbst, auf welche zuerst die Wißbegier, als auf die urälteste heilige Urkunde, am meisten gerichtet war, dürften der Erwartung, nach ihrem größtentheils liturgischen Inhalt, vielleicht am wenigsten entsprechen; die Upanishats dagegen, oder die den Veda's angehängten Commentare und weiteren Entfaltungen, sind zwar von reicherem dogmatischen Gehalt, aber schon ganz nach den Ansichten der Vedantalehre abgefaßt, und werden eben dadurch der verhältnißmäßig spätern Epoche des Vyasa zugewiesen. Das von William Jones übersetzte Gesetzbuch Menu's ist vor allen bisher durch treue Uebersetzung genau bekannt gewordenen indischen Werken, eines der ältesten und sichersten in Hinsicht auf die Aechtheit und hier weniger merkbare Ueberarbeitung und Verfälschung. Ein Gesetzbuch ist es, aber nach der Art des Alterthums, das ganze Leben umfassend, also zugleich ein vollständiges Sittenbuch und Sittengemählde, eine dichterische Lehre von Gott und den Geistern, von der Entstehung der Welt und des Menschen. Wie bei den Griechen in der ältesten Zeit, ehe noch die Prosa entstanden war, bloß geschichtliche Erzählungen oder lehrende Sprüche, Gesetze, und was sonst aufbewahrt werden sollte, oft mit geringem, oder ohne allen dichterischen Schmuck, in Versen abgefaßt wurden, so ist auch dieses indische Gesetzbuch in dem ältesten, dort üblichen, sehr einfachen Versmaß und Distichen abgefaßt. Manche Sprüche sind sinnreich, andere Stellen dichterisch schön und erhaben. Hier wird nun jene sonderbare uralte und eigenthümlich indische Lebenseinrichtung angeordnet und dargestellt, von der man wohl sagen kann, daß sie ganz auf den Begriff der Seelenwanderung beruht. Bei keinem andern alten Volke hat vielleicht jemahls die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele, die Gewißheit eines andern Lebens, die ganze Denkart so beherrscht, alle Gefühle durchdrungen, und alle Urtheile und Handlungen bestimmt, wie bei den Indiern. Während in dem dichterischen Volksglauben der Griechen, die Schattenwelt nur den dunkeln und fernen Hintergrund einer, im heitersten Lebensgenuß ganz sinnlichen Gegenwart bildet, wird die Gewißheit eines an-

dern Lebens bei den Indiern fast zur Wirklichkeit und Gegenwart, wovon das jetzige irdische Leben wie verdrängt wird; in dem wenigstens alles auf ein anderes Dasein bezogen, und erst dadurch wichtig und bedeutend erscheint. Was irgend Gutes im Leben geschehen kann, ist nach indischer Lehr- und Denkart, nur Vorbereitung auf ein künftiges; was Unglückliches erlitten wird, Strafe und Folge dessen, was in einem frühern Leben vielleicht verschuldet ward. Auch die nächsten Bande der Natur und der Liebe, erhalten dadurch eine neue Weihe. Vater und Sohn sind nach derselben Ansicht in ihrem innersten Wesen so zusammenhängend, daß selbst der Tod diesen Zusammenhang und die Verknüpfung der Schicksale zwischen beiden nicht unterbricht, indem nur der Sohn die noch jenseits büßende Seele des Vaters zu erlösen vermag. Die Ehe wird auch deßwegen für um so heiliger gehalten, weil sie für länger als für Ein Leben gilt. Dieser Geist athmet in allen Hervorbringungen, Werken und Dichtungen der Indier, und ist das wahrhaft Eigenthümliche ihrer Sinnesart. Aus den darstellenden Gedichten der Indier, muß man den Einfluß beurtheilen und nachempfinden lernen, welchen diese Denkart auf das Leben und auf alle Verhältnisse und Gefühle desselben hat, welche Art von Poesie, von Schönheits- und Liebesgefühl, diese uns so fremden Begriffe bei den Indiern umgeben und mit ihnen vereinbar sein kann. Was uns in dieser Poesie leicht anspricht, ist das zarte Gefühl für die Einsamkeit, und die allbeseelte Welt der Pflanzen, welche im dramatischen Gedicht von der Sakuntala sich so anziehend kund gibt; die Züge von weiblicher Anmuth und Treue, wie von der Schönheit und Lieblichkeit der kindlichen Natur, welche in der ältern epischen Darstellung derselben indischen Sage*) fast noch mehr hervortreten. Rührend und bewundernswerth erscheint uns auch jene Tiefe des sittlichen Gefühls, nach welcher der Dichter das Gewissen „den alten Einsiedler oder Seher im Herzen" nennt, dem nichts verborgen bleibt; jene Denkart, nach welcher eine ungerechte Handlung und Sünde

*) Uebersetzt in meiner Schrift: Ueber die Sprache und Weisheit der Indier. S. 308 – 324.

so wenig verborgen bleiben kann, daß nicht nur alle Götter und der innere Mensch sie wissen, sondern selbst die Natur, die wir leblos nennen, „die Sonne und der Mond, Feuer und Luft, der Himmel, die Erde und Fluth, und die Tiefe," solche Unthat, wie eine allgemeine Zerstörung der Natur und Erschütterung des Weltalls mitempfinden, und darob erschaudern. Fremder für unser Gefühl, obwohl auch mit zarten, gefühlvollen Zügen durchwebt, sind jene Schilderungen von der furchtbaren Abtödtung indischer Büßer, oder von der in den indischen Darstellungen häufig erwähnten Todesweise den verwitweten Frauen. Es sei vergönnt, hier noch einige Worte über diese besondere indische Sitte anzufügen, welche, wenn sie ganz freiwillig, doch ein Selbstmord, wenn sie durch den halben Zwang der Ueberredung herbeigeführt, als ein Menschenopfer zu betrachten, und dann doppelt grausam ist, wenn sie zärtliche Mütter von ihren Kindern trennt. Die Europäer haben, wo sie herrschten, diesen Todesopfern ein Ziel gesetzt; wenigstens ist das früherhin geschehen. In den neuesten Zeiten sind sie selbst in der Nähe von Calcutta häufiger als sonst wiederhohlt worden. Die Herrschaft der Engländer in Indien beruht allein darauf, daß sie die Indier ganz nach ihren Gebräuchen, Sitten, und einheimischen Gesetzen beherrschen. Dadurch sind sie, was auch Einzelne für Bedrückungen sich erlaubt haben mögen, im Ganzen die Wohlthäter der Indier geworden, indem sie dieselben von den Verfolgungen der unduldsamen Mahomedaner befreiten. Je ausgebreiteter die Herrschaft der Engländer in Indien, je mehr scheint diese Schonung der indischen Gebräuche der dortigen Regierung nothwendig geworden zu sein, besonders seitdem eine geringe Verletzung der indischen Sitten bei dem Kriegsheere, in den letztern Jahren einen furchtbaren Aufstand unter demselben erregt hat. So läßt es sich denn begreifen, wie die Schonung der alten Landesgewohnheiten bis zu der tadelnswerthen Duldung jener Verbrennungen und Todtenopfer ausgedehnt werden kann. Es werden dieselben jetzt vielleicht um so häufiger, je mehr die Eingebornen, die so hartnäckig an ihren Gebräuchen hängen, und mißtrauisch auf deren Erhaltung wachen, fühlen, was sie in der Stärke, die ihnen die Anzahl gibt, sich erlauben dürfen; und bereitwillig mögen

die Brahminen jede Gelegenheit ergreifen, den Fanatismus des Volks durch solche Schauspiele zu nähren. Man hat in diesem Gebrauch die Wirkung der Eifersucht, und einen Plan zur Unterdrückung des weiblichen Geschlechts gesehen; doch dieß stimmt gar nicht mit jenem hohen Begriff überein, von der den Frauen schuldigen Ehrerbiethung, wovon die alten indischen Gesetzbücher und Gedichte so voll sind. Auch herrscht der Geist einer solchen Unterdrückung und Geringschätzung des weiblichen Geschlechts durchaus nicht in der indischen Denkart; in neuern Zeiten mag das Beispiel der Mahomedaner ihre Sitten in diesem Punkte verschlimmert haben. Schicklicher haben andere sich bei jener Verbrennung, an die auch bei wildern, besonders bei kriegerischen Völkern üblichen Todtenopfer erinnert, wo man einem berühmten Helden oder Herrscher, Waffen und Roß, und auch sonst noch allerlei Geräthe zum Gebrauch im andern Leben, so auch Sklaven, um ihn zu bedienen, mitgab; wo in der Wuth des Schmerzens, der Freund oder die Geliebte des Helden, oft ihm nach in die Flammen, oder in den Grabesschlund stürzte, als sollte mit dem großen Verstorbenen alles, was ihm lieb und theuer war, mit in seinen Untergang hinein gerissen werden. Auch in Indien fand diese scheinbar freiwillige, oft aber durch Ueberredung und Betäubung erkünstelte Opferung der Frauen ursprünglich nur in der Kriegerkaste Statt. Allgemein konnte sie nie sein, sie war in den ältern Zeiten vermuthlich sehr selten, obwohl sie als Heroismus bewundert, oder empfohlen ward. Die vollkommene Gewißheit von einer unmittelbar Statt findenden, persönlichen Wiedervereinigung in einem andern Leben, hat viel mitwirken können, eine Handlung möglich zu machen, die besonders von Müttern schwer zu begreifen ist. Um so mehr, da die indischen Frauen nach dem Zeugniß mehrerer Sittenschilderungen dieses Volkes, in der zärtlichsten Liebe zu ihren Kindern, die den Müttern bei einem jeden Volke so natürlich ist, wo möglich sich noch besonders auszeichnen sollen.

Seitdem die Herrschaft der Engländer uns den Zugang zum neuen und alten Indien wieder eröffnet hat, war es zunächst auch die altindische Sprache selbst, welche die Aufmerksamkeit und

Bewunderung von Europa am meisten erregte. Wohl mit Recht wird sie Sanskrit, d. h. die vollkommene oder die vollendete genannt. In ihrer Structur und Grammatik der griechischen durchaus ähnlich gebildet, nur ungleich regelmäßiger, und eben dadurch auch einfacher, obwohl nicht minder reich; verbindet und vereinigt sie die kunstreiche Fülle der Entwicklung und sinnvollen Bildung, welche die griechische Sprache auszeichnet, mit der einfachen Kürze und strengen Bestimmtheit der römischen, während sie der persischen und germanischen Sprache in den Wurzeln nah verwandt, auch denselben Schwung der Begeisterung und vollströmenden Naturkraft in ihrem Ausdruck darstellt, den wir noch im Persischen finden, und welchen auch die germanische Sprache ehedem besessen hat. Es ist die altindische Sprache im vollsten und vollendetsten Sinne des Wortes eine Priestersprache zu nennen, wie auch die hebräische, der sie sonst weniger ähnlich und nur auf entfernte Weise verwandt ist, eine solche, wo nicht ursprünglich gewesen, doch seit Moses geworden ist. Denn wie die vorzüglichsten Nationen des Alterthums den Charakter eines der ursprünglichen Stände und alten Kasten der ersten gesellschaftlichen Einrichtung, als Priester-, Helden-, oder Handelsvölker vorherrschend an sich tragen; so ist es auch mit den Sprachen der Fall. Unter den Sprachen des gleichen Stammes und derselben Familienverwandtschaft, steht das Altlateinische in diesem priesterlichen Charakter dem Sanskrit am nächsten. Den Uebergang aus dieser ersten Classe zu den poetischen Heldensprachen bildet das Griechische; fast ausschließlich herrschend ist dasselbe Element in den persischen und germanischen Sprachen, während die slavischen, insofern sie derselben großen Familie wirklich angehören, vielleicht mehr von der Masse der dienenden Kaste ausgegangen sein mögen, und bei gleichem Ursprunge und demselben kunstreichen grammatischen Bau, diesen nur dem vertraulich gesprächigen Bedürfniß dienenden Charakter an sich zu tragen scheinen.

Von der indischen Poesie, so weit wir sie bis jetzt kennen, ist besonders die Sakuntala, von William Jones mit buchstäblicher Treue übersetzt, dasjenige Werk, welches von der indischen Dichtkunst den besten Begriff gibt, und ein sprechendes Beispiel ist,

von der dem indischen Geiste in seinen Dichtungen eigenthümlichen Schönheit. Es ist hier nicht die hohe Kunstanordnung der Griechen, nicht der ernste, strenge Styl, wie in ihren Tragödien. Aber ein liebevolles, tiefes Zartgefühl beseelt alles, der Hauch der Anmuth und kunstloser Schönheit ist über das Ganze verbreitet, und wenn der Hang zu einer müßigen Einsamkeit, die Freude an der Schönheit der Natur, besonders der Pflanzenwelt, hie und da eine gewisse Bilderfülle und reichen Blumenschmuck herbeiführt, so ist es doch nur der Schmuck der Unschuld. Die Darstellung ist klar und ungekünstelt, und die Sprache voll edler Einfalt. Die Freunde der Poesie mögen aus diesem Werke am leichtesten, selbst in der deutschen Prosaübersetzung und alles metrischen Schmucks entkleidet, vom Geiste der indischen Dichtkunst sich einen Begriff bilden. Ob Kalidas ein Zeitgenosse des Virgil gewesen, wie Jones annahm, oder vielmehr des Firdusi, wie es der Fall sein würde, wenn der Vikramaditya, der ihn beschützt hat, der spätere gewesen, kann für die Kritik sehr wichtig sein, zu untersuchen und ins Reine zu bringen; für den Werth dieser Poesie selbst ist es minder entscheidend. Der reiche Schmuck in der Dichtersprache des Kalidas unterscheidet sich wohl sehr merklich von der Hoheit und Einfalt der alten Heldengedichte; auch die Sprache selbst ist sehr verschieden. Im innern Geiste der Dichtung ist aber immer noch viel Gleichförmiges, und der Unterschied wenigstens nicht so groß, als wir ihn in den verschiedenen Zeitaltern und Bildungsstufen oder Gattungen der griechischen Dichtkunst wahrnehmen.

Ganz dem Geiste einer solchen Poesie angemessen ist, was die indische Mythologie von der Erfindung der Dichtkunst und des indischen Versmaßes erzählt. Der weise Valmiki, welchem das andere große Heldengedicht, der Ramayan, zugeschrieben wird, sah, wie die Dichtung lautet, von zwei zarten Thierchen und sich liebenden Vögeln, die in einer schönen Wildniß glücklich beisammen nisteten, das Männchen plötzlich durch einen frevelhaften Ueberfall von rauher Hand gefühllos ermorden. Bei dem Schmerz über diesen Anblick, und von Mitleiden über die Klagen der Verlassenen ergriffen, brach er in Worte aus, die rhythmisch wären,

und so ward die Elegie und das indische Distichon, oder die Schloka, als das eigenthümliche Gesetz ihres Versmaßes erfunden. Von dem Spruch, als der gemeinsamen Urform aller durch Metrum oder Schrift zur Dauer gelangten Rede, in welcher sich die älteste Philosophie und die erste Poesie noch begegnen, und wie in derselben Wiege geheiligter Offenbarung beisammen liegen, ist schon oben gehandelt worden. Die indische Spruchform ist metrisch, wie das griechische Distichon, unterscheidet sich aber von der rhythmischen Lebendigkeit des letztern durch ein streng harmonisches Gleichmaß und fast symmetrische Gedankenfügung; und schon durch diese ihre innere Structur hat die Schloka neben dem Charakter der Einfalt und Würde zugleich einen eigenthümlichen Ausdruck von hoher Ruhe, welcher diesen Sagen und Gedanken, Dichtungen und Sinnbildern einer untergegangenen gigantischen Urwelt besonders angemessen ist. Für das richtige Verständniß jener Fabel von der Erfindung der Poesie oder der Verse aber, müssen wir noch erinnern, daß für die indische Weltansicht auch in jenen zarten Thierkörpern nur leidende Menschenseelen gefangen liegen, und daß das gleiche liebevolle Mitgefühl, nicht bloß auf die eigene Gattung sich beschränkt, sondern die ganze belebte Schöpfung in ihren mannichfachen Gestalten, wie eine gemeinsame Weltseele, durchdringt. Ein sanftes Zartgefühl, etwas Elegisches und innig Liebevolles, athmen die indischen Gedichte insgesammt. Zum Grunde liegen der Dichtung und Sage überall die titanischen Gestalten, welche uns auch die Riesenwerke der indischen Felsenskulptur darstellen; es ist aber alles eingesenkt in Ein Gefühl von harmonischer Milde und übergossen mit dem sanften Anhauch elegischer Weichheit. In dieser Weise hat auch wohl Valmiki besungen, wie der Lieblingsheld Indiens, Rama, verbannt in den Wäldern umherirrte, wie ihm seine geliebte Sita entrissen ward, wie er sie lange vergeblich suchte, und endlich wieder fand. Aber auch an heroischen und erhabenen Zügen und Darstellungen ist die indische Dichtkunst reich, und auch die glänzende und freudige Seite des Lebens wird hervorgehoben in jenem allumfassenden Heldengedichte, welches in dem einleitenden Hymnus einem gewaltigen Strome verglichen wird.

Valmiki's Bergen entsprungen, hin sich stürzend in Rama's Meer,
Welches von Flecken ganz rein ist, auch an Bächen und Blumen reich.

Ganz freudigen Inhalts, und die feurigste Begeisterung der Liebe athmend, ist besonders auch das Hirtengedicht Gita Govinda. Es besingt den Krischna, wie er gleich dem Apollo der Griechen, als Hirt auf Erden wandelte, von neun Hirtenmädchen umgeben. Es ist aber nicht sowohl eine idyllische Darstellung, als eine Reihe dithyrambischer Liebesgesänge, deren höchst lyrische Form Jones nicht in seine Sprache übertragen konnte. Auch der Inhalt war zu kühn für eine wörtlich treue Uebersetzung; er hat nur einen Auszug, ein schwaches Nachbild geben wollen. Selbst dieses kann dem Freunde der Poesie noch einen Begriff geben von der Schönheit des Originals. Wörtlich treu übersetzt dagegen ist das bekannte indische Fabelbuch, Hitopadesa, welches für so viele andere Fabelbücher die erste Quelle gewesen ist. Es zeichnet sich aus durch eine schmucklose Einfalt und Klarheit der Erzählung; eine Menge schöner Stellen aus den ältern Gedichten, sinnreiche Verse und Sprüche sind darin eingestreut und verflochten. Die Erzählung dient eigentlich nur, diesen Blumenkranz von auserlesenen dichterischen Sinn- und Sittensprüchen aneinander zu reihen; bestimmt, um mit dem Gedächtniß, auch das Nachdenken der Jugend zu üben und zu wecken. Es findet sich freilich auch hier vieles, was unsern Begriffen ganz widerstreitet.

Ganz treu sind überhaupt nur die Uebersetzungen von Wilkins, Jones und denen, die ihrem Wege folgten, wie Colebrooke *). Einige in französischer Sprache erschienene Werke sind nur unzuverlässige Auszüge, oder wenn sie uns auch den Haupt-

*) Nach einem noch strengeren Maaßstabe tiefer und umfassender deutschen Kritik, und mit der Sprachkunde gleichen Schritt haltenden Sprachkunst, sind die Arbeiten von A. W. Schlegel angelegt, durch welche das Samenkorn, was ich früher in unsern Boden zu pflanzen versucht, bald zum herrlichen Baume emporwachsen, und das Gebieth des indischen Wissens auch unter uns allgemein begründet und mehr und mehr einheimisch werden muß.

inhalt von wirklich altindischen Werken liefern, so sind sie doch nicht aus der Ursprache unmittelbar übertragen, sondern erst aus der in irgend einem Landesdialekt abgefaßten Umarbeitung gezogen, wobei es dann an manchen Auslassungen, Verstümmelungen und Zusätzen nicht fehlen kann. Dieß ist der Fall mit dem sogenannten Bagavadam, bis jetzt dem einzigen von den achtzehn Puranas, der übersetzt worden. Andere Werke, von solchen, die der alten Sprache nicht kundig waren, oder gar keine Auswahl treffen, enthalten nur mündliche Mittheilungen der Brahminen, und allerlei Auszüge aus älteren oder späteren Schriften durch einander gemischt. Dahin gehören unter den Aeltern Roger, manche andere Werke von Reisenden, unter den neuern, die aus Poliers Nachlaß erschienene Sammlung. Alle Werke der Mahomedaner über indische Gegenstände, sind mit großer Vorsicht zu gebrauchen; zwar, wo sie den gegenwärtigen Zustand des Landes historisch darstellen, sind sie als Augenzeugen zu achten, wie in dem großen Bericht, den sich Kaiser Akbar von Indien entwerfen ließ, Ayeen Akbery. Wo sie aber in die ältere indische Denkart oder Philosophie eingehen, dieselbe analysiren, oder durch Uebersetzung mittheilen wollen, da ist ihnen wenig zu trauen; wegen des ihnen eigenen gänzlichen Mangels an Kritik, wegen ihrer gewaltsamen, fehlerhaften, oft ganz unverständlichen Art zu übersetzen; und dann auch besonders wegen ihrer Unfähigkeit, eine der ihrigen so fremde und tiefe Denkart, wie die indische, zu fühlen und zu fassen. Eine der trübsten Quellen für die Kenntniß des indischen Alterthums ist daher der Oupnekhat; fast ganz unbrauchbar, und um so entbehrlicher, da man viel bessere echte Denkmahle ähnlicher Art besitzt. Man darf nur die echten Uebersetzungen Colebrooke's aus den Upanischats mit denselben Stellen in jener persischen Verunstaltung vergleichen, um sich zu überzeugen, wie ganz verstandlos jenes Machwerk abgefaßt worden, und wie völlig unbrauchbar es für uns ist.

Bei dem großen Reichthum der indischen Literatur, und da die Brahminen allen Werken, welche in ihre Mythologie und ihr System eingreifen, ein fabelhaftes Alterthum beilegen, ist eine sorgfältige Unterscheidung und Sichtung um so nothwendiger. In

mehreren indischen Werken wird Alexander und Sandrocottus, der nach Porus in Indien herrschte, vielfältig erwähnt. Dadurch bestimmt sich ihr Alter von selbst. In andern kommen gar Erwähnungen vor, die sich schon auf die erste mahomedanische Zeit beziehen. Doch darf man auch hier nicht gleich von einer einzelnen Stelle, die ein späterer Zusatz sein kann, auf das ganze Werk und dessen Echtheit oder Unechtheit schließen.

Durch die schwankende Beschaffenheit einer, durch lange Zeit bloß mündlich sich fortpflanzenden Ueberlieferung, welche uns in Rücksicht der wahren Gestalt der ältesten griechischen Geisteswerke so unsicher macht, haben die indischen Werke wohl weniger gelitten. Man darf annehmen, daß auch die ältesten gleich geschrieben worden sind. Sonderbar ist es, daß bei den vielen, fast mit einer ganzen in Felsen ausgehauenen Mythologie von alter Skulptur bedeckten Denkmahlen in Indien, man doch nirgends Hieroglyphen findet, während das phönicische Alphabet, und alle, die aus ihm abgeleitet sind, überhaupt die des westlichen Asiens und Europa's, die wohl alle aus einem gemeinschaftlichen Stamme entsprossen sein mögen, in der Gestalt, und selbst in der Benennung der Buchstaben, ihren Ursprung und ihre Beziehung auf die ihnen früher vorangegangene Bilderschrift und Hieroglyphen, gar nicht verläugnen können. Das indische Alphabet hat keine solche Spuren, ja es dürfte sich aus der innern Beschaffenheit desselben wahrscheinlich machen lassen, daß es keinen solchen Ursprung gehabt haben kann. Dieß ist in vieler Hinsicht merkwürdig, so wie auch, daß der Gebrauch der Decimalziffern, nächst der Buchstabenschrift, unstreitig der größten Erfindung des menschlichen Geistes, durch einmüthige historische Zeugnisse den Indiern zugeschrieben wird; ein Ruhm, der ihnen bis jetzt noch nicht ist entrissen worden. Sind aber auch die indischen Werke verhältnißmäßig durch mündliche Ueberlieferung weniger verändert und schwankend gemacht worden, als die griechischen, so dürften sie dagegen desto mehr durch absichtliche Verfälschung und wiederholte Umarbeitung gelitten haben. Je mehr dieses bei einigen dieser Werke Statt findet, desto mehr gewinnen diejenigen an Zuverlässigkeit, wo etwas solches nicht bemerkt

wird. Die Puranas, eine Art von mythologischen Legenden, sind den meisten Zweifeln unterworfen. Einen hohen Rang dagegen nehmen, so weit sie bekannt sind, die beiden Heldengedichte ein, deren ich früher erwähnte. Unter allen bekannten Werken ist das Gesetzbuch Menu's dasjenige, welches die Kennzeichen eines relativ hohen Alterthums, und der ungezweifelten Echtheit an sich trägt. Wer irgend mit Untersuchungen und Zweifeln dieser Art sich beschäftigt, der wird auch selbst in der Uebersetzung noch, am Inhalt und Ausdruck fühlen, daß er hier ein Denkmahl des Alterthums vor sich hat. Jones, der größte Orientalist, den das achtzehnte Jahrhundert, der größte Gelehrte, den England überhaupt hervorgebracht hat, setzt es nach einer sehr gemäßigten Angabe in eine Zeit, wo es etwas jünger als Homer, aber doch älter als die Gesetze der zwölf Tafeln der Römer sein würde. Als gewiß glaube ich, darf man annehmen, daß dieses Werk und noch einige andere, selbst in der Gestalt, wie wir sie jetzt haben, ohne wesentliche Hauptveränderung, vor Alexander dem Großen anzusetzen sind.

Die nächste Stelle nach diesem nimmt für die Kenntniß des indischen Geistes jenes Lehrgedicht ein, welches Wilkins unter dem Titel: Bhagavatgita, übersetzt hat. Dieses enthält das neuere System der indischen Denkart, verwandt in seinem Ursprung mit der Lehre jener andern Religionsparthei und Sekte, welche die Griechen in Indien fanden, und zum Unterschied von den Brahmanen, Samanäer nannten. Es ist eine Episode des einen Heldengedichtes, des Mahabharat, aber durchaus philosophisch, und seinem Inhalt nach könnte man es ein Handbuch der indischen Mystik nennen. Es steht im größten Ansehen und ist der eigentliche Abriß der jetzt herrschenden Denkart. Auffallend ist, daß die hier über alles erhabenen und gepriesenen Gottheiten dem alten Gesetzbuche Menus zum Theil unbekannt sind, oder doch noch keine so hohe Stelle als in den späteren Büchern einnehmen; dagegen hier bei allen Gelegenheiten nicht undeutlich, und beinahe offenbar gegen die alte Lehre, gegen die Veda's, und überhaupt gegen den Polytheismus gestritten wird. Es ist die Lehre von der absoluten Einheit, in der alle

Unterschiede verschwinden, und in deren Abgrund Alles versinkt. Doch in so fern das System sich noch anschließt an die Mythologie, ist es ein dichterischer Pantheismus, nicht ganz unähnlich der Neu-Platonischen Philosophie, welche in einem ähnlichen Geiste auch sich noch anschloß an den schon erlöschenden Volksglauben der alten Götter, in der Hoffnung, ihn neu beseelen und wieder beleben zu können. Diese in Indien jetzt fast allgemein herrschende Anbetung des Vischnu und Krischna, so wie sie hier aufgefaßt und mitgetheilt wird, ist von der Religion des Buddha und Fo, welche in dem ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, wie man historisch weiß, aus Indien in Thibet und China eingeführt, und durch die Shamanen im mittlern und nördlichen Asien weit verbreitet wurde, am meisten nur dadurch verschieden, daß sie die Kastenabtheilung nicht abzuwerfen wagte.

Ueberhaupt ist die Erscheinung dieses letzten historischen Buddha, dessen Religion in Indien selbst jetzt bis auf geringe Ueberbleibsel vertilgt, im Süden, Norden und Osten von Indien aber über so viele Länder verbreitet ist, daß sie vielleicht mehr Anhänger zählt, als das Christenthum oder die Lehre Mahomeds, der große, geschichtliche Wendepunkt in der indischen Geistesbildung und Religionsentwicklung, von welchem aus alles aufwärts in das frühere Alterthum hinauf und wieder nach dem gegenwärtigen Zustand hinab bestimmt, erklärt und geordnet werden muß. Wenn man diesen hellen Mittelpunkt als die sichere Grundlage festhält, und demnächst auch die verschiedenen, andern Systeme der indischen Philosophie, von denen wir bis jetzt eigentlich nur die eine gegenwärtig geltende und in der letzten Epoche herrschend gewordene Vedantalehre näher und einigermaßen vollständig kennen, allesammt aus den Quellen ans Licht gezogen werden, so wird es alsdann möglich sein, die verschiedenen Epochen der indischen Denkart und den Stufengang ihrer progressiven Geistes-Entwicklung vollständiger als bisher zu erkennen und zu bestimmen; und dadurch wird erst Ordnung und Licht kommen in den unübersehlichen Reichthum der indischen Geisteswerke, der bis jetzt noch wie in chaotischer Verwirrung vor uns liegt. Den fruchtlosen und ganz falsch aufgefaßten Streit, ob die Religion

des Brahma oder des Buddha älter sei, sollte man dabei ganz aufgeben, da er sich ohnehin, sobald wir uns an das Historische halten, gleich von selbst entscheidet. Die früheren, fabelhaften Incarnationen des Buddha setzen wir hier, wie billig, eben sowohl bei Seite, als die zukünftige Erscheinung eines neuen Buddha, der nach dem Verlauf der bestimmten Jahrtausende von einer Brahminenfrau geboren werden soll. Jener Reformator des alten Brahmadienstes aber, welcher einstimmig Gautama Buddha genannt wird, und welcher die Nyayaphilosophie gestiftet hat, ist als eine unstreitig historische Person zu betrachten, und ist derselbe, welchen auch die jetzigen Buddhisten in allen Ländern insgesammt als den göttlichen Stifter ihrer Religion erkennen und verehren. Die Meinungen einiger Alterthumsforscher über einen früheren Buddha oder auch Wodan, und einen im nördlichen Asien und nach Europa hin weit verbreiteten, älteren Buddhadienst, übergehen wir hier; nur mit der Bemerkung, daß solche willkührliche und eigentlich ganz unstatthafte Benennung in der Untersuchung über den ältesten Naturdienst, leicht sehr verwirrende Folgen auch für das sonst richtig Wahrgenommene herbeiführen dürfte. Für Indien ist es jener Gautama, welcher die große, alles entscheidende Epoche gemacht hat, mehr als irgend Sokrates oder Epikur bei den Griechen bewirkt oder verändert haben; da selbst Zoroasters Einfluß auf das persische Reich sich beschränkend, wie Confucius auf China, nicht so weit umfassend auf andere Länder und Nationen wirkten, als jener indische Gautama Buddha. Was die Zeit betrifft, in welcher dieses geschehen, so stimmen seine Anhänger auf Ceylon, in Siam und im birmanischen Reich darin überein, daß sie ihn etwa 600 Jahre vor Christo ansetzen, indem er 540 Jahre vor unserer Zeitrechnung die Erde verlassen haben soll. Als Alexander nach Indien gelangte, fanden die Griechen dort die beiden verschiedenen Religionspartheien des Landes, als schon völlig ausgebildete und fest bestehende Secten, unter dem Namen der Brahmanen und Samanäer vor, unter welchen letzteren, wie schon oben bemerkt wurde, die Anhänger des Gautama zu verstehen sind. Es mußte allerdings schon ein nicht unbeträchtlicher Zeitraum verflossen sein, bis das alles sich

so weit entwickelt haben konnte. Auch setzen die Buddhisten in Thibet und China ihren Religionsstifter in ein noch höheres Alterthum, ein Jahrtausend oder neun Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung hinauf. Indessen ist jene andere, nähere Angabe schon vollkommen hinreichend, um den Zustand zu erklären, wie er zu Alexanders Zeit war, und es darf daher dieselbe wohl als die wahrscheinlichere betrachtet werden. Die Hauptsache aber bleibt für die richtige Kenntniß jener Epoche in der Geschichte des indischen Geistes, so wie überhaupt zu einer kritisch deutlichen und vollständigen klaren Uebersicht der ganzen indischen Literatur, die Charakteristik der eigenthümlichen Philosophie des Gautama und der andern alten indischen Systeme. Gerade die merkwürdigsten derselben kennen wir bis jetzt nur sehr unvollkommen, weil das herrschende System alle ältern Philosophieen in den Hintergrund zurück gedrängt hat; doch vermochte es nicht, weder ihr Andenken noch auch die echten Denkmahle derselben ganz zu vertilgen, indem noch Werke genug vorhanden sind, in welchen der Gegensatz und Streit der verschiedenen Systeme sich auf das entschiedenste ausspricht. Auf diesen Punkt sollte die ganze Aufmerksamkeit der indischen Alterthumsforscher in Zukunft vorzüglich gerichtet sein; denn nur von hieraus kann Licht über das Ganze kommen. Ueberdem nehmen die Indier unter den sehr wenigen Völkern, bei welchen eigentliche Philosophie und Metaphysik einheimisch, und der Sinn und die Liebe dafür wie jetzt am meisten bei uns Deutschen und ehedem bei den Griechen, von Natur allgemein verbreitet gewesen, dem Alter nach die erste Stelle ein; und schon deßhalb muß ihre Philosophie vor allen andern Werken und Erzeugnissen ihres Geistes am meisten unsre Aufmerksamkeit erregen. Ueber den wahrscheinlichen Stufengang der verschiedenen Systeme der indischen Philosophie müssen wir uns jedoch für jetzt mit den ersten Grundzügen und mit einer allgemeinen Idee begnügen, welche nicht sowohl dazu dienen soll, dasjenige in Ordnung zu bringen, was man als schon gefunden betrachten dürfte, als nur die Punkte anzudeuten, nach denen man in Zukunft vorzüglich suchen und forschen möchte. Das älteste unter den indischen Systemen, der allgemeinen Angabe nach, ist die Sankhyalehre, welche

dem Kapila zugeschrieben wird, den ein scharfsinniger Forscher dem Henoch unserer Genesis gleichstellt; und in welchem wir allerdings wohl die erste Philosophie der Urwelt zu suchen haben. Die zwei Principien, welche in ihr aufgestellt werden, nicht entgegengesetzt, wie in der persischen Lehre Licht und Finsterniß, sondern zur Welterklärung verknüpft und einander untergeordnet, Puruschottama und Prakriti, welche letztere der Maya der andern Systeme entspricht, müssen nicht bloß als Gott und Natur, sondern in metaphysischer Allgemeinheit als Geist und Seele verstanden werden, in deren Vereinigung alles besteht, und aus deren Verbindung alles hervorgeht. Diese Lehre vom Geist und der Seele, als den zwei Principien alles Daseins, ist, nachdem der Geist nur in der Seele und durch dieselbe erkannt werden kann, der reine Spiritualismus, wie solcher, obschon in großer Einfalt, bei noch regerem Natursinn und innerm Leben, schon aus der natürlichen psychischen Erkenntniß bei den Weisen der Urwelt ursprünglich von selbst hervorgehen mußte. Leicht begreiflich ist aber, wie jener reine Spiritualismus, welcher unstreitig die erste Philosophie der Urwelt gewesen ist, diese uralte Lehre von der Seele und dem Geist, von ihrer ursprünglichen Einfalt abweichend, in einen dichterischen Polytheismus entarten konnte, der auf einer äußerst unvollkommenen, falsch gedeuteten oder gar nicht mehr verstandenen siderischen Grundlage beruhend, der Ursprung aller heidnischen Götterlehre geworden ist, so wie sich dieselbe überall verschieden und lokal, aber doch nach immer noch ähnlichen Grundzügen bei den verschiedenen Nationen entwickelte; in Indien aber mehr als irgendwo sonst die Spuren ihres erhabenen Ursprungs und bewundernswerthe Reste von der unmittelbaren Erkenntniß und Naturtiefe, so wie von der heiligen Ueberlieferung der Urwelt in so vielem Einzelnen an sich trägt. Wurde dieser dichterische Polytheismus nun später wieder wissenschaftlich aufgefaßt und in einen abstracten Begriff gebracht, so war der entschiedenste Materialismus der natürliche, ja fast nothwendige Erfolg davon: und daß dieses auch bei den Indiern, vielleicht in mehr als einer Epoche, der Fall gewesen, kann uns schon das reichhaltige Verzeichniß der verschiedenen materialistischen Systeme vermuthen lassen.

Mehrere, große und berühmte Nationen des Alterthums sind auf diesem Standpunkte eines durchaus materialistischen Heidenthums stehen geblieben und haben sich nie darüber erheben können. Hie und da aber hat die Größe des Uebels selbst das Heilmittel hervorgerufen, und die gränzenlose Verwirrung und Verwilderung der heidnischen Lehre das Bedürfniß einer kraftvollen Reform und endlich diese selbst erweckt. Dieses ist nun in Indien, zur selben Zeit, wo auch bei manchen andern Nationen ein ähnlicher, neuer Geist sich regte, etwa im sechsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, durch den Epoche machenden Gautama, oder letzten historischen Buddha, und zwar nicht in der Religion allein, sondern zugleich auch in der Philosophie und durch dieselbe geschehen. Die Nyayalehre aber, welche dem Gautama zugeschrieben wird, ist nach allen Spuren und Andeutungen, die wir haben, zu schließen, ein System des Idealismus gewesen, und zwar in einer Reinheit und Consequenz, zu welcher dieses System überhaupt nur sehr selten, bei den Griechen aber niemals gediehen ist; in welcher Gestalt es sich einem wissenschaftlichen Atheismus nähert, der jedoch von ganz abstracter Art und völlig verschieden von dem ist, was man wohl in praktischer Hinsicht so nennt, da er vielmehr mit der strengsten, äußern Sittenlehre sehr wohl vereinbart werden kann. Damit stimmen auch manche der Angaben über diese Lehre in den chinesischen Büchern vollkommen überein. Vielerlei Secten und Irrlehren der Nastiks oder Nihilisten, mögen sich auch in Indien durch diese idealistische Lehre vom absoluten Nichts an die ursprüngliche, reinere und bessere Nyaya angeschlossen haben. Unter den classischen Systemen der indischen Philosophie scheint die Mimansa in jedem Fall, schon durch den Vorzug, welchen sie dem Princip der Bewegung und Thätigkeit vor der absoluten Ruhe giebt, sich näher an die idealistische Nyayaphilosophie anzuschließen. Ganz im Gegensatz mit derselben aber steht das jetzt in Indien allgemein herrschende, und wenn man so sagen darf, orthodox gewordene System der Vedantalehre, obwohl es indirekt, seinem Ursprunge nach, auch aus jener überall Epoche machenden Reform des Gautama hervorgegangen ist. Es enthält dasselbe nämlich, in seiner Anschließung an das Positive der indischen

Religion und Ueberlieferung, nur einen Versuch, durch eine geistige Umdeutung der Veda's, wie dieses auch der Nahme andeutet, das alte System des Brahmadienstes und der damit verknüpften Götterlehre, gegen die Buddhistische Neuerung zu retten, wobei jedoch diese auf den philosophischen Theil des Ganzen den entschiedensten Einfluß ausgeübt hat. Die philosophische Bedeutung der Vedantalehre ist übrigens sehr leicht zu fassen; es ist der reine Pantheismus, wie er sich überhaupt jeder heidnischen Mythologie am bequemsten unterschieben läßt, und wie besonders auch der Idealismus, der nur schwer in seiner ganzen Strenge festgehalten werden kann, so leicht dahin überschlägt, wie die Kenner der philosophischen Geschichte solches auch aus andern Beispielen wohl wissen. Dieses seit dem Vyasa in der ganzen indischen Literatur herrschend gewordene System des indischen Pantheismus nach der Vedantalehre, ist zur Genüge schon im Bhagavatgita, wie in einem kurzen Compendium zusammengefaßt, enthalten und ist uns überhaupt fast bis zum Ueberfluß bekannt, da alle classischen Werke der Indier in allen Zweigen der Literatur mehr oder minder im Geist dieser Lehre gleich ursprünglich gedacht und verfaßt, oder doch nachher dem gemäß überarbeitet worden sind. Auch der vierte unter den Veda's, Atharvan Ved, ist wie die mystischen Anhänge und Entfaltungen oder Upanishats ganz in den Grundsätzen und Ansichten der Vedantalehre abgefaßt. Desgleichen alle Purana's; wie überhaupt alles, was dem Vyasa zugeschrieben wird, welcher Nahme eben die Epoche bezeichnet, in welcher die Vedantalehre allgemein herrschend geworden ist. Daß wir auch den Mahabharat nur in einer Vedantaüberarbeitung besitzen, wurde schon oben erinnert; vielleicht ist selbst mit dem Ramayan der Fall nicht sehr davon verschieden. Ueber die älteren drei Veda's müssen wir unser Urtheil noch zurückhalten; Menu's Gesetzbuch indessen scheint frei von dem Einfluß der Vedantalehre und dieß spricht sehr für dessen verhältnißmäßig höheres Alterthum und Echtheit. Es sind auch, allen vorhandenen Angaben nach, die Werke über die andern Systeme der Sankhya und Nyayalehre, gegen welche die Vedanta streitet, keineswegs alle vernichtet; sondern es sind deren noch zur Genüge vorhanden, obwohl

bis jetzt noch nicht hinreichend beachtet und uns mitgetheilt worden. Der Streit der verschiedenen Philosophieen selbst unter einander wird uns sehr anschaulich in dem Prabodh Chandrodaya, dem Mondesaufgang der Erkenntniß, einer philosophischen Komödie dargestellt, wobei manche interessante Züge von den älteren Systemen eingewebt sind, obwohl das Werk selbst von einem Vedantaschriftsteller herrührt. Diese älteren Systeme verdienen vor allem eine vorzügliche Aufmerksamkeit, die wir den indischen Alterthumsforschern nicht dringend genug empfehlen können, um durch die nähere Kenntniß derselben zu einer vollständigeren Uebersicht von dem Stufengange der indischen Geistesentwicklung und den wichtigsten Epochen ihrer Denkart und Philosophie zu gelangen, wodurch alsdann, was ich hier in der ersten Idee anzudeuten versucht habe, sich näher und zum Theil vielleicht anders bestimmen und aus den Quellen vollständiger gestalten wird.

Betrachten wir jetzt noch die auffallendsten Eigenthümlichkeiten der indischen Religionslehre und Philosophie nach ihrem Einfluß auf das Leben und im Vergleich mit andern, ihnen wirklich oder scheinbar verwandten Ideen unsrer Welt und unsres Glaubens.

Die indischen Einsiedler oder Gymnosophisten, welche den Griechen so merkwürdig erschienen, gehören wohl beiden indischen Denkarten und Systemen an, sowohl dem der Brahmanen als der Samanäer oder Buddhisten, und gehen aus Begriffen hervor, welche beiden gemeinschaftlich sind. Ihre Abgezogenheit von der Welt, ihre ganz der Beschauung gewidmete Lebensweise, selbst ihre strengen Bußübungen erinnern auffallend an die ältesten christlichen Einsiedler in Aegypten. Nur findet hiebei noch ein großer Unterschied Statt. Daß man sich der Welt und ihren Geschäften in einem gewissen Sinne entziehen muß, um auch nur sich selbst leben zu können, ist ein so natürlicher Gedanke, daß auch die Lebensweise der griechischen Philosophen ganz auf diesen Gedanken gegründet war. Schon mehr als ein Forscher hat die von der bürgerlichen und gewöhnlichen ganz abgesonderte Lebensart, besonders einiger Secten der griechischen Philosophen mit der der christlichen Orden verglichen. Nicht

bloß Plato, sondern selbst Aristoteles gibt dem zurückgezogenen, ganz der innern geistigen Thätigkeit, dem Nachdenken und der Beschaulichkeit gewidmeten Leben, den Vorzug vor dem praktisch wirksamen und äußerlich thätigen. Wenn dem Einzelnen aber dadurch auch Spielraum verschafft wurde, seine eigne Geistesbildung künstlerisch zu vollenden, so verlor das Ganze sehr dabei, indem so der öffentlichen Wirksamkeit der beste Lebensgeist ganz entzogen wurde. Auch der Gedanke, daß man sich selbst und seiner Ichheit entsagen müsse, um zu einer höhern Vollkommenheit zu gelangen, kann an und für sich keineswegs getadelt oder verworfen werden; aber jene Abtödtung, wie die indischen Einsiedler und Büßer in selbst auferlegten Martern sie ausübten, stumpft auch den Geist ab, kann an die Gränze des Wahnsinns führen, oder dient oft selbst nur einer eignen Art des Hochmuths und der Eitelkeit zur Nahrung, denen man doch gerade entfliehen wollte. Nach dem wahren Geiste des Christenthums hingegen, soll die äußere Zurückgezogenheit von bürgerlichen Geschäften stets verbunden sein mit der höchsten innern Thätigkeit, nicht nur des Geistes, sondern auch des Herzens, und eben dadurch wohlthätig zurückströmen in die Gesellschaft. Die gesammte bürgerliche Thätigkeit und all' ihr Thun und Treiben, ist meistens doch nur auf einige Hauptzwecke gerichtet, und auf eine gewisse Sphäre beschränkt. Es bleibt immer noch ein weiter Spielraum frei für diejenige Thätigkeit, die nur überall, wo man ihrer bedarf, ergänzend einzugreifen strebt. Dahin gehört in Zeiträumen der ersten und noch ganz kriegerischen Entwicklung der Nationen, selbst die Pflege der Wissenschaften und aller Friedenskünste. Wenn der Staat aber so weit entwickelt ist, daß er diese mit in seinen Kreis zieht, weil er ihrer bedarf, so finden sich immer noch Hülfsbedürftige und Leidende aller Art zu unterstützen und zu stärken, oder wenn auch allen diesen geholfen wäre, so bleibt die Sorge übrig, Menschen noch für andere Zwecke, als den bürgerlichen Nutzen zu erziehen, in Zeiten der allgemeinen Auflösung den Geist der Wahrheit aufrecht zu erhalten, und aus der Vergangenheit in die Zukunft hinüber zu retten. Dieß macht einen wesentlichen Unterschied zwischen den christlichen Geistlichen,

die der Welt entsagt haben, um ganz für den höhern Beruf zu leben, und zwischen der unthätigen Versunkenheit der indischen Einsiedler und Büßer.

Es findet sich außer dem gemeinschaftlichen Hange zu einem einsiedlerischen und von der Welt zurückgezogenen, beschaulichen Leben, auch noch manche andere auffallende Aehnlichkeit der indischen Denkart mit christlichen Begriffen. Am wenigsten würde ich jedoch den indischen Begriff einer dreifachen Gottheit, den man wohl in dieser Hinsicht angeführt hat, hierher rechnen. Etwas dem Aehnliches, irgend eine Dreifachheit der Grundkraft findet in den Begriffen vieler Völker, wie in den Systemen der meisten Denker Statt. Es ist die allgemeine Form des Daseins, welche die erste Ursache allen ihren Wirkungen mitgetheilt hat, der Stempel der Gottheit, wenn man so sagen darf, der den Gedanken des Geistes, wie den Gestalten der Natur aufgedrückt ist. Auch ist die indische Lehre von der dreifachen Grundkraft ganz verschieden von der im Christenthum offenbarten, und wenigstens so wie die Indier sie jetzt verstehen und erklären, ganz widersinnig, indem sie die zerstörende Gottheit mit in ihren Begriff von dem höchsten Wesen aufnehmen. Die zerstörende Gottheit also nebst der erschaffenden und erhaltenden in Eins verknüpfend, nehmen sie die feindliche böse Grundkraft, welche die Perser gegen die Gottheit zu mächtig, und ihr fast gleich darstellten, in ihren Begriff von Gott selbst mit auf. Sie fassen die Lehre, daß Gott Alles in Allem ist, so auf, als ob er, wie sie auch ausdrücklich lehren, der Urheber alles Bösen nicht minder sei, wie der alles Guten.

Die den Indiern allerdings bekannte Idee von der Menschwerdung enthält keine wahrhafte Uebereinstimmung, weil sie bei den Indiern ganz mit Fabeln überfüllt ist. Eine tiefere Uebereinstimmung zeigt sich von der Seite jenes Gefühls, welches im Leben das herrschende, und auch in den dichterischen Darstellungen sichtbar ist, die ich zu charakterisiren versucht habe. In den Gedichten und Werken unserer Alten, der Griechen, hat man oft eine fast zu große und wenn man so sagen darf, künstlerisch gefühllose Ruhe wahrgenommen, und es ist auch solchen, welche

die Schönheit dieser Werke wohl zu schätzen wissen, aufgefallen, daß die Alten selbst da, wo man eine Aeußerung des tiefern Gefühls, eine Regung der Sittlichkeit, oder selbst des Gewissens erwarten sollte, ihren Gegenstand vor wie nach, bloß als eine Erscheinung des Lebens auffassen, mit einem vollkommnen, ungestörten, künstlerischen Gleichmuth; daß ihnen gewisse Gefühle eigentlich nicht sehr gewöhnlich, ja beinahe fremd sind. Man darf wohl sagen, Reue und Hoffnung sind christliche Gefühle, die höhere Hoffnung nähmlich, die auf das Ewige gerichtet ist. Verwandt damit sind überhaupt alle solche Empfindungen, die sich auf den Abstand des jetzigen Zustandes und einer ursprünglichen Vollkommenheit beziehen. Bei den Indiern ist das Gefühl und Mitgefühl der Schuld das vor allen herrschende. Man erinnere sich, wie nach jener Beschreibung ein Verbrechen, das geschieht, von der ganzen Natur wahrgenommen und mitempfunden wird. Jene einsame Stimme im Herzen, wie das Gewissen dort in jener Rede heißt, ist allerdings der Sinn, und wie ein Gehör für eine andere Welt, die uns sonst verborgen wäre. Aber wenn diese innere Stimme sehr oft im Geräusch des äußern Lebens überhört wird, kann der Sinn dafür bei Andern auch wohl zu heftig gereizt, und so erregt werden, daß ihre Kraft den gewaltsamen Eindrücken erliegt. Auf Begriffe und Gefühle dieser Art, bezieht die indische Ansicht nicht nur alle Handlungen und Erscheinungen des Lebens, sondern auch die ganze Natur nimmt diese Gestalt an. In allen Gestalten, die ihn umgeben, sieht der Indier ihm ganz gleichartige, ganz wie er fühlende Wesen, welche, so wie er selbst durch eigne frühere Verschuldung leidend, zwischen wehmüthiger Erinnerung und bangem Vorgefühl in diesen ängstlichen Banden eingeschlossen, mit ihrer Stimme und Klage zu ihm hindurchdringen möchten. Nur der Balsam der Liebe und dieses allbeseelenden Mitgefühls ist es, was jene harten Vorstellungen lindert und mildert, die sonst die Seele ganz in Schwermuth niederdrücken müßten.

Am größten ist die Aehnlichkeit in den sittlichen Ansichten der Indier mit den christlichen in dem Begriff von der Art, wie ein neues und zweites Leben in der Seele beginnt, sobald der

Sinn für das Göttliche ihr aufgeht und sie jenes frühere Leben verläßt, und gleich dem Phönix, aus der eignen Asche verjüngt, emporsteigt. Dieser Begriff der Wiedergeburt ist bei den Indiern so herrschend, daß die Brahminen sich nicht anders als die zweimal Gebornen nennen und nennen lassen, ganz in demselben geistigen Sinn. Gleichwohl findet auch hier ein großer Unterschied Statt. Das Christenthum hat erbliche Vorzüge in allen irdischen Gütern, wo Natur und Vernunft sie begründeten, niemahls angefochten oder gemißbilligt; nur ganz verirrte Schwärmer haben aus ihm solche Folgerungen politischer Gleichheit herleiten können. Dagegen aber hat das Christenthum immerfort den Grundsatz aufgestellt und durchgeführt, daß die Menschen vor Gott alle gleich sind; ein Grundsatz, der eine edle Freiheit der Gesinnung besser als jeder andere begründet. Wird dagegen, was doch nur dem innern Beruf verdankt werden, was nur eine Gabe des Himmels sein kann, die oft dem Geringsten und scheinbar Niedrigsten zu Theil wird, als ein erbliches Vorrecht einer Kaste zugeeignet, so ist einleuchtend, welch unerträglichen Hochmuth dieses auf der einen Seite, welche Erniedrigung auf der andern zur Folge haben müsse.

Diese ungeachtet aller begleitenden Entstellungen und Irrthümer doch auffallende Aehnlichkeit mancher indischen Ansichten und Begriffe mit den christlichen, darf man nicht für durchaus neu und entlehnt halten, sie ist zum Theil wenigstens historisch erwiesen und wirklich alt. Eine solche, obgleich unvollkommne Anticipation der Wahrheit darf uns nicht befremden. Eben so wenig als man glauben darf, wenn man bei andern asiatischen Nationen etwas ganz den mosaischen Ueberlieferungen und Geheimnissen, oder den salomonischen Sinnbildern Aehnliches findet; dieselben haben gerade so wie wir ein geschriebenes Exemplar der heiligen Schrift vor Augen gehabt, und nur daraus abgeschrieben. Auch in den abgeleiteten, und nicht mehr ganz lautern Strömen, sind noch Spuren und Ueberbleibsel in Menge aus der ursprünglich ersten Quelle. Die Keime zu aller Wahrheit und aller Tugend liegen im Menschen, dem Ebenbilde Gottes. Unvollkommne Ahnungen und Regungen gehen oft lange Zeit dem

voran, was erst später vollständig zur Wirklichkeit gelangen soll. Fanden ja doch die ersten Vertheidiger des Christenthums in dem Leben des Sokrates, in der Lehre des Plato, vieles ihnen so Entsprechendes und Zusagendes, daß sie selbst nicht umhin konnten, es als geradezu christlich auszuzeichnen. So wie die Erscheinungen der Natur durch den Zusammenhang eines gemeinsamen Lebens überall in einander eingreifen, so wie die Gedanken der Vernunft sich in stäter Folge an einander knüpfen, so stehen in einer höhern Region, auch alle Wahrheiten, die sich auf das Göttliche beziehen, in unsichtbarer Berührung. Wem Eines gegeben ist, der kann weiter fühlen, er ahnet wenigstens das Ganze. Nur der erste Lichtfunke der Wahrheit muß von oben gegeben sein; selbst kann ihn der Mensch nicht hervorbringen und sich machen, so wenig als er, der jetzige Mensch, sich seinen sterblichen Leib selbst erschaffen hat, oder erschaffen konnte. Zwar giebt es Gedanken, ganze Gedankenreihen und Welten, die ihren Anfang in sich selbst nehmen, und die der Mensch allein aus sich hervorbringt; aber diese Gedanken einer leeren Ichheit sind eben nur jene spitzfindigen, grüblerischen Gedanken, die keinen Ausgang haben, und sich ewig in sich selbst verwirren. Wahrheit und Licht ist nicht in ihnen, so wenig als in dem sittlichen Gebieth, das Feuer eines stolzen Hochgefühls und eitler Selbstentzündung, eine reine Flamme zu nennen ist. Wollte man nun aber bemerken, daß jenes Weiterforschen und Ahnen des Ganzen aus Einem, doch sehr schwankend und unsicher sei, so bewährt sich ein solches Schwanken allerdings auch in den Entstellungen, die den fast überall sich findenden Spuren der Wahrheit beigemischt sind. Das große Gemählde von der Entwicklung des menschlichen Geistes, die Geschichte der Wahrheit und der Irrthümer wird immer vollständiger, je mehr Nationen von eigenthümlichem Geist man kennen lernt; bei den entferntesten Nationen Asiens finden wir oft das vereint beisammen, was in unserer westlichen Welt weit entfernt von einander stand. Während die Perser in Rücksicht des eigentlichen Glaubens und der Religion selbst offenbar den Hebräern näher stehen als allen andern Völkern des Alterthums, hat der dichterische Theil ihrer Lehre eine unverkennbare Aehnlich-

keit mit der nordischen Götterlehre, wie manches in ihren Sitten mit denen der Germanen. Bei den Indiern findet man neben einer Mythologie, die durchaus von gleicher Art ist, theils mit der ägyptischen, theils mit der griechischen, bis auf Aehnlichkeiten im Einzelnen, philosophische und moralische Begriffe, die mit den christlichen eine Verwandtschaft haben. Die Mittheilung der Ideen zwischen den Indiern und den andern alten Völkern, welche an der ältesten Ueberlieferung und ersten Erkenntniß den nächsten Antheil hatten, oder die sonst die gebildetsten waren, ist wohl eine gegenseitige gewesen. Die Perser haben unstreitig vor Alexander das nördliche Indien beherrscht, oder wenigstens von Zeit zu Zeit erobernd besucht. Es können sich persische Begriffe und Lehren um so eher in Indien verbreitet haben, da beide Völker, obwohl in der Verfassung und Denkart nicht sehr übereinstimmend, doch in Sprache und Abstammung ursprünglich verwandt waren. Auch Alexanders Zug und der Griechen Ankunft und obwohl nicht lange bestehende Herrschaft im Lande, ist wahrscheinlich nicht ohne Folge auch für den Geist geblieben. So wie in der griechischen Bildung des ursprünglich Fremden mehr ist, als man anfangs wahrnimmt oder glauben will, weil sie alles, auch das Fremde, griechisch machten, und selbstständig sich aneigneten, so mag dasselbe auch wohl von Indien gelten, wo die eine ganz eigenthümlich alles beherrschende Idee, dieselbe Verwandlung und Umgestaltung alles aufgenommenen Fremden herbeiführen, und eben das bewirken konnte, was in Griechenland die große Regsamkeit und Mannichfaltigkeit eines freien Geistes. Hat Indien von Aegypten auch in früherer Zeit nichts zurückempfangen, für alles, was es ihm gab, so ist späterhin von Aegypten aus das Christenthum nach Indien verpflanzt worden, und es kann dieß auch auf einige spätere Schriften der Indier allerdings Einfluß gehabt haben. Die erste Verbreitung des Christenthums auf der Küste von Malabar wird den apostolischen Zeiten zugeschrieben und fällt wenigstens in die erste Zeit der Nestorianer. Auch giebt es historische Zeugnisse am Ende des vierten oder aus dem Anfang des fünften Jahrhunderts, von einer christlichen Mission, die von Aegypten aus nach Indien

ging. Auch mit Aethiopien stand Indien damahls in Handelsverbindung. So lange als Armenien, Syrien, Aegypten, Aethiopien, ungestört christlich, und dem byzantinischen Reiche einverleibt, oder doch mit ihm freundschaftlich verbündet waren, muß die Verbindung des Abendlandes durch Constantinopel mit dem entferntern Orient noch leichter gewesen, einigermaßen fortdauernd unterhalten worden sein. Der letzte aller Schriftsteller, welcher als Augenzeuge von Indien Nachricht giebt, im sechsten Jahrhundert, fand die indischen Meere und Häfen mit persischen Schiffen angefüllt. Auch zu Lande waren die Perser kurz vor Mahomed übermächtig, und drängten die Ost-Römer immer mehr und mehr zurück. Als unter Mahomeds Nachfolgern, Aegypten und Syrien dem byzantinischen Reich entrissen ward, da ward jener Zusammenhang mit dem fernern Osten zuerst ganz unterbrochen, bis er in späterer Zeit durch die Kreuzzüge von neuem wieder angeknüpft ward.

Sechste Vorlesung.

Rückblick auf Europa. Einfluß des Christenthums auf die lateinische Sprache und Literatur, und Charakteristik des neuen Testaments. Umwandlung durch die nordischen Völker. Gothische Heldenlieder. Odin, Runenschrift und Edda.

Die Epoche, wo die verschiedenen orientalischen Denkarten in Europa eindrangen und mit einander kämpften, umfaßt den Zeitraum von Hadrian bis Justinian. Die Herrschaft und der überwiegende Einfluß des orientalischen Geistes zeigt sich auch in den frühern Zeiten des Christenthums. Die schwärmerischen Secten der ersten Jahrhunderte waren größtentheils solche, welche verschiedene orientalische, besonders auch persische Vorstellungsarten und eine Mythologie, die mit dem reinen Christenthum auf keine Art vereinbar war, damit verschmelzen wollten. Unter den Christen selbst, war der größte der ersten christlichen Philosophen, Origenes, der Meinung von der Seelenwanderung, und einigen andern orientalischen Vorstellungsarten zugethan, die dem Christenthum nicht gemäß sind. In der Neu-Platonischen Philosophie, die sich an die alte Religion anschloß, und gegen das Christenthum kämpfte, wurde der ägyptische Geschmack immer herrschender. Es war diese Philosophie eine chaotisch gährende Mischung von Astrologie, Metaphysik und Mythologie. Immer allgemeiner ward die Neigung zu geheimen magischen Künsten, die wohl oft nicht bloß Verirrungen waren, sondern auch unmenschliche Dinge und Verbrechen veranlaßten. Dieß war die Philosophie und die Denkart, welche Kaiser Julian an die Stelle des Christenthums setzen, und herrschend machen wollte. Je mehr das Christenthum anwuchs, je allgemeiner und allumfassender mußte der Kampf desselben mit der alten Religion werden. Die

früheren Verfolgungen der Christen lassen sich aus der natürlichen Antipathie beider Denkarten erklären. Ein planmäßiger Angriff ist dagegen bei Diocletian nicht zu verkennen, und die bestimmte Absicht, das Christenthum, es koste, was es wolle, auszurotten. Die Sache des Christenthums war aber schon zu stark, wie es sich gleich unter Constantin zeigte; der Sieg, welchen der neue Glauben während seiner Herrschaft davon trug, ist eben dieser innern Stärke, die sich selbst unter Diocletian bewährt hatte, zuzuschreiben, und nicht als sein Werk, wie überhaupt nicht als das Werk eines Einzelnen zu betrachten. Indessen hat ihm die dankbare Nachwelt ein Verdienst daraus gemacht, und selbst seine Fehler verschleiert. Noch einmahl unternahm der Genius der alten Götter-Welt den Kampf gegen die neue Zeit, unter Kaiser Julian, dem sich allerdings große Geistestalente nicht absprechen lassen. Er suchte seinen Plan mit vieler Kunst durchzuführen, nicht mit offener Gewalt, wie Diocletian, was jetzt wohl kaum noch möglich war; mit Spott und überhaupt auf jede indirecte Art griff er das Christenthum an, besonders auch dadurch, daß er es von aller höhern Geistesbildung zu trennen, und dadurch in Nachtheil zu setzen, überhaupt aber verächtlich zu machen suchte. In Rücksicht dieses schlau berechneten Verfahrens, welches aber doch mißlang, mögen die Lobredner, welche Julian in neuern Zeiten gefunden hat, wohl ganz in seine Gedanken eingehen. Sollten sie aber jenen wissenschaftlichen Aberglauben, welchem Julian nachhing, nach dem Charakter des damahligen Zeitalters in seiner wahren Gestalt erblicken, so würden sie den Gegenstand ihrer Lobeserhebungen schwerlich darin ganz wieder erkennen wollen.

Als das Christenthum auch diesen letzten Angriff gegen seine Fortdauer überstanden hatte, blieb gleichwohl noch eine starke Opposition gegen das Christenthum unter den Philosophen übrig, bis Kaiser Justinian die dem Christenthum sich entgegen stellenden Philosophen vertrieb, wo sie zuerst ihre Zuflucht nach Persien nahmen, und sich dann zerstreuten. So erreichte der Kampf des Christenthums gegen die heidnische Philosophie für damahls unter dem genannten Kaiser sein vollkommnes Ende.

Drei Perioden der Literatur habe ich bis jetzt zu schildern versucht. Die beiden ersten von diesen, die blühende Zeit der griechischen Bildung nämlich, von Solon bis unter die Ptolomäer; dann die beste und eigentlich classische Zeit der Römer von Cicero bis Trajan, ließen sich am leichtesten darstellen, indem es fast hinreichend war, nur die einzelnen Schriftsteller, wie sie auf einander folgen, zu charakterisiren, um den Geist und Gang des Ganzen, sein allmähliges Emporsteigen, volles Aufblühen und dann wieder erfolgtes Sinken oder Verlöschen deutlich vor Augen zu stellen.

Anders war es mit der dritten Periode von Hadrian bis auf Justinian. Nicht die Form und die Darstellung, nicht die einzelnen Schriftsteller waren hier das Wichtigste, sondern die Entwicklung der Denkart überhaupt. Das Schauspiel des großen Kampfes zwischen der Welt des Alterthums, und der neubeginnenden christlichen Zeit; der Einfluß, welchen die aus Asien nach Europa verpflanzte Religion gehabt, und die Gährung, welche manche, zu gleicher Zeit bei den Griechen und Römern eindringende orientalische Schwärmerei, veranlaßte; alles dieses deutlich zu machen, das war es, worauf es ankam. Diese Aufgabe war ungleich schwerer. Wir mußten, um diesen Kampf orientalischer Denkarten, und das ganze Gemählde asiatischer Ueberlieferungen darzustellen, von Nationen reden, deren Literatur ganz für uns untergegangen ist, wie die Aegypter; von anderen, die wir nur durch Umarbeitungen aus später Zeit kennen, wie die alten Perser; von den Hebräern, deren heilige Schriften allerdings zugleich den Inbegriff ihrer Literatur und Dichtkunst ausmachen, die wir aber als Urkunde unserer Religion, noch aus einem ganz andern Standpunkte zu betrachten gewohnt sind, für welche auch die bloß literarische und poetische Ansicht durchaus nicht immer angemessen ist; von den Indiern endlich, deren Literatur zwar sehr reichhaltig, aber uns noch ganz unvollständig, und aus zum Theil zweifelhaften Quellen bekannt ist.

Auch bei der großen Anzahl von wichtigen Schriftstellern, sowohl heidnischen als christlichen, welche Rom und Griechenland

in diesem Zeitraum von Hadrian bis Justinian, hervorgebracht hat, ist der Geist und Inhalt, die Entwicklung der Denkart die Hauptsache. Wollte man, um diese Periode zu schildern, sie alle einzeln durchgehen, nach ihrer Eigenthümlichkeit charakterisiren, und nach Styl und Form der Darstellung einzeln würdigen, so würde man sich nur verwirren und den Hauptgesichtspunkt aus den Augen verlieren. Zwar waren literarische Kenntnisse und Hülfsmittel aller Art in diesem Zeitalter noch immer sehr weit verbreitet; der Geist der Untersuchung, und der Trieb nach Erforschung höherer Einsicht war vielleicht nie so allgemein, nie so leidenschaftlich rege, als eben in dieser Zeit, die glorreich in der Behauptung der Wahrheit, auch in der Erzeugung der Irrthümer und der Schwärmerei aller Art eine der fruchtbarsten gewesen ist. In Rücksicht auf die allgemeine Geistesthätigkeit, auch auf Verbreitung und Mittheilung von Erkenntniß und Irrthum, Ueberlieferung und Gelehrsamkeit aller Art, muß dieses Zeitalter als ein literarisch höchst gebildetes und ausgezeichnetes erscheinen. Aber nicht so in Rücksicht auf den Charakter und Originalgeist einzelner großer Autoren, und auf die Kunst und Form im Styl der Sprache und in der Darstellung. In der Poesie, die unter den verschiedenen Zweigen der Literatur die erste Stelle einnimmt, that sich in diesem ganzen Zeitraum nichts Neues und wahrhaft Großes hervor. Redner, große Redner gab es allerdings noch; dieses Talent ist bei den Griechen nie erloschen. Allein, was ist darin in Rücksicht auf die Form und Kunst Neues zu bemerken? Das größte Lob, was den besten Rednern als solchen beigelegt werden kann, ist, daß sie auch in der Sprache, die allerdings als noch lebend und blühend sich bewährte, an die schönern Zeiten des Alterthums von ferne erinnerten und denselben allenfalls verglichen werden konnten. Den großen christlichen Rednern, einen Basilius und Chrysostomus, gebührte dabei noch das Lob, daß sie die ihnen als Griechen eigne Rhetorik nicht auf sophistische Gegenstände, wie vor Alters oft geschehen war, anwandten, sondern auf die Entwicklung der heilsamsten Wahrheiten und der reinsten Sittenlehre. Bei den wichtigsten Schriftstellern dieses Zeitalters aber, den forschenden und

philosophischen, ist der Inhalt die Denkart und der Geist durchaus die Hauptsache. Dieß gilt von den christlichen Schriftstellern, denen es bloß um die Sache zu thun war, und die als Schriftsteller zu glänzen, gar nicht im Sinne hatten, nicht minder wie von den heidnischen. Wie könnte man einen Plotin, Porphyr, selbst einen Longin, als Schriftsteller auch nur nennen, neben Plato? Gleichwohl ist die Denkart jener Männer wichtig für den Einfluß, welchen sie auf den Geist des Zeitalters und der Nachwelt gehabt. Ueberhaupt ward der Einzelne mit fortgerissen in dem Strudel und Kampf des übermächtigen Zeitalters. Es gibt Epochen in der Literatur, wo das Genie des Einzelnen zur glücklichsten Entwicklung gelangt auch in Styl und Kunst, und weit hervorragt über sein Zeitalter; andere Epochen, wo jede einzelne Kraft in dem Geist des Ganzen verschwindet, und in dem Kampf der Entwicklung der allgemeinen Denkart. Auch in der politischen Geschichte findet sich, wie man schon oft bemerkt hat, ein ähnlicher Wechsel zwischen Perioden, wo Staaten und Nationen sich zuerst gestalten und aus einem chaotischen Zustande neu hervorgehen; und andern des ungestörten organischen Wachsthums und der progressiven Entwicklung in einem einmal gegebnen Staatensystem und Nationenkreise. Eine Geschichte der Literatur muß, wie die Welthistorie im Allgemeinen, so auch auf ihrem besondern Gebieth, beiden Zuständen des menschlichen Geistes, dem ruhigen der kunstreichen Entwicklung, und dem schöpferischen der chaotischen Gährung, ihr Recht widerfahren lassen.

Sieht man nun auf die in diesem großen Kampf sich entgegenwirkenden geistigen Kräfte, um sie gegen einander abzuwägen, so erscheinen beide Partheien von ziemlich gleicher Stärke, was Talent und Kenntniß betrifft, obwohl mit mancherlei Abwechslungen, so daß die Entscheidung auf jeden Fall der innern Stärke der Sache, nicht dem Verdienst oder dem Fehler der Einzelnen zugeschrieben werden muß. Bei den Griechen hatte anfangs die heidnische Parthei entschieden das Uebergewicht; die griechische Literatur hatte ihre letzte schöne Zeit, als die Christen unter Antonin es kaum noch wagten, mit Vertheidigungsschriften ihres verfolgten Glaubens und ihrer verläumdeten Lebensweise hervor-

zutreten. Bald bewährten die Griechen, insonderheit auch im Christenthum, die Ueberlegenheit ihrer Geistesbildung; sie gaben demselben die ersten Denker und gelehrten Vertheidiger, große Redner und ausführliche Geschichtschreiber. Das Uebergewicht in Talenten und Gelehrsamkeit neigte sich allmählig auf die Seite der Christen. Indessen hatte unter den Griechen wenigstens, auch nachdem das Christenthum im Ganzen und im Staat schon gesiegt hatte, die heidnische Parthei immer noch große Talente aufzuweisen, und selbst jene letzten Philosophen, welche dem Christenthum widerstehen, und das Alterthum aufrecht erhalten wollten, waren Männer, die an Tiefsinn, Gelehrsamkeit, und selbst in allgemeiner Geistesbildung, Sprache und Darstellung für ihre Zeit zu den sehr Ausgezeichneten gehörten.

Anders war es in dem römisch redenden Abendlande; denn hier standen nur äußerst wenige heidnisch gesinnte, und auch die nicht sehr bedeutend, einer ganzen christlich lateinischen Literatur entgegen. An Reichthum der Talente und Kenntnisse kann dieselbe der christlich griechischen Literatur vielleicht nicht zur Seite treten. Zur eigentlichen höhern Philosophie und zur Metaphysik hatten die Römer einmahl gar keine Anlage; selbst die Sprache sträubte sich dagegen, das fühlt man im Augustin, wie im Cicero, und erst nachdem die lateinische Sprache eine ganz todte geworden war, hat man es durch die äußerste Gewalt dahin bringen können, daß sie das künstliche Begriffsgewebe und unendliche Gedankenspalten der Griechen, dieser gebornen Dialektiker und Metaphysiker, einigermaßen, obwohl immer unvollkommen genug, auszudrücken vermochte. Selbst das größte und eigenthümlichste Werk, welches die spätere lateinische Literatur hervorgebracht, und worin der heil. Augustin dem höchsten Werke der Philosophie des Alterthums, der Republik des Plato und dem darin aufgestellten Ideale der Menschheit und der menschlichen Gesellschaft, eine christliche Ansicht von eben diesen Gegenständen, von der Menschheit, der Lenkung ihrer Schicksale, und dem Ideale ihres Vereins entgegenstellt, ist nicht sowohl ein metaphysisches als ein moralisches Werk, obwohl im umfassendsten Sinne des Worts: eine Kritik der alten Systeme, zugleich aber auch, was wir

nennen würden, die Theorie der Menschheit und Philosophie der Geschichte enthaltend. Auch in der christlichen Zeit und Literatur bewährte sich im Gegensatz der griechischen Spitzfindigkeit und Künstlichkeit, der den Römern eigne praktische Geist und gesunde Verstand, der sich bald auch durch jene wohlgeordnete Gesetzgebung und weise Einrichtung bewährt hat, welche der gelehrte und geistliche Stand in dem römischen Abendlande erhielt, und welche nebst dem starken Naturgefühl und Freiheitsgeiste der germanischen Völker, die das römische Reich eroberten und erneuten, am meisten dazu mitgewirkt hat, dem neuern Europa eine glückliche Entwicklung und einen höhern Aufschwung des Geistes zu bereiten.

Das Christenthum, so wie die Deutschen es von den Römern empfingen, von der einen, und der freie Geist des Nordens von der andern Seite, das waren die beiden Elemente, aus welchen die neue Welt hervorging, und zwiefach blieb auch die Literatur des Mittelalters: eine christlich lateinische, die ganz Europa gemein war, und nur die Erhaltung und Erweiterung der Erkenntniß zum Zweck hatte, und eine besondere mehr poetische für jede Nation, in der Landessprache. Zwiefach war daher auch das Bemühen der ersten großen Beförderer der Geistesentwicklung des neuern Europa, des gothischen Theodorich, Karls des Großen, und Alfreds: eines Theils die ganze Erbschaft, aller der in der lateinischen Sprache überkommenen Kenntnisse, unversehrt zu erhalten und allgemein nutzbar anzuwenden, und andern Theils die eigene Volkssprache, und durch sie auch den Geist der Nation zu bilden, die dichterischen Denkmahle zu erhalten, die Sprache aber regelmäßiger zu bestimmen, und durch Uebung auch in wissenschaftlichen Gegenständen vielseitiger anwendbar zu machen. Der poetische, schöpferische, nationale Theil der Literatur des Mittelalters ist für uns der anziehendste und fruchtbarste, indessen darf doch auch der lateinische Theil nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden; denn er ist das Band, durch welchen das neuere Europa mit der Vorwelt zusammenhängt.

Suchen wir den innern Zusammenhang und die geistigen Anknüpfungspunkte aller in diesem Werke umfaßten großen Haupt-

sphären der menschlichen Geistesbildung und Literatur noch auf eine andere Weise anschaulich zu machen. Die Griechen sind und bleiben unser Vorbild in aller Kunst und Wissenschaft; die Römer dagegen bilden nur den Uebergang zwischen dem Alterthum und der neuen Welt, doch galten sie dem Mittelalter zugleich auch als nächste Quelle, bis jenes höhere und entferntere Vorbild erst später wieder gefunden ward. Das nordische Naturgefühl, so wie es sich einestheils in der alten Sage, die selbst im Christenthum blieb, und nur in neuer Form wieder auferstand und anderntheils in der germanischen Lebenseinrichtung zwiefach ergoß, wurde die Wurzel, aus welcher das Gebilde des neuen Geistes der abendländischen Völker emporwuchs. Das Christenthum aber, nicht bloß an sich, sondern auch in seiner schriftlichen Abfassung, oder das Evangelium, ist das Licht von oben gewesen, durch welches jene andern Elemente, neu verklärt und auch für die Kunst und Wissenschaft in Eins gestaltet worden sind. Wir müssen hier des neuen Testaments um so mehr gedenken, da der literarische Einfluß desselben für das Mittelalter und selbst für die neuere Zeit durch Inhalt und Form nicht bloß in der Moral und Philosophie, sondern auch in der Kunst und Poesie, unberechenbar groß gewesen ist. Durch dieses göttliche Licht von oben, welches das Evangelium in seiner Einfalt und Klarheit in die Welt gebracht hat, wird der künstlerische Verstand und philosophische Scharfsinn der Griechen, der praktische Weltverstand der Römer, und der prophetische Tiefsinn der Hebräer erst zu einem vollständigen Ganzen wahrhafter Erleuchtung und Einsicht für das Leben wie für die Wissenschaft vollendet und beschlossen. Die Bibel, welche wir nach ihrer innern Structur und dem organischen Zusammenhang der einzelnen Glieder und Theile derselben, als Ein Gebilde und göttliches Ganzes schon oben, so weit der hebräische Antheil desselben reicht, zu betrachten suchten, wird als solches, und als Ein Buch wahrhaft und völlig erst durch das neue Testament vollendet. Ein Buch, wie es in Wahrheit genannt werden muß, obwohl, wunderbarer Weise, aus zwei und siebenzig einzelnen Büchern, fünfmahl neun des Alten, dreimahl neun des Neuen Bundes, als

eben so vielen Lebensgliedern und Geistes = Organen, oder auch Glaubens = Sternen und Lichtpunkten des ganzen Gottes = Gebildes bestehend. Es ist auch das neue Testament wie das alte, in einigen der dazu gehörigen Bücher zunächst auf das ewige Wort des Lebens, in andern auf die göttliche Glaubensgemeinde und Kirche gerichtet, und sich beziehend. Jenes Geheimniß der Liebe, wie das ewige Wort zur bestimmten Zeit in der Mitte der welthistorischen Entwicklung persönlich geworden, und auf Erden erschienen ist, schildert das Evangelium in einem vierfachen Abdruck; nach der gleichen Vierzahl, in welcher auch im alten Bunde die Cherubim an der Arche das Geheimniß der Verheißung bewachten, oder wie die vier Lebensströme aus einer Quelle im Paradiese sich ergossen, und wie für jede Offenbarung der göttlichen Herrlichkeit diese Vierzahl nach allen Weltgegenden und Dimensionen ihrer sichtbaren Ausbreitung die wesentliche Form bildet; so daß man wahrlich über diejenigen erstaunen, und sich wohl wundern muß, welche sich in diese so höchst natürliche und kaum anders denkbare Vierfachheit des Evangeliums nicht finden können, oder gar einen Anstoß daran nehmen, den sie wie ein seltsames Problem, in ihrer gewöhnlichen Weise, durch irgend eine scharfsinnige Hypothese lösen, und natürlich erklären möchten. Was im Moses und in den Psalmen noch getrennt ist, nämlich die Offenbarung, die bildliche Geschichte und bildliche Lehre vom Worte, und die Begeisterung und das lebendige Gefühl desselben; das ist im Evangelio vereint beisammen, welches uns das menschgewordene Wort in seinem Leben schildert. Die übrigen Bücher des neuen Testaments aber gehen zunächst auf die christliche Gemeinde und göttliche Kirche, indem sie uns die erste Gründung und Ordnung derselben in der Apostolischen Geschichte berichten, dann ihr gegenseitiges Wirken und vereintes Leben in liebevoller Lehre und gläubiger Hoffnung in dem ganzen Cyklus der mannichfachsten Episteln schildern, und endlich auch noch die künftigen Schicksale derselben, durch alle Zeiten ihrer fernern Entwicklung in der Apokalypse hinstellen. Was in den Propheten des alten Bundes noch ungesondert beisammen ist, die heilbringende Lehre aus dem Geiste, und die warnenden Gesichte des

Geistes, die klare Lebensvorschrift, und die verhüllte Weissagung, das ist hier in den Episteln und in der Apokalypse abgesondert entfaltet, wie sich überhaupt die Schriften des alten und des neuen Bundes überall entsprechen, und gegenseitig ergänzen. Der Prophet des neuen Bundes macht den vollständigen Schluß für das ganze Gotteswerk, und dieses geheimnißvolle Buch der Zukunft bildet nebst der Genesis oder der Offenbarung des Anfangs, die andere Handhabe für die heilige Arche der Schrift, in deren Umkreis das vierfache Evangelium den lichten Mittelpunkt des Ganzen bildet, zu welchem aber Anfang und Ende den eigentlichen Schlüssel des tieferen Sinns enthalten; so daß, wem diese beiden Handhaben des ersten und letzten Buches der Bibel noch ganz fremd oder völlig dunkel wären, sein Urtheil lieber zurückhalten, und in redlicher Unwissenheit stillschweigen sollte, wo von einem wissenschaftlichen Verständniß der Offenbarung in ihrem Ganzen die Rede ist. In Form und Schreibart ist das neue Testament allerdings ungleich einfacher als das alte, und schon durch diese eigenthümliche Sprache der Einfalt, in welcher der göttliche Tiefsinn sich hier in reinster Kindesklarheit ausspricht, ist das wundervolle Volksbuch, wie man es wohl in gewissem Sinne nennen darf, von dem entschiedensten Einfluß gewesen für die ganze Folgenreihe der nachherigen Geistesentwicklung, und aller neuern christlichen Belehrungs- und Darstellungsformen. Der Geist der Allegorie ist übrigens im neuen Testament nicht minder vorwaltend als im alten; besonders ist die eine besondere Art derselben, welche Parabel genannt wird, obwohl sie auch schon im alten Testamente vorkommt, hier am mannichfachsten angewandt und entwickelt, und begründet recht eigentlich die kindliche Lehrart des Evangeliums. Wenn der Spruch die natürliche Form ist für jegliche göttliche Offenbarung im einfachen Ausdruck des ewigen Wortes, als das niedergeschriebene Fiat, so ist die Parabel dagegen die menschliche und bildliche Einkleidung und Entfaltung des einfachen göttlichen Lehrspruchs. Es ist aber keine willkührliche, oder künstlich gesuchte Dichter-Allegorie, oder eine tiefsinnig verborgene Natursymbolik, sondern eine aus dem Leben und dessen gewöhnlichen Erscheinungen hergenommene Volks-Allegorie, in welcher sich hier

der göttliche Geist, und die ewige Wahrheit, wie in ein kindlich einfaches Gewand einschließt. Es hat auch die einfache Parabel, so wie sie in der Bibel angewandt und gebraucht wird, einen ganz eigenthümlichen göttlichen Stempel, der sich nicht nachbilden, noch erkünsteln läßt. Vorzüglich in diesen kindlichen Gleichnissen und sinnbildlichen Volksgeschichten und Parabeln ist das Evangelium Urbild für alle spätern Legenden geworden, so wie diese wiederum die Quelle und Vorrathskammer aller christlichen Kunst gewesen sind, zunächst der bildenden, dann aber auch der Poesie. Indessen dürfen wir über dieser kindlichen Einfalt im Vortrage des neuen Testaments doch nie die innere Erhabenheit des göttlichen Verstandes, der darin niedergelegt ist, verkennen oder übersehen. Wie aus der zornigen Löwengeberde, mit der uns die Flammenschriften des alten Bundes mehrentheils entgegentreten, im tiefsten Kern des innern Sinns und Herzens, doch die fromme Lammesgestalt der duldenden Liebe emporsteigt; so erhebt sich in den Schriften des neuen Bundes, aus dem demuthsvollen Lammsgewande der kindlich einfachen Lehre, auch wiederum der Adler empor, als höheres Sinnbild der ewigen Anschauung Gottes. Und hier auf diesem Standpunkte tritt nun eigentlich jene schon oben erwähnte dritte und höchste Auslegung und Erkenntniß der heil. Schrift ein, nach dem geheimnißvollen Verständniß der mit Gott vereinigten Seele, wo es das ewige Wort selbst ist, welches sich in seinem eignen Lichte erfaßt und vernimmt. Denn alle Lehre und Erkenntniß vom lebendigen Worte, kann ja nach der dreifachen Geburt des Wortes, der geschichtlichen, ewigen und der innerlichen in der Seele, auch in der gleichen dreifachen Beziehung erfaßt, verstanden und ausgelegt werden. In jener höchsten Erkenntnißweise aber wird das Wort nun nicht mehr nach einem bloß menschlichen Verstande getheilt und zerstückt erfaßt, sondern, wieder ganz und lebendig geworden, wirkt es in den Wissenden als Wort des Lebens und bringt auch Früchte des Lebens hervor. Da verschwindet sodann jener mehrfache Sinn der Schrift, wie er auf den ersten Stufen der annähernden Erkenntniß gesondert erhalten werden muß, und geht, nachdem das Ziel gefunden ist, für das Wesentliche wieder über in den einfachen

Sinn der mit Gott vereinigten Seele, nach dem eignen vollen Lichte des lebendigen Worts, welches in der Schrift selbst als das ungeschriebene ewige Evangelium bezeichnet wird, durch welches auch das, was noch früher verschlossen blieb, wenn die Zeit gekommen ist, entsiegelt werden soll.

Wir nehmen jetzt den historischen Faden wieder auf, der uns auf den Gang und Zustand der Geistescultur in der spätern Römerzeit geleitet hat.

Die letzten Schicksale der noch lebenden lateinischen Sprache, die auf die Entwicklung und den besondern Charakter der aus ihr entsprungenen romanischen Sprachen, ja überhaupt auf den poetischen Geist des Mittelalters so vielen Einfluß gehabt haben, waren folgende. Mit der Uebersetzung der Bibel in die römische Sprache begann eine ganz neue Epoche derselben, eine späte und in mancher Beziehung reiche Nachblüthe der lateinischen Literatur. Seitdem die alte classische mit Trajan erloschen war, finden wir bis auf die christlichen Schriftsteller im vierten und fünften Jahrhundert einen beinahe allgemeinen Stillstand; kaum ein oder das andere Werk in Römersprache, und auch diese nicht bedeutend. Daß bessere und wichtigere verloren gegangen wären, davon ist kein Zeugniß vorhanden. Die Griechen hatten wieder ganz die Oberhand. Wenn in den genannten Jahrhunderten, neben der christlichen, zugleich auch wieder einige der heidnischen Parthei angehörige bessere neue Schriftsteller in Geschichte und Dichtkunst hervortraten; so ist dieß doch vielleicht dem erregten Wetteifer, gewiß aber dem ganz neuen Aufschwung zuzuschreiben, welchen das Christenthum und dessen Vertheidiger und Verkündiger der Sprache und der Literatur gegeben hatte. So war es also wieder ein Anstoß von außen und fremde Nachbildung, was den römischen Geist zu einer ihm eigentlich fremden Geisteskunst und Sprachbildung erweckte. An und für sich hätte diese Nachbildung des orientalischen Ausdrucks, deren Spuren die lateinische Sprache nun für alle folgenden Zeiten behielt, derselben auch wohl günstig sein können, von einigen Seiten selbst vortheilhafter, als die Nachbildung der griechischen Dicht- und Redekunst in der classischen Zeit, welche immer große Mängel

und Unbequemlichkeiten mit sich führte. Die äußerst kunstreiche periodische Verflechtung der Prosa, welche der griechischen Sprache gewissermaßen natürlich geworden war, blieb der römischen eigentlich immer fremd. Einige wenige der allervortrefflichsten römischen Schriftsteller haben diese Schwierigkeit überwunden und sind zu einer einfachen edlen Wortstellung gelangt; andere aber, auch sehr gute Schriftsteller sehen wir in dem Kampf mit der fremden Form erliegen, und sich in dem kunstreichen labyrinthischen Periodenbau, der dem griechischen ähnlich sein soll, verwickeln und verwirren. So erscheinen auch die römischen Dichter, wenn sie sich den reichen Schmuck der griechischen Muse aneignen wollen, oft gezwungen, gelehrt und dunkel. Selbst die den Griechen abgelernte Verskunst war, den einzigen Hexameter und allenfalls die Elegie ausgenommen, schwerlich in den Ohren des Volks wirklich einheimisch und lebend geworden. Besonders die künstlicheren Sylbenmaße scheint dieß getroffen zu haben, und es mag ein Grund gewesen sein, warum Horaz, der uns so anspricht, von den Römern der unmittelbar nach ihm folgenden Zeit nicht so allgemein gefühlt und bewundert wurde, ja zum Theil fast unbekannt und vergessen blieb. Der römischen Sprache, die ursprünglich nur durch wenige bloß patriotische Heldenlieder bereichert, in der Rechtsübung und Rechtsgelehrsamkeit, überhaupt aber ganz und gar im praktischen Gebrauch zu den Geschäften des Kriegs, wie des Friedens aufgewachsen und groß geworden war, fehlte es bei dieser ganz prosaischen Entstehung und Beschränkung vorzüglich nur an poetischer Kühnheit, und ihre alte Einfalt auch in der Wortstellung konnte sie ohne die nachtheiligste Wirkung nie verlassen. In beiden Rücksichten hätte ihr, wenn nicht andere Ursachen schädlich eingewirkt hätten, eine Annäherung zu der orientalischen Erhabenheit nicht anders als vortheilhaft sein können, besonders wo diese Erhabenheit, wie in den heiligen Schriften der Hebräer, durchgängig mit edler Einfalt gepaart ist. Um die Wirkung anschaulich zu machen, welche diese Nachbildung der hebräischen Sprache und Dichtkunst, und die Uebersetzung der heiligen Schriften, nicht sowohl ganz vollständig gehabt hat, als hätte haben können, wenn die Entwicklung übrigens ungehindert

fortgegangen wäre, berufe ich mich auf die lateinische Uebersetzung der Psalmen, welche noch aus der ersten sogenannten italischen Uebertragung herrührt. Ich berufe mich auf das Gefühl aller derer, welche die alte Hoheit und edle Kraft der Römersprache zu empfinden und zu schätzen wissen, ob sie dieselbe nicht noch ganz hier wiederfinden. Ich möchte fast bezweifeln, ob in der römischen Sprache irgend eine Nachbildung griechischer Dichtkunst in dem Grade je gelungen sein möge und solche Begeisterung athme, als diese Uebersetzung der heiligen hebräischen Gesänge, wo die Sprache und Wortstellung dabei durchaus einfach und edel ist. Selbst von Seiten des musikalischen Wohllauts zeigt sich hier die lateinische Sprache in einer Vortrefflichkeit, welche die Meister der Tonkunst bis auf unsere Zeiten vorzüglich bestimmt hat, dieser alten Sprache, selbst vor ihrer Tochter, der italienischen, für die höhere Musik den Vorzug zu geben. Wenn aber gleichwohl die lateinische Sprache auch noch vor dem Einbruch der germanischen Völker zu entarten und zu verwildern anfing, so lag der Grund darin, daß jetzt die Provinzialen mehr und mehr die Oberhand bekamen. Rom, wenn auch statt der sonstigen Weltherrschaft, immer noch in den kirchlichen Angelegenheiten der Mittelpunkt der gebildeten Welt, hörte jetzt mehr und mehr auf, es für den Geschmack und in der Sprache zu sein, war es wenigstens nicht mehr in dem Maaße, wie in der früheren Zeit; besonders seitdem Constantin den Sitz des Reichs nach Byzanz verlegt hatte. Schon unter den ersten Caesaren haben viele geglaubt, an denjenigen römischen Schriftstellern, welche geborne Spanier waren, etwas Besonderes zu bemerken; als ob es sich fühle, daß die lateinische nicht eigentlich ihre Muttersprache war. Man hat die Antithesen des Seneca, und den Schwulst des Lucan mit dem ähnlichen Geschmack einiger neueren spanischen Schriftsteller zusammengestellt. Wie viel mehr mußte das jetzt der Fall sein, da unter den ersten christlichen Schriftstellern in lateinischer Sprache die meisten Afrikaner waren, späterhin viele Gallier. Es müssen sich in den verschiedenen Provinzen des weiten römischen Reichs wohl schon früh mancherlei romanische Mundarten gebildet und abgesondert haben. Selbst in Italien war die Sprache des Land-

volks wahrscheinlich sehr beträchtlich verschieden von der, welche geschrieben, und wie sie in der Hauptstadt geredet wurde. Von dieser romanischen Volkssprache in Italien, der sogenannten lingua rustica, leiten die italienischen Sprachforscher den Ursprung ihrer neuen Mundart vorzüglich ab, mehr als selbst aus der Veränderung, welche durch die germanische Einmischung verursacht ward. Rom selbst indessen, wie es von Anfang nicht bloß der hauptsächliche, sondern vielleicht der einzige Sitz der Sprachreinheit war, mag diesen Vorzug, wenn auch in weit geringerem Grade als ehedem, noch am längsten behauptet haben. Unter den christlichen Schriftstellern in römischer Sprache war der, welcher sich durch eine kraftvolle Beredsamkeit am meisten auszeichnete, der heil. Hieronymus, zwar nicht in Rom geboren, aber doch ganz da gebildet. So wenig auch die Sprache des fünften Jahrhunderts die des Cicero ist und sein kann, so zeigt sich doch in seinem Styl noch die rechte Kraft der alten Latinität und Römersprache, auch durch classischen Geist gebildet. Eine große Veränderung aber mußte mit der Sprache vorgehen, als die Gothen in beträchtlicher Anzahl in Italien, und selbst in der Hauptstadt sich ansiedelten, lateinisch von so vielen gesprochen und geschrieben wurde, denen es eine fremde Sprache war und blieb. Wenn auch noch keine eigentliche Mischung der Sprachen entstand, so ward dieselbe doch so weit alterirt, daß selbst der geborne Römer sich nur durch Zwang und eine besondere Sorgfalt in der Reinheit des Ausdrucks, die sonst Natur war, erhalten konnte. Diesen Charakter nimmt man an den Schriftstellern unter dem gothischen König Theodorich wahr, den letzten, die man noch zum Alterthum zählen kann, und welche schon den Uebergang zum Mittelalter machen.

Ueberhaupt mußte die Einführung des Christenthums, ungeachtet der nachherigen wohlthätigen Folgen, fürs erste, wie jede große Neuerung, eine gewisse Unterbrechung in der Kunst und Literatur hervorbringen. Weniger jedoch in der Kunst, besonders in der Baukunst; was noch von den schönen Formen derselben vorhanden war, das ward jetzt zu dem Zweck des neuen Gottesdienstes angewandt, freilich ganz anders geordnet und zusammengesetzt, wie bisher, weil auch das Bedürfniß und die Idee des christlichen

Gottesdienstes eine ganz andere und neue war. Wie einst die ältern Griechen aus solchen Elementen, die schon vor ihnen, von Aegyptern und andern angewandt worden waren, nach einer ihnen eigenthümlichen Idee von Schönheit eine neue und wahrhaft griechische Baukunst gebildet hatten, so ward jetzt aus den noch vorhandenen schönen Formen dieser griechischen Baukunst ein neuer und eigenthümlich christlicher Styl derselben zusammengesetzt. Wie bald dieses geschehen sei, beweist die Erbauung der bewunderten Sophienkirche zu Constantinopel unter Justinian, deren Meister Anthemius, auch wissenschaftlicher Bearbeiter und theoretischer Schriftsteller über seine Kunst war. Wie unrichtig es sei, die altdeutsche Baukunst des Mittelalters überhaupt und ohne Unterscheidung der Epochen gothisch zu nennen, ist schon oft bemerkt worden; indessen haben allerdings die Gothen zur Zeit ihrer Herrschaft in Italien auch einige Denkmahle eigner Bauart hervorgebracht und hinterlassen. Eben so unmittelbar und leicht war auch wohl die Uebertragung der alten Musik, besonders der edelsten und einfachsten Gattung derselben, auf den neuen Gebrauch christlicher Gesänge, die sich nachher von den Tönen der Orgel getragen, so reich entfalteten, und wie in stolzen Gebäuden der Harmonie erhoben. Größer muß der Abschnitt und die Unterbrechung in der bildenden Kunst gewesen sein. Die Götterbilder, so lange sie noch als solche, und nicht bloß als Kunstwerke betrachtet wurden, waren unstreitig ein Gegenstand der Abneigung für die ältern Christen. Die Abbildung aber der besondern, von den Christen verehrten Gegenstände, mag wohl geraume Zeit nur als Andenken oder Sinnbild werth geachtet, und bloß für das Bedürfniß der Andacht behandelt worden sein, ohne allen Anspruch auf eigentliche Kunstforderungen oder höhere Schönheit, die sich erst viel später entwickelten. Noch größer und am allergrößten mußte die Unterbrechung in der Poesie sein. Zwar fuhren auch jetzt noch Einige fort, die Gegenstände der alten Götterlehre dichterisch zu behandeln. Nachdem aber diese Gegenstände durch vielfältige Behandlung schon erschöpft, die alte Götterwelt erloschen war, konnte auf diesem Wege nichts weiter zu Stande kommen, als höchstens eine leidliche Nachahmung, ein schwacher Nachhall der alten und

unerreichbar gewordenen Werke. Die Versuche zu einer eigenthümlich christlichen Dichtkunst waren wohl glücklich in der lyrischen Gattung, in Liedern und Hymnen, weil diese das Erzeugniß eines eignen unmittelbaren Gefühls sind, und weil sie für den Ausdruck an den hebräischen Gesängen ein natürliches Vorbild fanden. Die größern Versuche aber, das Christenthum poetisch darzustellen, fielen, wie auch oft noch später geschehen, nicht glücklich aus; weil die von den alten Dichtern entlehnte Form für diese Gegenstände nicht paßte, und es also nur eine todte Zusammensetzung blieb und eine bloß metrische Einkleidung, ohne Leben und ohne den Geist der Poesie.

Diesen erhielt das neuere Europa aus der andern nordischen Quelle seiner Bildung. So früh als nur die Römer der germanischen Völker erwähnen, unterlassen sie auch fast nie, der besonderen Liebe derselben zur Poesie zu gedenken. Verloren sind freilich die Lieder, welche Hermanns Thaten besangen, verschollen sind die weissagenden Gesänge, durch welche die Seherin Velleda die deutschen Batavor zu dem Freiheitskampf begeisterte, den sie jetzt, nachdem sie erst selbst unter römischen Fahnen gegen die andern noch freien Deutschen mitgefochten hatten, endlich für sich allein unternahmen; zu spät für ein vollkommnes Gelingen. Zwar konnte die deutsche Götterlehre bei den christlich gewordenen Völkern als solche auch nicht bestehen. Das Wesentliche derselben aber für die Dichtkunst, die innere dichterische Kraft, erhielt sich in den historischen Heldengedichten, und als diese in späteren Zeiten durch feinere Sitten gemildert, durch den Geist der Liebe und Andacht verschönt und veredelt, bald auch kunstreicher dargestellt wurden, so entstand jene Ritterpoesie, welche in dieser Gestalt dem neuern christlichen Europa ganz eigenthümlich ist, und auf den Nationalgeist der edelsten Völker so große Wirkungen hervorgebracht hat.

Solche historische Heldengedichte sind unter den christlich gewordenen deutschen Völkern zuerst bei den Gothen entstanden. In Attila's Zelt wurden gothische Heldenlieder gesungen, und an Theodorichs Hofe waren sie vorhanden, selbst die lateinischen Schriftsteller aus dieser Zeit berufen sich auf sie, und haben vieles

aus ihnen, was nur Poesie und Heldensage ist, besonders aus der ältern Vorzeit ihrer Volksgeschichte, in Prosa aufgelöst, als Geschichte gegeben. Der Ruhm des königlichen Geschlechts der Amalungen und aller Helden dieses Stammes, scheint in diesen Liedern besonders gefeiert worden zu sein, und in der Folge sind Attila und Theodorich selbst Gegenstand ähnlicher Lieder geworden, wie später Karl der Große.

In dem noch vorhandenen Denkmahl der gothischen Sprache, der Bibel des Ulphilas, hat dieselbe schon eine nach Verhältniß sehr regelmäßige Ausbildung. Diese Bibelübersetzung war ursprünglich für die Gothen in den Ländern an der Donau bestimmt. Aus einigen Urkunden erhellt, daß die Gothen in Italien genau dieselbe Mundart redeten; von Theodorich wird ausdrücklich gemeldet, daß er Geistesbildung und Unterricht in beiden Sprachen, der lateinischen wie der eignen gothischen befördert habe. Dieses setzt voraus, daß wesentliche Bücher des Unterrichts, etwa wie später von Alfred in sächsischer Sprache, auch damals in gothischer übersetzt oder abgefaßt wurden. Nach der Art, wie der lateinische Geschichtschreiber Jornandes jene gothischen Heldenlieder anführt und benützt, möchte man wohl glauben, daß er, oder vielmehr der, welchen er ausschreibt, nicht bloß aus dem Gedächtniß von Liedern redet, die er gehört hatte, sondern, daß sie auch schriftlich an Theodorichs Hofe vorhanden waren. Es läßt sich dieses um so eher annehmen, da der Ruhm des königlichen Geschlechts der Amalungen und aller Helden dieses Stammes in diesen Liedern, wie es scheint, besonders gefeiert wurde. Mit der gothischen Nation ist auch die Sprache derselben erloschen, sammt allen Denkmahlen derselben, die sich einer Nachricht zufolge in Spanien noch bis in späte Zeit erhalten haben sollen, wo sich die Gothen am längsten behauptet hatten, und wo man auch stolz darauf war, das Geschlecht der Könige von ihnen ableiten zu können. Dagegen behauptet wird, daß in Italien manche Urkunden aus jener alten Zeit vernichtet worden, weil sie den longobardischen oder gothischen Ursprung solcher Familien bewiesen, welche sich statt jenes wahren Adels, lieber eine römische Abkunft erdichten wollten.

Die deutschen Bardenlieder, welche Karl der Große hat sam-

meln und aufschreiben lassen, können nach dem ganzen Verhältniß der damaligen Zeit und Denkart keine andern gewesen sein, als ähnliche historische Heldengedichte aus der schon christlichen Zeit der Völkerwanderung. Da nun, obwohl in viel späterer Gestalt, noch Heldengedichte in deutscher Sprache vorhanden sind, in denen Attila, Odoaker, Theodorich, das Geschlecht der Amalungen gefeiert werden, zusammen mit andern fränkischen und burgundischen Helden, welche entweder die Sage oder selbst die Geschichte in dieselbe Zeit mit jenen versetzt; so darf man wohl nicht bezweifeln, daß sich zwar nicht der Form, aber dem Inhalt nach, einiges aus den gothischen Heldengedichten, vieles aus denen, die Karl, wie einst Solon den Homer, sammeln und ordnen ließ, noch erhalten hat in dem Nibelungen=Liede, und in den übrigen zu dem sogenannten Heldenbuche gehörigen Stücken.

Die Voraussetzung, daß diese von Karl gesammelten Gedichte, Lieder von Hermann oder von Odin gewesen seien, daß sie überhaupt der heidnischen Vorzeit und der Götterlehre der alten Deutschen angehört haben möchten, konnten nur bei denen Glauben finden, welche mit dem Geiste jenes Zeitalters nicht hinreichend bekannt waren. Es läßt sich aber noch ein Zeugniß anführen, wodurch dieß völlig bestimmt und entschieden wird. Die noch vorhandene Eidesleistung, durch welche der Sachse, wenn er sich zum Christenthum bekannte, dem Heidenthume entsagen mußte, lautete wörtlich so: „Ich entsage allen Teufels=Werken und Worten, Thunaer, (d. h. dem Donnergott oder Thor,) und Wodan, und Sachsen Odin, und allen Unholden, die ihre Genossen sind.“ *) Es wird diese Formel dem achten Jahrhundert zugeschrieben, noch vor Karls Zeit; doch für die damahlige Denkart macht das keinen Unterschied. Noch unter Karls Zeiten ward Odin in Sachsen verehrt, und auf dem Harz, zu Odin, um Sieg gegen Karl gebethet. Wie kann man nun glauben, daß er bei solchem Verhältniß heidnische

*) Andre Gelehrte, wie A. W. von Schlegel, erklären jedoch die Stelle anders, und bezweifeln selbst die Richtigkeit der Lesart. Mir scheint sehr bedeutend, daß eben drei heidnische Götter hier genannt werden, worin ich auch einen neuen Grund der Bestätigung für obige Abtheilung der Lesart finde, welche vor allen Dingen eine neue und sorgfältigere Prüfung verdiente.

Lieder von Hermann oder Odin habe sammeln lassen? Aus jener Eidesformel folgt aber noch eine andere wichtige historische Wahrheit, daß nähmlich Odin von dem Wodan durchaus verschieden, und daß Sachsen als sein eigentliches Vaterland betrachtet wurde. Selbst die skandinavischen Sagen und Geschichten, ungeachtet sie ihn sich ganz zueignen möchten, sind doch auch eingeständig, daß Odin erst König in Sachsen gewesen, und von da nach Schweden gekommen sei, dort Sigtuna erbaut, und sein Reich gegründet habe. Damit stimmt das Zeugniß der Angelsachsen überein, deren Könige ihr Geschlecht gleichfalls von Odin ableiteten, wie denn noch Alfred in gerader Linie von ihm abstammte. Diese angelsächsische Genealogie scheint so historisch bewährt zu sein, die Uebereinstimmung der beiden von einander unabhängigen Zeugnisse ist so merkwürdig und viel beweisend, daß ich der Meinung derjenigen beistimme, welche diesen Odin für eine historische Person halten, wo er alsdann etwa in das dritte Jahrhundert und in eine Zeit fallen würde, in welcher die Römer zu schwach zum Angreifen, von dieser Seite aber auch noch nicht von den Deutschen bedroht, von dem, was in dem innern nördlichen Deutschlande vorging, wohl weniger Kunde als jemahls, vielleicht durchaus gar keine hatten. Dieß erklärt, warum Odins Nahme, der in Sachsen und im Norden so groß war und Alles überglänzte, den Römern unbekannt blieb. Wir müssen uns den Odin demnach denken, als einen Fürsten, Eroberer, Helden, der zugleich Dichter war, und als solcher durch weissagende Gesänge in der Götterlehre manches veränderte und erneuerte, entweder allein oder zugleich mit andern zu demselben Zweck mitwirkenden Priestern, Sehern und Dichtern, und der als der Stifter, zwar nicht einer neuen Götterlehre, aber doch einer neuen Epoche derselben, als Held und Seher, dem auch große Zauberkraft und Kunst beigelegt ward, nachgehends selbst vergöttert worden ist. Daß jener Odin erst aus Asien nach Sachsen gekommen sei, ist eine skandinavische Sage, oder vielmehr Auslegung, welche in jene Zeit des historischen Odin durchaus nicht paßt. Auch durch die Kriege des Pompejus gegen die Kaukasischen Völker, oder durch die Erschütterung, welche der Sturz des Mithridates bei seinen

weithin im Norden verbreiteten Bundesgenossen hervorgebracht haben mag, läßt sich hier keine haltbare Anknüpfung begründen; da sich in den ersten Nachrichten und Beschreibungen der classischen Schriftsteller von Germanien noch gar keine Spur findet von allem, was sich auf den jüngern, geschichtlichen Odin und seinen neuen Götterdienst irgend beziehen könnte. Die skandinavischen Sammler sahen sich, um ihre Sagen mit den geschichtlichen Zeugnissen einigermaßen in Uebereinstimmung zu bringen, genöthigt, mehr als einen Odin, und eine Zusammenschmelzung des jüngern mit einem ältern anzunehmen. Von einem solchen ältern Odin finde ich in unserm Germanien nur eine einzige Spur bei den alten Schriftstellern, die aber allerdings merkwürdig ist. Tacitus erwähnt einer Sage, daß der wandernde Ulysses auch nach Deutschland gekommen sei, und dort die Stadt Asciburgum erbaut haben solle. Die Alten pflegten bei solchen Zusammenstellungen einen viel bestimmteren Begriff zu haben, als wir voraussetzen. Sie sahen dabei nur auf die allgemeine Idee einer Gottheit oder eines Helden. So nannten sie einen jeden Kriegsgott anderer Völker Mars, einen Gott der Wissenschaft und Kunst, Merkur, besonders wenn die Beziehung auf die Planeten dieselbe war, wobei sie die große Lokalverschiedenheit gar nicht läugneten, aber als das weniger wichtige übersahen. Ulysses war der allgemeine Begriff eines wandernden Helden; ihm selbst oder seinen Söhnen wurden noch im fernen Westen Abentheuer oder Kolonien zugeschrieben. Wo sie nun immer bei den westlichen oder nordischen Völkern, Sagen von eingewanderten Helden der östlichen oder südlichen Welt trafen, da hatten sie gleich ihren Herkules oder Ulysses zur Hand, woran sie jene fremde Nationalsage anknüpften. Die Erinnerung ihres Ursprungs und ihrer ersten Einwanderung aus Asien war bei den nordischen Völkern nicht ganz erloschen. Eine Sage dieser Art, von einem aus fernen Landen eingewanderten Helden nach Deutschland, mußte also zu Tacitus Zeit noch bekannt sein, und es ließe sich glauben, daß selbst der Nahme dieses ältern Odin, wenn die deutsche Sage ihn so nannte, den Römer an den griechischen Odysseus erinnert, und um so mehr auf die gewaltsame Zusammenstellung geleitet

habe. Den mannichfaltigen Angaben und zum Theil verworrenen Sagen und sich widerstreitenden Meinungen von dem jüngern unzweifelhaft historischen Odin ließe sich wohl noch mit der meisten Wahrscheinlichkeit die Vermuthung unterlegen, daß derselbe von den Gothen, deren Wohnsitze sich bis in die Gränzen von Asien erstreckten, ausgegangen sei; vielleicht zu der Zeit, als auch das Christenthum schon Anhänger bei ihnen zu finden begann, womit doch wohl nicht alle zufrieden sein mochten, so wenig als mit dem stäten Hindrängen in das römische Land und Leben, wodurch die väterliche Sitte nothwendig verdrängt werden mußte; daß mithin Odin, als Held und Fürst, als Sänger, Seher und Priester, Anhänger und Erneuerer der alten Göttersage und nordischen Mysterien zurück nach dem innern Norden und Germanien gezogen sei, dort in Altsachsen ein Reich gestiftet, endlich aber in Schweden seine Heldenlaufbahn beschlossen habe.

Die geschichtlichen Lieder und Heldengedichte sind übrigens gewiß auch bei den gothischen und germanischen Völkern, ehe es ausdrücklich angeordnet ward, in den ältern Zeiten niemahls niedergeschrieben worden, weil es gegen den Geist solcher Lieder, und die Gewohnheit der Sänger ist; auch in solchen Zeiten nicht, wo die Deutschen schon mit den Römern lange im Verkehr, in vielen Ländern unter ihnen, und gemeinschaftlich mit ihnen lebend, Buchstaben und Schreibmaterialien von den Römern leicht hätten erhalten können. Anders aber dürfte der Fall sein mit den weissagenden Gesängen, deren Odins Götterlehre viele erzeugte und vieler bedurfte. Zu diesen glaube ich wohl, daß auch Buchstaben angewandt worden. Ich habe bei einer andern Gelegenheit die Meinung geäußert, daß die germanischen Völker, auch ehe sie von den Griechen und Römern vielfältig schreiben lernten, mit der Buchstabenschrift nicht ganz unbekannt waren. Man hat dieß bezweifelt; ich werde also die Gründe, warum ich dieses für wahrscheinlich halte, zugleich aber den allerdings sehr beschränkten Gebrauch angeben, der, wie ich glaube, von der Kenntniß der Buchstaben gemacht wurde. Das Alphabet der Runen, so wie wir es haben, ist allerdings schon aus späterer Zeit; mehrere Buchstaben sind ganz die römischen. Allein andere sind grund-

verschieden und lassen sich durch keine Entartung daraus ableiten. Eine eigenthümliche Anordnung und Benennung der Buchstaben, selbst die Mangelhaftigkeit des ganzen, ursprünglich nur sechzehn Buchstaben enthaltenden Alphabets scheinen eben so viele Beweise, daß es ein eignes und nicht erst von den Römern entlehntes war. Selbst in dem ungleich vollkommneren Alphabet, welches die Gothen und Angelsachsen nachher von Griechen und Römern annahmen, sind noch Spuren von jenem ältern Runen-Alphabet. Daß dieses allen, oder doch mehreren germanischen Völkern gemeinschaftlich war, beweisen Runen-Inschriften, gefunden in den entlegensten Gegenden, wohin nur immer gothische oder andere deutsche Völker gekommen sind. Woher sollte denn aber der Norden und die Deutschen die Runen wohl empfangen haben, wenn nicht von Griechen und Römern? Hier biethet sich, wenn man eine solche Herleitung aus der Fremde durchaus verlangt, eine solche dar, die nicht unwahrscheinlich zu nennen ist. Die Phönicier, welche so vielen andern Nationen ihr Alphabet gegeben, was sich aber überall nach Art der Sprache und des Schriftgebrauchs sehr verschieden gestaltete, waren lange Zeit ganz im Besitz des Handels im baltischen Meere. Historisch gewiß ist, daß mehrere am baltischen Meere anwohnende germanische Völker, ungleich cultivirter waren, als die gegen die Römer hinwohnenden kriegerischen Gränzvölker am Rhein. Hier am baltischen Meer war auch der ursprüngliche Sitz jenes geheimnißvollen Dienstes der Hertha, welchen uns Tacitus allerdings als eine Art von Mysterien schildert. Ich finde wahrscheinlich, daß die Runen vorzüglich nur solchen Priesterverbindungen bekannt gewesen seien und gedient haben. Daß sie von Alters her zum magischen Gebrauch angewandt worden, dafür gibt es so viele Beweise, daß es gar nicht bezweifelt werden kann. Mit hölzernen Stäben, die dazu ausgesucht und eingeweiht waren, wurde die Schrift gelegt, welche den weissagenden oder beschwörenden Gesang begleitete, in welchen die Hauptbuchstaben nach einer gewissen Regel, auch nicht ohne Bedeutung wiederhohlt wurden *). Dieser eigne Gebrauch hat aller-

*) Auf ein weißes Gewand wurden die zuvor bezeichneten Stäbe ausgeschüt-

dings auch die auf den Inschriften noch kennbare Form der Runen bestimmt. So denke man sich den Seher, oder den Priester, zugleich mit dem räthselhaften Gesange, die geheimnißvollen Stäbe und Runen vor dem Hörer oder Lehrling legend, der es lernen sollte, eines durch das andere zu deuten und den Zaubergesang selbst aus den magischen Stäben, die wir noch jetzt von jenem Ursprunge aus, Buchstaben nennen, zu errathen. Wer ganz in der historisch erhellten und gebildeten Zeit daheim ist, der weiß sich selten in die dunklere Vorzeit zu versetzen; daher ihr vieles geliehen und philosophisch angedichtet wird, was nicht so war, und wieder anderes abgesprochen, was sie wirklich besaß.

In Sachsen selbst ward nun nach der Unterjochung durch Karl, die Odins-Götterlehre ausgerottet. Indessen blieben noch bis auf späte Zeiten manche Erinnerungen und Ueberreste davon zurück. Das Landvolk ließ sich seine Frühlingsfeier nicht nehmen; dieß schuldlose und in allen Religionen schöne Fest der Natur ward nun auf den Anfang des Mayen verlegt, wo unter unserm nordischen Himmel die Natur wieder aufgrünt; es schlossen sich manche Gebräuche der Art an das christliche Pfingstfest. Noch jetzt werden in vielen Gegenden des nördlichen Deutschlands, um die Zeit, wenn der Tag am längsten ist, des Nachts große Feuer auf den Bergen angezündet; der alte Gebrauch, dessen Sinn lange verloren ist, stammt wie viele andere ähnliche Gebräuche, und manche Art von Aberglauben noch aus dem nordischen Heidenthum her. Besonders die Berge und Wälder, die alten Wohnsitze des ehemahligen Götterdienstes, umschwebten noch

---

tet, nach der sehr anschaulichen Beschreibung des Tacitus. Germ. cap. x. init. Runa heißt beim Ulfilas, Geheimniß; wovon unser Raunen und Alraune. Von dem magischen Gebrauch dieser Runen bei den heidnischen Normannen spricht auch Rhabanus Maurus, de invent. linguarum, ap. Goldasti Script. rer. Allemann. ed. Senckenberg. tom. II. p. 69. Litteras quippe, quibus utuntur Marcomanni, quos nos Nordmannos vocamus, a quibus originem, qui Theodiscam loquuntur linguam, trahunt; cum quibus carmina sua, incantationesque ac divinationes significare procurant, qui adhuc paganis ritibus involvuntur.

lange diese Erinnerungen. Noch manche christliche Jahrhunderte hindurch, wurden ausgezeichnet große, oder sonst merkwürdige, uralte Bäume, vorzüglich Eichen für heilig gehalten; nicht minder die Esche, dieser magnetische Baum, welchen die Edda als den Urstamm der Natur in ihrer Schöpfungs-Sage aufstellt; in den Gedichten wird besonders noch in spätern Zeiten die duftende Linde als ein zauberischer Baum gefeiert, und bis auf den heutigen Tag dient die Weide in jenen Gegenden zu mancherlei Aberglauben. Ueberhaupt nahm, was von der alten Götterlehre als Erinnerung noch unter dem Volke übrig blieb, nachdem sie ausgerottet war, mehr und mehr die Form eines bloßen Aberglaubens an, und entartete zur Mißgestalt. Von den begeisterten Seherinnen und mächtigen Alraunen der nordischen Vorzeit, blieb nur der Aberglaube an allerlei Beschwörungen und Hexenkünste übrig, und an die Stelle von Odins Walhalla und den daselbst versammelten Helden und Göttergestalten trat in der Fantasie des Volks das Geistergepolter der Walpurgisnacht.

Indessen Odins Götterlehre aber hier im Mutterlande selbst vertilgt ward, fand sie noch lange eine sichere Freistätte in dem skandinavischen Norden, wo sie erst spät und allmählig nach langem Kampfe dem Christenthum wich, und noch in manchen herrlichen Gesängen und Sagen glücklich erhalten, auf uns gekommen ist. So können wir die Poesie des Mittelalters und überhaupt die germanische Denkart bis zu ihrer Quelle verfolgen, die uns allerdings noch in der isländischen Edda strömt. Ihrer jetzigen Abfassung nach fällt sie in die Zeit zwischen Harald Harfagr, wo die Normänner sich auf Island ansiedelten, und den Tod des Snorro Sturleson, und den Untergang der isländischen Freiheit; also in das neunte bis dreizehnte Jahrhundert. In den spätern Stücken findet sich manche Beziehung auf griechische Mythologie, und sogar auf das Christenthum, sei es nun, um die nordische Sage diesem ähnlicher zu machen, oder auch um sie an die Geschichte der alten Völker anzuknüpfen. In den vorzüglichsten Stücken, besonders allen den poetischen der ältern Edda, athmet unstreitig der echte und reine Geist der nordischen Götterlehre. Von der poetischen Seite unterscheidet sich diese von der der

Griechen besonders durch ihre hohe Einheit. Die griechische Götterlehre ist vielleicht zu reich, um in ein Gemählde zusammengestellt werden zu können. Es fehlt ihr, wenn man sie im Vergleich mit der nordischen, doch als Ein Ganzes betrachten will, an einem rechten Schluß. Die Götter- und Heldenwelt der Griechen verliert sich allmählig in die Menschenwelt; die Poesie in die Prosa und Wirklichkeit. Die nordische Götterlehre erhält durch die letzte Katastrophe, auf die alles prophetisch hindeutet, einen vollkommnen Schluß und ist in ihren wesentlichen Grundzügen in dem Einen Werke der Edda umfaßt. Es ist das Ganze wie ein einziges Gedicht, ein fortgehendes Trauerspiel. Von dem ersten Anfang, wie die Welt und die Erde aus den Gebeinen des erstarrten Riesen entsteht, bis dann glücklichere Zeiten kommen, und über dem alten Abgrunde die heilige Esche, Ygdrasill, aufgrünt; der Baum des Lebens, der seine Wurzeln durch alle Tiefen, und seine Zweige über das Weltall ausbreitet; wie dann kühne Helden und gutgesinnte lichte Geister die Macht der Riesen, und die alten Kräfte der Finsterniß, in manchen Kämpfen besiegen; bis zu dem bevorstehenden Untergang der Götter und Asen, Odins und seiner Kampfgenossen, ist alles ein zusammenhängendes großes Natur- und Heldengedicht. Das Wesentliche, worauf alles hinzielt, ist abermahls wie in den meisten alten Dichtersagen der Untergang einer herrlichen Heldenwelt. Deßwegen trifft den edelsten, den tapfersten, den schönsten jugendlichen Helden meist zuerst das Loos in der Schlacht; weil Odin sie sammelt in sein Walhalla, um desto mehr Genossen und Mitkämpfer zu haben in dem bevorstehenden Kriege gegen die noch einmahl hereinbrechenden feindlichen Mächte, denen er in diesem letzten Kampf nicht mehr obzusiegen, sondern zu unterliegen vorher bestimmt ist. Die erste Begebenheit, wodurch dieser allgemeine Untergang sich ankündigt, ist Balders Tod. Wie in der trojanischen Sage in dem Tod der beiden Edelsten, des biedern Hektor und des schönen Achilles, der allgemeine Untergang der Heldenwelt sich ausdrückt, eben so auch hier in dem Tode Balders, des Lieblings aller Götter, des schönsten der Helden. Vorher bestimmt ist sein Fall, vergeblich betritt auch Odins Fuß den Weg zur Unterwelt. Hela

giebt nur Räthsel zur Antwort, wie die Sphinx der Alten; Räthsel, deren eine tragische Auflösung wartet, und läßt ihren bestimmten Raub nicht fahren.

Am nächsten schließen sich an die Wahrheit, jene Gesichte der nordischen Edda von der einbrechenden Dämmerung und Nacht der Götter, von dem bevorstehenden Untergange der guten Asen und Lichthelden, dem zur letzten Zeit bestimmten Losbrechen der Finsterniß und ihrer Gewalten, und dem furchtbar bevorstehenden obwohl vorübergehenden Sieg des bösen Loke, wie der auf jene kurze Finsterniß dann folgenden neuen Götterwelt, und himmlischen Verklärung; so daß man hier fast mehr als unbewußte Anklänge tiefsinniger Ahnung, und vielmehr schon eine wenn auch unvollkommne Kenntniß von den Wahrheiten des Christenthums vermuthen und voraussetzen möchte.

Ungefähr in derselben Zeit der norwegischen Macht und Heldengröße, scheinen auch die Ossianischen Gedichte, welche derselben und ihrer Verbreitung über die hebridischen und irischen Inselländer vielfältig erwähnen, so viel als davon alt und echt ist, entstanden zu sein. Da sie aber in dem ganz abgesonderten Kreise des gaelischen Völkerstammes in Schottland eingeschlossen, und auf das übrige Europa damahls ohne alle Wirkung blieben, so werdeich ihrer an einem andern Orte gedenken.

Siebente Vorlesung.

Aelteste deutsche Poesie. Vom Mittelalter überhaupt. Entstehung der neuern Europäischen Sprachen. Poesie des Mittelalters; Minnelieder. Charakter der Normannen, und Einfluß desselben auf den Geist der Rittergedichte, besonders der von Karl dem Großen.

Bei den deutschen Völkern im übrigen Europa zeigte sich die Liebe zur Poesie jetzt auch in einigen Versuchen, das Christenthum im Gesang darzustellen, und die Geschichten der heiligen Schrift dichterisch einzukleiden. So geschah es bei den Sachsen in England und im südlichen Deutschland durch Ottfried. Als poetischer Kunstversuch konnte dieß nicht wohl sehr glücklich ausfallen, da es auch später viel gelehrtern und kunstreichern Dichtern nicht ganz hat gelingen wollen. Für die damahlige Dichtersprache und Verskunst bleiben es schätzbare Denkmahle, besonders da diese christlichen Dichter ihre Form nicht erfanden, sondern von den alten Heldenliedern entlehnten. Von Ottfried kann man dieß um so bestimmter sagen, da noch ein einzelnes Helden- und Schlachtlied aus demselben Zeitalter und ganz in derselben Form vorhanden ist. Es ist ein Siegeslied auf den ostfränkischen König Ludwig gegen die Normannen. Ein Lied aus so alter Zeit, jetzt schon über neun Jahrhunderte alt, und von dieser hohen Vortrefflichkeit, ist ein unschätzbares Denkmahl. Eine Stelle darin ist auch historisch wichtig; der Dichter schildert die feierliche Stille des geordneten Kriegsheers, vor dem Augenblick des Angriffs:

Blut schien in Wangen
Kampflust'ger Franken.

heißt es hier; und dann weiter hin:

Lied ward gesungen,
Schlacht ward begunnen.

Dieses beweist, daß die altgermanische Sitte, vor dem Angriff den Muth der Kämpfer durch ein gesungenes Helden= und Kriegslied zu begeistern, noch immer bestand. Wie sehr überhaupt die Heldenpoesie auch in dem christlichen Deutschland immer fortgeübt und geliebt ward, beweist der Anfang eines andern alten Gedichts, welches keinem kriegerischen Gegenstande, sondern vielmehr dem Lobe eines Bischofs, des heiligen Anno von Kölln gewidmet ist:

„Wir hörten" heißt es hier, „von Helden oftmahls singen,
„Und wie sie feste Burgen brachen,
„Wie hohe Königreiche all zergingen
„Und wie sich liebe Kampfgenossen schieden; —

— d. h. in Zwiespalt geriethen. Der stäte Inhalt aller heroischen Gedichte, der Untergang der Nationen, und der Zwiespalt der Helden ist in diesen Versen sehr kurz und treffend bezeichnet.

Obgleich das Nibelungen=Lied erst im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts in seine jetzige Gestalt gebracht worden sein mag, so dürfen wir doch wohl auch hier schon mit der Betrachtung bei demselben verweilen, nachdem wir früher wahrscheinlich gemacht haben, daß es seinem wesentlichen Inhalte nach aus den geschichtlichen Heldenliedern der gothischen Völker entsprungen und nebst diesen und andern verwandten desselben Kreises in der karolingischen Sammlung, wenn gleich in andrer Gestalt und Mundart, mit umfaßt war.

Jene kunstreiche Entfaltung der Begebenheiten, und fast dramatische Ausführlichkeit in der Darstellung, wie in den homerischen Gedichten, ist den Griechen ganz eigenthümlich und auch allein eigen geblieben, so daß die Nachahmung dieser Weise andern Völkern nie hat gelingen wollen. Unter den Heldengedichten der andern Völker, welche bei einer einfachern und kunstlosern Gesangs= und Dichtungsweise geblieben sind, nimmt dieses vaterländische Werk eine sehr hohe, unter den heroischen Rittergedichten des neuern Europa wohl die erste Stelle ein. Besonders zeichnet es sich aus durch die Einheit des Plans; ein Gemählde, oder vielmehr eine Reihe von aufeinander folgenden Gemählden ist es, in

großen Zügen entworfen, einfach, mit Weglassung alles Ueberflüssigen. Auch die deutsche Sprache zeigt sich hier in einer Vollkommenheit, die sie nachher in der ältern Zeit nicht wieder erreicht hat. Sie hat bei der Lebendigkeit und Kraft eine Weichheit, welche späterhin bald Künstelei, dann Härte und Verwilderung geworden ist. Die Heldensage aller Völker hat im Innern und wesentlich, wie ich schon oft bemerkte, viel Uebereinstimmendes, nur daß sie sich überall der besondern Nationalgeschichte auf eigenthümliche Weise einwebt, und nach der verschiedenen Gefühls- und Gesangsweise eines jeden Volkes eigen und anders gestaltet. Auch hier wird die allgemeine tragische Ansicht und Erinnerung an die untergegangene Heldenwelt wieder ausgedrückt in dem Tode eines einzelnen Lieblingshelden, des edelsten, schönsten, siegreichsten, der aber vorher bestimmt ist, diese herrlichen Vorzüge, die auf ihm zusammengehäuft waren, mit einem frühen Tod, noch in der Blüthe der Jugend zu erkaufen; und dann in der Darstellung einer großen Katastrophe, angeknüpft an eine halb historische Begebenheit aus der eignen Nationalsage. Von dieser Seite nun findet also allerdings eine Vergleichung mit der Ilias Statt, und wenn in dem deutschen Gedicht die letzte Katastrophe tragischer, blutiger, und mehr einem Titanenkampf ähnlich ist, als irgend eine der homerischen Schlachten, so ist dagegen der Tod des jugendlichen Lieblingshelden rührender, und mit sanftern Zügen geschildert, als irgend eine ähnliche Scene in andern Heldengedichten. Es liebt dieses Werk überhaupt die beiden Seiten des Lebens in der ganzen Stärke darzustellen, sowohl die freudige als die unglückliche, wie es im Anfang des Gedichtes heißt:

Von Freuden und Hochgezeiten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Helden Streiten, mögt Ihr nun Wunder hören sagen.

Ehe wir aber die Charakteristik dieser deutschen Heldenpoesie weiter verfolgen, wenden wir unsre Betrachtung zuvor noch einmahl auf das Ganze des Mittelalters überhaupt.

Man schildert und denkt sich das Mittelalter oft wie eine Lücke in der Geschichte des menschlichen Geistes, wie einen leeren Raum zwischen der Bildung des Alterthums, und der Aufklärung

der neuern Zeiten. Man läßt Kunst und Wissenschaft auf der einen Seite völlig untergehen, um sie dann nach einer langen tausendjährigen Nacht desto herrlicher mit einemmahle wie aus Nichts emporsteigen zu lassen. Dieses ist aber in einer zwiefachen Rücksicht falsch, einseitig, und nicht richtig. Das Wesentliche von der Bildung und den Kenntnissen des Alterthums ist nie ganz untergegangen, und vieles von dem Besten und Edelsten, was die neuern Zeiten hervorgebracht haben, ist im Mittelalter und aus dem Geiste desselben entsprungen. Man könnte überhaupt den Zweifel aufwerfen, ob die Zeiten, welche literarisch die reichsten, darum auch immer moralisch die besten und größten, politisch die glücklichsten sind. Wenn wir schon an den Gedanken gewöhnt sind, daß die eigentliche glückliche Zeit der Römergröße der ihrer spätern literarischen Ausbildung voranging, so sollte man ähnliche Betrachtungen auch bei der Geschichte des neuern Europa nicht ganz vergessen. Wenn man auf diese allgemeinen und höhern Ideen vom Werth und der Würdigung der Zeitalter und Nationen aber auch keine Rücksicht nimmt, und bloß auf Geistesbildung und Literatur selbst den Blick beschränkt, so muß auch dafür ein ganz anderer Standpunkt gewählt werden, als der in jener gewöhnlichen Herabsetzung des Mittelalters herrschende.

Betrachten wir die Literatur als den Inbegriff der ausgezeichnetesten und eigenthümlichsten Hervorbringungen, worin der Geist eines Zeitalters, der Charakter einer Nation sich ausspricht; so ist eine kunstreich ausgebildete Literatur gewiß einer der größten Vorzüge, den eine Nation erreichen kann. Wenn man aber von allen Zeiten ohne Unterschied, eine und dieselbe Art von literarischer Ausbildung verlangt, und wo man diese nicht findet, gleich alles verwirft, so ist dieß nicht nur einseitig, sondern auch falsch und gegen der Gang der Natur. Ueberall im Einzelnen wie im Ganzen, im Kleinen wie im Großen, muß die Fülle der Erfindung der ausgebildeten Kunst, die Sage der Geschichte, die Poesie der Kritik vorangehen. Hat die Literatur einer Nation keine solche poetische Vorzeit vor der Periode ihrer mehr geregelten und kunstreichen Entwicklung, so wird sie nie-

mahls zu einem nationalen Gehalt und Charakter gelangen, noch einen eigenthümlichen Lebensgeist athmen. Eine solche poetisch reiche, aber nichts weniger als eigentlich literarisch oder wissenschaftlich gebildete Vorzeit hatte die Geistesbildung der Griechen in dem langen Zeitraum von den trojanischen Abentheuern bis auf Solon und Perikles, und diesem Umstande verdankt sie hauptsächlich ihre hohe Vortrefflichkeit, ihre Eigenthümlichkeit und ihren Reichthum. Eine solche poetische Vorzeit für das neuere Europa ist das Mittelalter, dem man eine schöpferische Fülle der Fantasie gewiß nicht absprechen darf. Das stille, langsame Wachsthum muß der Blüthe, die Blüthe der reifen Frucht vorhergehen. So wie nun die Jugend auch für den Einzelnen als Blüthezeit des Lebens erscheint, so giebt es ähnliche Momente plötzlicher Entfaltung auch für ganze Nationen in der Geschichte des menschlichen Geistes und seiner Hervorbringungen. Einem solchen allgemeinen Frühlinge der Poesie bei allen Nationen des Abendlandes ist das Zeitalter der Kreuzzüge, der Rittersitten, Rittergedichte und Minnelieder zu vergleichen.

Die Literatur hat aber noch eine andere Seite als diese poetische, bei der man vorzüglich auf die Erfindung, auf Gefühl und Einbildungskraft sieht. Sie kann noch betrachtet werden als das Organ der Ueberlieferung, wodurch die Kenntnisse der Vorwelt auf die Nachwelt gebracht, und nicht nur erhalten, sondern durch die natürlichen Fortschritte der Zeiten, erweitert und vervollkommnet werden. Jener poetische Theil der Literatur ist derjenige, welcher sich in den besondern Landessprachen des neuern Europa entwickelt hat; der andere, auf die Erhaltung der überlieferten Kenntnisse gerichtete, bildet die lateinische, allen Nationen des Abendlandes gemeinsame Literatur des Mittelalters. Auch in dieser Hinsicht ist der Gang der Sache, wenn man ihn genau betrachtet, wenn man in die Geschichte und in den Geist des Mittelalters eingeht, ein ganz anderer gewesen, als er gewöhnlich dargestellt wird.

Wenn man freilich bloß auf die Poesie und auf die Entwicklung des Nationalgeistes in den Landessprachen sieht, so möchte man wohl wünschen, daß eine solche lateinische Literatur gar nicht vorhanden gewesen, daß die todte Sprache außer Gebrauch

gekommen wäre. Geschichte und Philosophie, besonders die letzte, wurden dadurch dem Leben entzogen. Ja es hat etwas an und für sich Barbarisches, und unsäglich viele nachtheilige Folgen, wenn Wissenschaft und Gelehrsamkeit, Gesetzgebung und Staatsgeschäfte in einer ausländischen, und vollends in einer abgestorbenen Sprache behandelt werden. Noch nachtheiligere Folgen hat es für die Dichtkunst gehabt; viele poetische Denkmahle der Deutschen und aller andern Völker des Abendlandes sind untergegangen, weil gutmeinende Uebersetzer und fein wollende Erklärer sie ins Lateinische übertrugen, und in Prosa aufgelöst als fabelhafte Geschichte gaben, was ursprünglich wahre Poesie und Heldensage war. Viele poetische Talente und Werke sind anderer Seits dadurch für die lebendige Wirkung auf Volk und Zeitalter verloren gegangen, daß die Verfasser ihre Dichterkraft an dem vergeblichen Versuche verschwendeten, in einer für sie doch schon todten Sprache, was in ihrer Einbildungskraft lebendig vor ihnen stand, andern lebendig vor Augen stellen zu wollen. Davon ließen sich viele Beispiele anführen, von jener guten Klosterfrau, der Roswitha, die das Lob und die Thaten ihres großen sächsischen Kaisers in einem lateinischen Gedichte besang, welches, wenn es ein deutsches gewesen wäre, ein schätzbares Denkmahl der Sprache, der lebendigen Geschichte, und gewiß auch der Dichtkunst sein würde, bis zum Petrarca, welcher seinen Dichterruhm nicht so wohl auf die italienischen Liebesgedichte, die ihn unsterblich gemacht haben, zu gründen hoffte, und die er nur als Tändeleien der Jugend, und eines nicht zu überwindenden Gefühls ansah, als vielmehr auf ein jetzt vergessenes lateinisches Heldengedicht vom Scipio; ja bis auf die vielen wahren Dichter, welche zum Nachtheil ihres Ruhmes noch später die lateinische Sprache erwählten, und deren besonders Italien und Deutschland im 15ten und 16ten Jahrhundert so viele hervorgebracht hat.

Man darf aber bei diesen nachtheiligen Folgen, welche der allgemeine Gebrauch der lateinischen Sprache im Mittelalter gehabt hat, nicht vergessen, daß, ehe die besondern Landessprachen sich entwickelt hatten, eine gemeinsame Sprache für alle Völker des Abendlandes nicht bloß zum Kirchengebrauch, für Ge-

lehrsamkeit und wissenschaftlichen Unterricht, sondern selbst für die Staatsgeschäfte ganz unentbehrlich war. Es war dieß das unschätzbare Band, durch welches die neue Welt und das Mittelalter mit der Vorwelt zusammenhing. Außerdem ward in allen romanisch redenden Ländern, die lateinische gar nicht als eine fremde, oder ausgestorbene Sprache betrachtet, sondern nur als die alte, regelmäßiger bei den Gelehrten und Gebildeten erhaltene, im Gegensatz der entarteten und verwilderten Mundart des Volkes, der sogenannten Vulgarsprache. Erst im neunten und zehnten Jahrhundert, hörte die lateinische Sprache in diesen Ländern auf, eine lebende zu sein, weil nunmehr die Mundart des Volkes, das in jedem Lande sich eigen gestaltende Romanzo, sich so weit von dem Lateinischen entfernt hatte, daß es nicht bloß Abweichungen und Volksdialekte, sondern ganz andere Sprachen waren. Der Uebergang ist jedoch so allmählig geschehen, daß der entscheidende Zeitpunkt sich eigentlich nicht ganz genau und scharf bestimmen läßt. Um so natürlicher war die Täuschung, vermöge deren man die lateinische Sprache noch mehrere Jahrhunderte lang, nachdem sie wirklich schon ausgestorben, und eine todte geworden war, für immer noch fortlebend hielt, wie denn auch in der That die Tradition der altlateinischen Sprache und Aussprache beim Kirchengebrauch, bei den Gelehrten und Geistlichen und in den Klöstern eigentlich stets fortgehend erhalten, und nur allmählig alterirt, niemahls aber ganz und vollkommen mit einem Mahle unterbrochen worden ist.

Die ganze Ueberlieferung und Erbschaft aller Kenntnisse und Begriffe der Vorwelt, wird mit Recht als ein Allgemeingut der gesammten Menschheit betrachtet, was allen Zeitaltern und Nationen anvertraut ist, was ihnen heilig sein soll, und für dessen Erhaltung wir sie gewissermaßen verantwortlich machen und Rechenschaft von ihnen darüber fordern. Das Gefühl, welches jede Unterbrechung und gewaltsame Störung, wodurch dieses Band, das uns an die Vorwelt knüpft, wirklich zerrissen, oder auch nur zerrissen zu werden bedroht wird, tadelt, sich dagegen empört, und jede solche Unterbrechung als Barbarei verabscheut, ist ein durchaus gerechtes und zu billigendes Gefühl. Indessen sollte doch,

streng genommen, nur die absichtliche Zerstörung, oder die ganz stumpfsinnige Vernachlässigung der Denkmahle der Vorwelt barbarisch genannt, und nur im Fall einer gänzlichen Unterbrechung sollte einem ganzen Zeitalter der Vorwurf der Barbarei gemacht werden. Eine solche vollkommne Unterbrechung hat aber eigentlich nie Statt gefunden; absichtliche Zerstörung, wenn auch in der bildenden Kunst häufiger, findet sich doch in der Literatur äußerst selten. Das einzige mir bekannte Beispiel einer absichtlichen Vernichtung ist jenes, wie in schon ziemlich späten Zeiten zu Konstantinopel einige damahls noch vorhandene erotische Dichter der Griechen, wegen zu freier Sinnlichkeit und Unsittlichkeit vertilgt worden sein sollen. Diese moralische Aengstlichkeit, wobei nicht nur die Freiheit, welche der Dichtkunst allenfalls vergönnt ist, sondern auch die nie zu verletzende Achtung, welche allen Denkmahlen der Sprache und der Vorwelt gebührt, vergessen ward, mag tadelnswerth erscheinen. Daß indessen die Sammler und Abschreiber des Mittelalters, sowohl die byzantinischen, als die im Abendlande, im Ganzen selbst in dieser Hinsicht nicht so übertrieben streng waren, beweist die Menge der noch vorhandenen griechischen und lateinischen Dichter von ähnlichem Inhalt und ähnlicher Beschaffenheit. Unglückliche Zufälle, und die Bedürfnisse des Krieges haben von jeher den Denkmahlen der Vorwelt und der Literatur manchen empfindlichen Verlust gebracht; selbst in den neuern Zeiten und noch seit Erfindung der Buchdruckerei. Wie viel mehr vor derselben, und da Handschriften, kostbar und in geringer Zahl, statt der häufig gedruckten Bücher dienten. Auch in den gebildetsten Zeiten der Griechen und Römer, lange ehe die Gothen Rom, oder Araber Alexandrien besetzten, sind große Bibliotheken im Kriege ein Raub der Flammen geworden, und damit Hunderte und Tausende von Werken für immer zu Grunde gegangen, weil sie nicht weiter als in der einen Handschrift vorhanden waren. Wir beklagen uns über den Verlust mancher wichtigen Schriftsteller, und sind deßfalls oft leicht ungehalten auf das Mittelalter. Gewiß aber ist der Untergang eines einzelnen Schriftstellers oder Geisteswerkes, selbst durch Vernachlässigung verursacht, in der ganzen Periode, da noch die Werke nur auf jene Art erhalten und fortge-

pflanzt werden mußten, kein hinreichender Grund, ein ganzes Zeitalter der Barbarei zu beschuldigen. Davon könnte uns die bekannte Erzählung überzeugen, wie von den Werken des Aristoteles, für uns einem der wichtigsten Denkmahle des griechischen Geistes, bei den Alten selbst nur eine einzige Abschrift übrig geblieben war, die vergessen und übel verwahrt, bloß durch einen Zufall gefunden und noch gerettet ward. Dieses geschah recht in der Mitte jener Zeit, die wir als die literarisch gebildete der Griechen und Römer anerkennen und zu verehren gewohnt sind. Und gesetzt auch, daß die geschichtliche Kritik gegen die buchstäbliche Genauigkeit dieser Erzählung noch einige Zweifel zu erheben hätte, das Resultat ist dasselbe; denn, wie da vom Aristoteles erzählt wird, so ist es, wie wir genau und geschichtlich wissen, obwohl nicht immer mit so glücklichem Ausgang, noch vielen andern wichtigen Schriftstellern ergangen, und das zwar in den blühendsten und gebildetsten Zeiten des Alterthums. Für die Vermehrung der Abschriften ist im Alendlande seit Karl dem Großen, wenigstens mit größtem Eifer und planmäßig gesorgt, eben so sehr und vielleicht besser als nur immer in Alexandrien und Rom, oder sonst in den gebildetsten Zeiten des spätern Alterthums. Daß die christlichen Schriften und Schriftsteller hiebei den Vorzug hatten, ist billigerweise nicht zu tadeln. Wie viele aber sind nicht im Abendlande auch von den heidnischen und altrömischen erhalten? Konstantinopel ist nie durch die Gothen erobert, noch von sogenannten Barbaren überschwemmt worden, bis auf die Kreuzzüge und Türkenzeit. Gleichwohl ist dessen, was wir durch die Byzantiner von der alten griechischen Literatur erhalten haben, im Verhältniß mit dem unermeßlichen Reichthum der alten Zeit, ungleich weniger, als was sich von der ursprünglich gar nicht sehr reichen und ungleich ärmern lateinischen Literatur erhalten hat.

Es war überhaupt der wissenschaftliche Unterricht für die Erhaltung der alten Kenntnisse in den ersten Zeiten des Mittelalters sehr zweckmäßig eingerichtet. Nebst allem, was für das Christenthum nothwendig war, ging die nächste Sorge auf das Studium der lateinischen Sprache, welche das Vehikel für alle jene Kennt-

nisse war, sodann auf die wesentlichsten Theile der Mathematik, und endlich machte man es sich überhaupt in den Klöstern zu einer Pflicht und Gewissenssache, die Werke des Alterthums zu erhalten und durch Abschriften zu vermehren. Was die Sprache betrifft, die in jenem Verhältnisse das Wesentlichste sein mußte, so lehrte man im zehnten Jahrhundert die Redekunst der römischen Sprache nach Cicero und Quinctilian; bessere Lehrer hatte auch das Alterthum nicht gehabt. Daß man im eilften Jahrhundert angemessener und klarer, überhaupt in sofern man noch in einer todten Sprache gut schreiben kann, besser als selbst in der letzten Römerzeit, und im sechsten Jahrhundert schrieb, ist von allen Kennern dieser Zeit und ihrer Literatur anerkannt. Nebst der Sprache und ihren Denkmahlen war unstreitig nichts so wichtig, als die Erhaltung der Mathematik, welche die Grundlage aller Naturkunde, und so vieler auf das Leben einwirkenden Gewerbe, Kenntnisse und technischer Fertigkeiten ist. Das schnelle Emporblühen des Wohlstandes und der Städte, besonders in Deutschland unter den sächsischen Kaisern, der Flor der Baukunst in diesem Zeitalter, und so vieler andern Künste, die Kenntniß und Wissenschaft voraussetzen, beweist die Fruchtbarkeit dieses Bemühens und die Sorgfalt, die man angewandt hatte, die mathematischen und mechanischen Kenntnisse, und die technischen Fertigkeiten des Alterthums nicht untergehen zu lassen.

Am meisten möchte man wohl die Trennung des Abendlandes von der Kenntniß und von den Schätzen der griechischen Sprache beklagen. Aber auch hier fand nie eine gänzliche Trennung Statt. Von der Zeit an, da Karl der Große im Alter selbst noch griechisch lernte, und Lehrer dieser Sprache in zweien Städten des südlichen Deutschlands anstellte, bis zu der Zeit, da die beiden letzten Ottonen aus dem sächsischen Kaiserhause, der griechischen Sprache kundig genug waren, um sie zu sprechen, war die Kenntniß derselben in Deutschland besonders nie ausgegangen. War sie früherhin, wie natürlich, zunächst auf die Bibel und die Kirchenväter gerichtet, so ließ jetzt der Erzbischof Bruno von Kölln, der aus demselben großen Kaiserhause entsprossen war, Gelehrte aus Griechenland in der Absicht kommen, um auch die Profan-

schriftsteller, Geschichtschreiber und Philosophen selbst verstehen zu können, und andern erklären zu lassen. Unter der Dynastie der sächsischen Kaiser, welche mit dem byzantinischen Hofe durch Heirath vielfach verbunden waren, erhob sich nun auch, vorzüglich im nördlichen Deutschlande, eine Menge schöner Kirchen und Denkmahle der Baukunst, nach dem Muster der griechischen Sophien-Kirche, dem ersten Vorbilde aller christlichen Architektur. Ueberhaupt aber war Deutschland in diesem Zeitraume, vom zehnten bis zum zwölften Jahrhundert, nicht bloß das mächtigste, sondern auch das cultivirteste Land in ganz Europa.

So ist also der Vorwurf, welchen man gewöhnlich den germanischen Völkern macht, daß sie Verwilderung und Barbarei über das von ihnen eroberte Römer-Reich und Abendland verbreitet haben, in der Art und Allgemeinheit, wie man ihn gewöhnlich vorträgt, vollkommen ungegründet. Besonders ungerecht ist dieser Vorwurf gleich in den ersten Zeiten der Völkerwanderung, gegen die Gothen; denn diese, lange schon Christen vor der Einwanderung und Eroberung, bekannt also mit der ganzen Einrichtung des Unterrichts, und den Verhältnissen des gelehrten und geistlichen Standes, wie sie damahls in der Römerwelt waren, haben im Ganzen gar nicht zerstörend gewirkt, sondern vielmehr wissenschaftliche Anstalten erhalten und befördert, soviel nur ihre Kräfte vermochten, und die Umstände erlaubten. Eine Ausnahme davon fand nur da Statt, wo die gothischen Völker von einem fremden, wilden, heidnischen Eroberer angeführt wurden, oder wo in einzelnen Fällen Partheihaß, weil sie Arianer waren, sie gegen die Katholischen ungerecht und erbittert machte. Selbst die letzte blühende Zeit der noch alt zu nennenden römischen Literatur fällt unter Theodorich, und niemahls hat der seinsollende Patriotismus der Italiener einen verkehrteren Gegenstand ergriffen, als in dem bekannten Lieblings-Thema ihrer spätern Dichter: das von den Gothen befreite Italien. Denn gerade unter Theodorich, und unter der Gothen Herrschaft, begann für Italien wieder eine glückliche Zeit, und eine neue Morgenröthe, die nur allzubald ein Ende nahm. Das wahre Elend und die eigentliche Barbarei begann, als die Gothen wieder vertrieben waren, und Italien von byzantinischen

Eunuchen und Satrapen unterdrückt und ausgesogen ward. Ueberhaupt gibt es keine bessere Rechtfertigung für die Einwirkung der germanischen Völker auf das neuere Europa, als wenn man diese aufstrebende Thätigkeit, diese Fülle von Leben in dem europäischen Abendlande, diese sich so mannichfaltig und so herrlich entwickelnde Nationalkraft, diese Poesie des Mittelalters vergleicht und zusammenstellt mit dem Elend des tausend Jahre lang dahinschmachtenden byzantinischen Reichs, und sie mit dieser einförmigen Geisteserschlaffung und Ertödtung vergleicht. Und doch besaßen die Byzantiner allerdings viel größere literarische Reichthümer und Hülfsmittel, und manche Kenntnisse, welche das Abendland erst von ihnen entlehnen mußte. Es kommt auch in der Geistesbildung und Literatur nicht so sehr auf die todten Schätze an, die man ererbt hat, als auf den lebendigen Gebrauch, den man davon macht.

Ungünstiger war allerdings die Wirkung, wo die einwandernden und erobernden deutschen Völker, noch nicht Christen, in ihren Sitten rauher, und mit den römischen Einrichtungen und wissenschaftlichen Anstalten völlig unbekannt waren, wie die Franken in Gallien, oder die Sachsen in Britannien. Will man überhaupt durchaus eine Unterbrechung und Zwischenzeit der Zerstörung und Finsterniß annehmen, so hat diese höchstens Statt gefunden in dem Zeitraume von Theodorich bis auf Karl den Großen, und auch da nicht vollkommen. Denn als Italien unter dem byzantinischen Druck in Barbarei darnieder lag, hatte sich das Licht der Erkenntniß und der regen Thätigkeit in dem fernen Norden, in die Klöster von Irland und Schottland gerettet, und kaum hatten die Sachsen in England mit dem Christenthum diese wissenschaftliche Cultur, wie sie damahls war, überkommen, als sie bald allen andern Nationen des Abendlandes darin zuvor eilten, bis dann dieses Licht nach Frankreich und Deutschland verpflanzt wurde, um nie wieder zu erlöschen. Seit Karl dem Großen hat eine stäte, nicht nur planmäßige Erhaltung, sondern auch unermüdete und rastlos fortschreitende Erweiterung der Kenntnisse Statt gefunden, so daß man eigentlich die Epoche der Wiederherstellung der Wissenschaften, welche genauere Geschichtforscher schon bis in das Zeitalter der Kreuzzüge zurück verlegen, mit Karl dem Großen

anfangen müßte. Selbst in der finstersten kurzen Zwischenzeit vom sechsten bis zum achten Jahrhundert fing jenes wissenschaftliche Institut sich an zu bilden, was durch Karl begünstigt und allgemein begründet, die ausgedehnteste Wirksamkeit erhielt; jene dem Abendland eigenthümliche Einrichtung gelehrter Klöster, und einer für das Allgemeine wohlthätigen Geistlichkeit. Diesen so zweckmäßig eingerichteten geistlichen Corporationen, welche die Länder urbar machten, die Völker bildeten, den Staat befestigten, und die Wissenschaften unermüdet erweiterten, verdankt eigentlich das neuere Europa seine nachmahlige Ueberlegenheit über die Byzantiner, welche ihm an ererbten Vorkenntnissen, und über die Araber, welche ihm an äußerer Macht und Hülfsmitteln so weit überlegen waren. Vergleicht man die poetische Armuth eines Alfred, die frugale Einfalt, in welcher der Eroberer Karl lebte, die beschränkten Hülfsmittel beider auch in ihren wissenschaftlichen Unternehmungen, mit dem Reichthum, dem Glanz, der Verschwendung, die ein Harun al Raschid, oder andere Chalifen und Sultane, als unumschränkte Beherrscher der reichsten Länder des Orients, über ihre wissenschaftlichen Einrichtungen verbreiten und ausschütten konnten, so erscheint das Abendland dagegen dürftig und muß weit zurückstehen. Dennoch hat es in der Folge den Sieg davon getragen, zum sichern Beweise, daß die Wissenschaften besser gedeihen durch Institute, die vom Staate und den äußern Verhältnissen unabhängig, Jahrhunderte hindurch im Stillen anwachsen, und ungehindert sich ausbreiten, als durch die vorübergehende Gunst und Willkühr eines Herrschers, der darin zunächst nur seinen eignen Ruhm und einen äußern Glanz sucht. Am meisten hat daher Karl der Große auf die Cultur der Nachwelt dadurch gewirkt, daß er jenen wissenschaftlichen Instituten und geistlichen Corporationen ihre Dauer und Unabhängigkeit sicherte, und ihre allgemeine Ausbreitung möglichst beförderte. So groß indessen auch Karls Verdienste um Geistesbildung und Literatur, sowohl die lateinische, als die der Landessprache waren, so läßt sich nicht läugnen, daß Alfred, der selbst Forscher, ja für sein Zeitalter ein Gelehrter war, besonders in dem Anbau der eignen Sprache noch mehr geleistet hat. Als aber in England die Einfälle der Dänen nachtheilig wirkten,

und von dem, was Karl in Frankreich und im südlichen Deutschland für Geistesbildung eingerichtet und begründet hatte, dort die Normänner, hier die Ungarn manches zerstörten, so blühte bald darauf unter den sächsischen Kaisern eine Cultur auf, die in jeder Rücksicht der frühern unter Karl und Alfred überlegen war. Besonders an guten Geschichtschreibern war damahls Deutschland reich, ja reicher, als jedes andere Land in Europa, von Eginhard, Karls Geheimschreiber an, bis auf Otto von Freisingen, einem Fürsten aus dem Hause der Babenberger, Sohn Leopolds des Heiligen, und Oheim jenes großen Barbarossa, aus dem Kaiserhause der Hohenstaufen; wozu auch das beitragen konnte, daß Deutschland damahls der Mittelpunkt aller politischen Verhältnisse war. Mönchs-Chroniken pflegte man sonst mit einem allgemeinen wegwerfenden Nahmen alle lateinischen Geschichtswerke des Mittelalters, weil sie von Geistlichen herrühren, zu nennen; indem man vergaß, daß diese Schriftsteller zum Theil von fürstlicher Geburt, mit allen Staatsverhältnissen und Geschäften vertraut, überhaupt die unterrichtetsten und gebildetsten Männer ihrer Zeit, am besten fähig waren, die wichtigsten Begebenheiten desselben mit gesunder Beurtheilung zu überschauen, oder auch durch eigne Reisen im Stande, die Sitten entlegener Völker des Morgenlandes, oder des noch weniger bekannten Nordens, als Augenzeugen ihren Zeitgenossen mit Klarheit darzustellen. So pflegte man oft in der Herabsetzung des Mittelalters ganz streitende, und sich widersprechende Vorwürfe auf einander zu häufen. War von dem Verderben der Geistlichkeit die Rede, so hieß es: sie beherrschten weitläufige Länder, sie lebten wie Fürsten, und sie lenkten alle Staatsgeschäfte. Kam man auf ihre Werke, so hieß es: unwissende Mönche seien sie gewesen, welche keine Geschichte schreiben konnten, weil sie die Welt nicht kannten. Die beste Lage für einen Geschichtschreiber ist aber gerade eine solche, wo er wohl Gelegenheit hat, die Welt und ihre Geschäfte aus Erfahrung kennen zu lernen, aber doch auch wieder unabhängig von ihr ist, und die Freiheit behält, sich zurückzuziehen aus dem Gedränge des Lebens, und die Begebenheiten ruhig als bloßer Zuschauer zu beobachten. Gerade in dieser Lage befanden sich mehrere von jenen Geschichtschreibern, deren Werth jetzt, je mehr

das Studium der Geschichte selbst fortgeschritten ist, auch wieder fast allgemein anerkannt wird, besonders derer aus der Zeit der sächsischen Kaiser.

In der Philosophie hatte besonders England und Frankreich, auch noch vor der Einwirkung der Araber, und der durch sie eingeführten Alleinherrschaft des Aristoteles, sehr ausgezeichnete Schriftsteller. Ein tiefer Forscher ist im neunten Jahrhundert jener Schotte oder Irländer, den man von dem Lande seiner Geburt nur Scotus Erigena nennt; nicht minder groß und tiefsinnig war aber Anselmus, obwohl seine Philosophie ganz in den Gränzen der anerkannten Wahrheit blieb; ein geistreicher Denker und Redner ist Abälard, auch in Sprache und Kenntniß der Alten ausgezeichnet, wie sein Schüler Johann von Salisbury.

Für alle die romanisch redenden Länder mußte freilich eine Art von chaotischer Zwischenzeit entstehen, ehe die veränderte Mundart des Volks von ihrem lateinischen Ursprung sich ganz lostrennen, und sich wieder zu einer eigenthümlichen und einigermaßen bestimmten Sprachform gestalten konnte. Wenn nicht andere ungünstige Umstände es verhindert hätten, so wäre in dieser Hinsicht das Verhältniß der deutschen Völker für die Geistesbildung weit günstiger gewesen. Denn es ist noch ungleich leichter, zwei ganz abgesonderte Sprachen zu gleicher Zeit zu cultiviren, als da, wo zwei Sprachen sich vermischt haben, oder eine innere Revolution die Sprache ganz verändert hat, eine neue Form derselben zuerst zu bilden. Dieß erfordert immer einen langen Zeitraum. Für die Entwicklung der deutschen Sprache und also auch für die nationale Geistesbildung war es unglücklich, daß die zuerst gebildeten Mundarten immer wieder untergingen, und so die auf ihre Bildung gewandte Mühe mehr als einmahl verloren ging. Die gothische Sprache, die schon sehr regelmäßig gebildet war, erlosch mit der Nation selbst. Eine noch ungleich mannichfaltigere Ausbildung erlangte die angelsächsische, von der man wohl sagen kann, daß unter Alfred schon eine ganze Literatur in ihr vorhanden war; eine große Anzahl von Werken, nicht bloß Gedichte und Uebersetzungen, sondern auch Geschichten in Prosa und wissenschaftliche Bücher mannichfacher Art enthaltend. Aber auch diese Sprache,

obwohl noch viele ihrer Denkmahle bestehen, ging unter, als die französisch-redenden Normänner England eroberten, und aus der Mischung eine ganz neue, die jetzige englische Sprache entstand. So mußte nun die deutsche Sprache zum dritten Mahle das schwere Geschäft ihrer regelmäßigen Ausbildung beginnen. Dieß geschah im neunten Jahrhundert, denn damahls erst begann unsere jetzige hochdeutsche Sprache, in der sogenannten allemannischen Mundart, die aus der Verschmelzung der gothischen und der sächsischen Sprache, mit lateinischen Einmischungen verwebt, hervorging, sich zu entwickeln; sind auch früherhin schon Anfänge und Versuche dazu gemacht worden, so sind sie doch noch nicht von ganz entscheidendem Erfolg gewesen. In jenen allemannischen Denkmahlen sehen wir die deutsche Sprache noch ganz so unbeholfen und schwankend erscheinen, und im chaotischen Kampf, wie allemahl, wenn eine Sprache sich aus einer das Innere angreifenden Mischung oder Revolution zuerst wieder regelmäßig gestaltet. In eben diesem Zustande, wie die deutsche im neunten Jahrhundert, sehen wir auch die sämmtlichen romanischen Sprachen im eilften und zwölften Jahrhundert, in ihren ersten Versuchen auftreten. Man ist gewohnt, die deutsche Sprache als eine reine und uralte Stammsprache vor allen andern zu preisen. Dieß kann von der altsächsischen Sprache in vollem Maaße gelten, nicht aber so ganz von unserer jetzigen hochdeutschen. Diese ist eine neuere, erst im karolingischen Zeitalter aus der Verschmelzung mehrerer deutschen Mundarten, und einer sehr beträchtlich romanischen Einmischung entstanden, so daß man sie nicht mit Unrecht in die Reihe jener Sprachen stellen kann, welche aus der Verbindung der germanischen und der lateinischen entstanden sind, und deren Entstehung und ursprüngliche Beschaffenheit wohl eine aufmerksame Betrachtung verdient, da sie dem Geiste der gebildetsten Nationen Europa's zum Werkzeuge und zur Hülle dienen. Die eigentlich rein germanische und ursprünglich deutsche, allen Völkern dieses Stammes gemeinsame Sprache ist die altsächsische, die unter Alfred in England die vollkommenste Ausbildung erhalten hat. Daß die Sachsen im nördlichen Deutschland dieselbe Sprache redeten, wie die in England, ist keinem Zweifel unterworfen; aber auch die Franken

gebrauchten sich ursprünglich derselben, die auch dem ganzen germanischen Norden gemein war. Der Römer konnte sich in England eines Franken zum Dollmetscher bedienen, der Sachse aus Britannien bedurfte selbst in Schweden gar keines solchen, und als König Alfred, als Sänger verkleidet, in das dänische Lager ging, so hat er in keiner fremden, sondern in seiner eignen Sprache die Lieder gesungen, höchstens mit einer geringen Veränderung der Mundart oder der Aussprache. In welcher von den verschiedenen deutschen Sprachen waren nun die Lieder gefaßt, welche Karl sammeln ließ? Nicht in der gothischen, denn diese war erloschen, oder höchstens waren noch in den asturischen Gebirgen in Spanien Einzelne vorhanden, welche sie verstanden und reden konnten. Nicht in der oberdeutschen allemannischen, die wir noch ein halbes Jahrhundert nach ihm erst im Werden begriffen sehen, und die nur deßhalb fränkisch genannt wird, weil in der ganzen karolingischen Zeit, dieß nach dem herrschenden Volke fast eine allgemeine Bezeichnung für alles Deutsche ist. Dazu kommt, daß diese Lieder auch schon zu seiner Zeit alt, wenn auch nur zwei, wenn auch nur ein Jahrhundert alt waren. Ich glaube also fast mit Gewißheit behaupten zu dürfen, daß diese Lieder in sächsischer Sprache abgefaßt und aus der gothischen in diese übertragen waren, in derselben, welche Alfred schrieb, und die auch Karl, wenn er nicht romanisch redete, gesprochen hat; er, der am liebsten in den rheinischen Niederlanden lebte, dem alten Stammlande der Franken, deren Sprache ursprünglich auch die sächsische war.

Diese Bemerkung ist nicht bloß für den Freund der Sprache und der Dichtkunst, sondern auch selbst für die Geschichte in so vieler Beziehung wichtig, daß ich mir erlaubt habe, sie nicht zu übergehen.

Den Ursprung der hochdeutschen Sprache aber erkläre ich mir auf folgende Art. Die deutschen Völker, welche ursprünglich vorzüglich das baltische Meer umwohnten, haben, da sie mehr gegen Süden wanderten, dadurch ihre Sprache verändert; z. B. die Gothen, welche vom baltischen bis an das schwarze Meer zogen, und dort ein großes Reich gründeten, mitten unter vielen ganz fremdartigen Nationen lebend, von denen sie sogar ein-

zelne Wörter annahmen, haben eben dadurch eine ganz eigne Mundart und verschiedene Sprache erhalten. Im südlichen Deutschland, besonders in den Alpenländern, hat sich der gewöhnliche klimatische Einfluß gebirgigter Länder auf eine rauhe Aussprache und die harten Gurgeltöne bewährt. Die auf einander folgende gothische und fränkische Herrschaft und Kolonieen haben im südlichen Deutschland eine Verwirrung oder Verschmelzung verschiedener deutscher Mundarten erzeugt, und die romanische Einmischung ist den römischen Kolonieen an der Donau, besonders aber der frühern Verbreitung des Christenthums in diesen Gegenden zuzuschreiben; wie diese Einmischung aus der gleichen Ursache auch längst der nordwestlichen Rheingränze Statt gefunden hat, wo jedoch der norddeutsche Sachsenstamm im Ganzen reiner erhalten und die Völker weniger vermischt worden. Durch diese Einflüße ward die so regelmäßige und schöne gothische Sprache in den rauhen allemannischen Volksdialekt umgewandelt; der aus seiner Verwilderung durch Jahrhundertlangen Anbau hervorgezogen, nachdem das nördliche und südliche Deutschland unter Einem Kaiser vereint ward, auch von der sächsischen Sprache und Mundart immer mehr und mehr annahm, und sich eben dadurch zu der hochdeutschen Rede gestaltete, welche in dem sogenannten schwäbischen Zeitalter der Hohenstaufen zu einer völlig regelmäßigen Ausbildung gelangte, die aber bald von neuem wieder zugleich mit dem Reiche und dem ganzen sittlichen Zustande verwilderte.

Unter allen romanischen Sprachen hat sich die provenzalische zuerst entwickelt, vermuthlich, weil sie am wenigsten fremde Einmischung erfahren hat. Die alte Landessprache ist hier in dieser zuerst zur römischen Provinz gewordenen Gegend, wahrscheinlich auch am frühesten erloschen; die deutsche Ansiedlung ist aber verhältnißmäßig wohl sehr gering, und nicht bedeutend gewesen. Um also diese ganze Betrachtung über die Sprachen des neuern Europa mit einer allgemeinen Uebersicht zu beschließen; so haben sich von allen denen Sprachen, die aus der Vermischung der romanischen und der germanischen entstanden sind, die oberdeutsche oder allemannische, und die provenzalische zuerst entwickelt, welche beide am meisten rein geblieben waren und die geringste Einmischung er-

litten hatten. Von jenen drei romanischen Sprachen, welche eine beträchtlichere Einmischung erfahren haben, der italienischen, spanischen und nordfranzösischen, hat die, welche sich am meisten von der lateinischen entfernt, die französische, zuletzt den höchsten Punkt ihrer Vollkommenheit erreicht. Die jüngste aller dieser Sprachen ist die englische, in welcher die Mischung am stärksten war, und beide Bestandtheile des Germanischen und des Romanischen sich ungefähr das Gleichgewicht halten. Hier hat auch der chaotische Zustand, den eine solche Mischung nothwendig zur Folge hat, am längsten gedauert. Daß aber auch aus einem solchen in der Folge etwas sehr Edles hervorgehen kann, das zeigt sich in der eigenthümlichen Schönheit, in der Kraft, Schnelle und Leichtigkeit der englischen Sprache, so wie auch in dem hohen und eignen Nationalgeist ihrer Literatur, die ohne eine solche Sprache sich nicht so würde haben gestalten können.

Das allgemeine Erwachen eines neuen Lebens und jugendlichen Gefühls in dem Zeitalter der Kreuzzüge zeigte sich besonders in der plötzlichen Entfaltung jener Poesie, welche man bei den Provenzalen die fröhliche Wissenschaft nannte, und welche bei den geistvollsten Nationen des damahligen Europa einen so verschwenderischen Reichthum von Rittergedichten und Minneliedern hervorgebracht hat. Da der Geist des Minnegesangs aus allen diesen Ritterdichtungen athmet, und dieser Geist vorzüglich sie von andern bloß heroischen Heldengedichten unterscheidet, so mache ich mit dem ersten den Anfang. Der Minnegesang blühte zuerst auf bei den Provenzalen, und pflanzte sich von ihnen auf die Italiener fort, die anfangs selbst wohl in provenzalischer Sprache dichteten. Jetzt ist diese Sprache wie ausgestorben, daher die noch vorhandenen Denkmahle derselben unbenutzt in den Handschriften-Sammlungen da liegen.*) Nebst Frankreich blühte die fröhliche Wissenschaft am früheſten in Deutschland, am meisten im zwölften und dreizehn-

*) Das Werk von A. W. v. Schlegel sur la langue provençale, hat uns über diese so wenig bekannte älteste und erstgebildete unter den romanischen Schwestersprachen, von denen sie nun verdrängt ist, reichhaltigen Aufschluß gegeben.

ten Jahrhundert. Erst im vierzehnten Jahrhundert erreichte der Minnegesang der Italiener durch Petrarca seine kunstreiche Vollendung, und das fünfzehnte Jahrhundert war die eigentliche Zeit der spanischen Lieder. Ja der letzte berühmte Dichter, der in dieser alten Art von Liebesliedern in Spanien einen großen Ruhm erreichte, lebte noch tief in das sechzehnte Jahrhundert hinein. Es war Castillejo, der Ferdinand dem Ersten aus seinem Vaterland nach Oesterreich folgte.

Der Minnegesang hat sich bei jeder der genannten Nationen durchaus eigenthümlich entwickelt, dem verschiedenen Nationalgeiste gemäß; und ich glaube, daß hierin mit Ausnahme der Italiener keine Nation von der andern so gar viel entlehnt hat; während die Ritterdichtungen allerdings immer von einer Nation zur andern verpflanzt wurden und eine Art von Allgemeingut für alle waren. Selbst die Liederform hat sich bei jeder Nation ganz verschieden gestaltet. In allen herrscht der Reim, und zwar ein sehr musikalischer Gebrauch desselben, der ohne die Beziehung auf die Musik fast verschwenderisch und spielend scheinen könnte. Wahrscheinlich hat diese gemeinschaftliche Eigenschaft ihren Grund in der Beschaffenheit der damahligen Musik, da sie ursprünglich alle zum Gesange bestimmt waren.

Daß die deutschen Dichter ihre Minnelieder von den Provenzalen entlehnt hätten, wie man oft ohne allen Beweis behauptet, und ohne Grund vorausgesetzt hat, ist um so weniger wahrscheinlich, da die Deutschen in viel früherer Zeit Minnelieder gehabt haben; denn schon unter Kaiser Ludwig dem Frommen fand man es nöthig, den Klosterfrauen das häufige Singen der deutschen Liebesgesänge oder Wynelieder, zu untersagen. In der Ritterzeit haben allerdings einige deutsche Fürsten, die in Italien mehr einheimisch waren, auch in provenzalischer Sprache gedichtet; aber dieß beweist für den deutschen Minnegesang selbst nichts. Wäre dieser entlehnt, so würden die Sänger doch bisweilen ihre Vorbilder erwähnen, wie Petrarca seine geliebten Provenzalen so oft mit Ruhm anführt, um so mehr, da die deutschen Verfasser der erzählenden Rittergedichte, ihre provenzalischen oder französischen Quellen fast jeder Zeit anführen.

Wie dem auch sei, in der Liederform, und auch im Charakter, in dem Gedankengange, und der Gefühlsweise, sind die deutschen Minnelieder von den provenzalischen und französischen ganz verschieden, und von allen noch vorhandenen und schon bekannten Sammlungen der Art ist die deutsche die reichste.

Was darin zuerst auffällt, ist der sanfte Geist, den sie athmen; besonders Wunder nimmt es uns, wenn man einige dieser Fürsten und Ritter, von denen sie herrühren, in der Geschichte als die kühnsten Helden auftreten sieht. Aber dieser Gegensatz findet sich oft in der Natur, und muß wohl dem menschlichen Herzen, wenn es edel ist, gemäß sein; daß nähmlich mitten in einem ganz kriegerischen Leben sanfte Neigungen erwachen, und aus der höchsten heroischen Kraft das feinste Zartgefühl, wie eine schöne Blume emporsteigt. So ist auch jene alte Melodie, welche dem König Richard allgemein zugeschrieben wird, nur wie ein rührender Klagehauch, sanfter als man von dem löwenherzigen Helden irgend erwarten sollte.

Doch die Zartheit der Gefühle, und auch die Anmuth und musikalische Weichheit in der Sprache hat man den deutschen Minneliedern noch nie abgesprochen, dagegen macht man ihnen den Vorwurf der Einförmigkeit und der Tändelei. Der Vorwurf der Einförmigkeit ist eigentlich sonderbar; es ist als ob man sich beklagen wollte, daß im Frühling oder in einem Garten der Blumen zu viel seien. Freilich sollten Gedichte der Art nur wie einzelne Blumen den Weg des Lebens schmücken, und nicht mit einem Mahle ausgeschüttet werden, was Ueberdruß erregt. Der Laura selbst hätte es zu viel werden mögen, wenn sie alle Gedichte, welche Petrarca noch bei ihrer Lebenszeit an sie gesungen hat, mit einem Mahle hätte lesen sollen. Der Eindruck der Einförmigkeit liegt aber bloß darin, daß wir ganze Hunderte von solchen Liedern, weil sie jetzt eine Sammlung bilden, hinter einander lesen oder durchlaufen; wozu sie ursprünglich gar nicht bestimmt waren. Denn sind sie auch nicht alle an eine wirkliche Geliebte gerichtet gewesen, sondern manche bloß ersonnen worden; so war es doch immer für den Gesang, und um gesungen, wo immer man Lust daran fand, das gesellige Leben zu erhei-

tern und zu verschönern. Außerdem ist es unvermeidlich, daß nicht bloß Liebesgesänge, sondern überhaupt alle lyrischen Gedichte, wenn sie ganz Natur sind, und nur aus der eignen Empfindung hervorgehen, sich in einem bestimmten Kreise von Gefühlen und Gedankengange bewegen. Dieß ließe sich selbst in der ernsthaften lyrischen Gattung durch Beispiele von allen Nationen bewähren. Das Gefühl muß eine gewisse Hauptrichtung haben, wenn es sich eigenthümlich und poetisch aussprechen soll; und wo das Gefühl vorherrschen soll, da kann der Gedankenreichthum nur eine untergeordnete Stelle einnehmen. Die geforderte Mannichfaltigkeit der lyrischen Gedichte findet sich nur in den Zeitaltern der Nachbildung, wo man denn oft alle möglichen Gegenstände in allen möglichen Formen behandelt, und nicht selten den Ton und den Geschmack der verschiedensten Nationen und Zeitalter in einer Sammlung beisammen, und um so mehr Abwechslung zum hintereinander Durchlesen findet, je mehr das Lied und der Gesang zum Gelegenheitsgedicht herabgesunken ist, oder sich in sinnreiche Kleinigkeiten und Epigramme zersplittert und aufgelöst hat.

Der zweite Vorwurf, welchen man den Minneliedern macht, daß sie tändelnd seien, ist nicht ungegründet; aber ich weiß nicht, ob es durchaus ein Tadel ist. Selbst die Alten, obwohl sie in ihren erotischen Gedichten mehr die Gluth der Leidenschaft in ihrer ganzen Stärke darzustellen streben, haben doch erkannt, daß auch dieses Spielende in der Natur und in dem Gefühl der Liebe liege, indem sie in ihrer Mythologie den Amor als ein Kind darstellen, und an diesen Begriff so manche sinnreiche Dichtungen und Bilder geknüpft haben. Daß die Liebe als die heftigste Leidenschaft auch in der Ritterzeit oft tragische Ereignisse und Handlungen hervorgebracht hat, läßt sich schon aus dem lebendigen Charakter dieses Zeitalters vermuthen. Die Geschichte biethet eine Menge Beispiele der Art dar. Aber diese ernsthafte und leidenschaftliche Seite der Liebe wird in den Minneliedern selten hervorgehoben. So ganz ohne Sinnlichkeit, wie die platonischen Sinngedichte und Gesänge des Petrarca, sind die deutschen Minnelieder nicht. Doch in den meisten wird auch diese Seite nur zart berührt. Vorzüglich und

fast ausschließend ergriffen diese Dichter diejenige Seite des Gefühls, welche dem Spiele der Fantasie einen freien Raum eröffnet. Es war also der Geist des Minnegesangs überhaupt, und des deutschen insbesondere etwa folgender. Aus der den Deutschen ursprünglich eignen Achtung vor den Frauen, entwickelte sich bei mildern und verfeinerten Sitten, und nachdem auch das Christenthum strengere und reinere Begriffe von Sittlichkeit allgemeiner verbreitet hatte, ein Zartgefühl, das nur da, wo es nicht mehr empfunden ward, und die bloße Form davon übrig geblieben war, in leere Galanterie entartete; was aber, so lange es wirklich gefühlt wird, doch etwas unläugbar Edles und Schönes, auch für die Poesie ist. Die provenzalischen Liebeshöfe und Gerichte, die daselbst mit einer fast metaphysischen Spitzfindigkeit durchgeführten Streitigkeiten und beantworteten Fragen über die Liebe, sind dem deutschen Minnegesang eigentlich durchaus fremd. Er ist kunstlos im Vergleich mit dem sinnreichen Gedankenspiel des Petrarca oder der spanischen Lieder; dagegen aber ist er gefühlvoller, und besingt neben der Liebe gern auch die Natur, und die Schönheit des Frühlings.

Die epische Helden-Poesie gehört ganz der Vorzeit an; der Dichter eines schon kunstgebildeten Zeitalters, der es noch vermag, wie ein Sänger der Vorwelt, und wahrhaft episch zu dichten, ist immer als eine höchst seltene Ausnahme, und als eine in seinem Jahrhundert oder bei seiner Nation einzige Erscheinung und hohe Gabe der Natur betrachtet und verehrt worden. In der dramatischen Gattung behauptet dagegen die Kunst desto mehr ihre Vorrechte, und nur in einem ganz kunstgebildeten Zeitalter kann sie gedeihen. Für die lyrische Dichtung ist, wie die Jugend des Einzelnen am empfänglichsten, so auch das jugendliche Zeitalter der Nationen, sie hervorzubringen, das glücklichste. Eine solche, freilich nicht bloß in der Blüthe des Gefühls schwelgende, sondern auch kriegerisch muthige und lebendig thatenreiche Jugendzeit war für die Nationen des Abendlandes, das Zeitalter der Kreuzzüge.

Nebst den Kreuzzügen selbst, haben vorzüglich die Normannen viel beigetragen, der Fantasie der europäischen Nationen einen

ganz neuen Schwung zu geben. Zwar waren die Grundzüge des Ritterthums schon überall vorhanden, so wie sie selbst aus der ursprünglich germanischen Verfassung hervorgehen; der poetische Glaube an das Wunderbare, an riesenstarke Helden, Berggeister, Meerfrauen, Elfen und zauberkundige Zwerge war noch aus der altnordischen Götterlehre in der Fantasie zurückgeblieben. Aber es war ein frischer Lebensgeist, den die Normannen noch unmittelbar von der Quelle her, aus dem Norden mitbrachten, und mit dem sie alle jene vorhandenen Elemente des Ritterthums und der Poesie jetzt von neuem befruchteten. Dieser Geist verließ sie nicht, als sie christlich dachten und französisch sprachen; vielmehr verbreitete er sich nun erst recht über ganz Frankreich und über das ganze christliche Europa, und folgte den Normannen nach England und Sicilien, und bis auf die kühnen Züge nach Jerusalem, an denen sie einen so ganz vorzüglichen Antheil nahmen. Nicht nur ihre Sinnesart, auch ihre Lebensweise war durchaus poetisch, und ganz auf den Hang zu Abentheuern gegründet, stets auch in den kriegerischen Unternehmungen das Kühnste wählend und wagend, und immer auf das Wunderbare gerichtet, und so haben sie auf die Poesie des Mittelalters einen vorzüglich großen Einfluß gehabt. Besonders scheinen sie die Geschichte Karls des Großen mit Liebe aufgefaßt, und zum Rittergedicht gestaltet zu haben. Das historisch Wahre in dieser Geschichte, die Schlacht bei Roncesvall, wo das fränkische Heer von den Arabern und Spaniern überfallen ward, und eine große Niederlage erlitt, und wo Roland den Heldentod starb, war eher eine unglückliche als sehr ruhmvolle Begebenheit für Karl und die Franken. Daß die Erinnerung daran dennoch in dem Andenken des Volks so werth blieb, und auch für die Poesie schon früh ein beliebter Gegenstand wurde, davon ist der Grund vielleicht darin zu suchen, daß ungeachtet jener unglücklichen Schlacht, es doch Karln im Ganzen gelungen war, den Fortschritten der Araber Schranken zu setzen, und selbst jenseits der Pyrenäen Vertheidigungsmarken, als ein gemeinsames Bollwerk für das gesammte Abendland zu gründen. Vorzüglich aber lag es wohl in der eigenthümlich christlichen Ansicht dieser Begebenheit. Jene Ritter waren im Kampf gegen die Feinde der Christenheit gefallen;

waren sie also gleich irdisch besiegt, so blieb ihnen doch die himmlische Siegespalme gewiß. Sie waren für die Sache Gottes den Heldentod gestorben, und wurden also als Märtyrer betrachtet. In einer solchen Ansicht war unstreitig das alte Rolands-Lied abgefaßt, dessen oft erwähnt wird, und welches als Schlachtlied auch bei den Normannen diente; denn ohne diese himmlische Tröstung wäre ein unglückliches Todeslied schwerlich geeignet gewesen, den Muth zur Schlacht zu beseelen. In dem Zeitalter der Kreuzzüge ward nun die Geschichte von Karls Thaten, von der Schlacht bei Roncesvall, und Rolands Tode, ganz als Kreuzzug dargestellt, anfangs in der Absicht, den jetzigen Rittern und Kreuzfahrern ein anfeuerndes Beispiel und hohes Vorbild unter dem schon verherrlichten und vielbesungenen Nahmen des großen Kaisers und seiner Helden aufzustellen; ja es ward Karln selbst ein fabelhafter Kreuzzug beigelegt. Allmählig brachte man nun alle Sultane und alle Zaubereien des ganzen Orients in die Geschichte Karls, behandelte diese ganz fabelhaft, und früh genug scheinen sich auch einige komische Charaktere und Dichtungen an das Uebrige angeschlossen zu haben. Durch die mündlichen Erzählungen der Kreuzfahrer waren ohnehin zahllos viele fabelhafte Sagen und Mährchen verbreitet worden, und als endlich die Reisebeschreibung des Marco Polo bekannt wurde, der einen großen Theil von Asien durchstreift hatte, und der wegen seiner Uebertreibungen und seiner großen Zahlen nur Messer Millione genannt wurde; da gab es zwischen Marokko und China nichts Wunderbares, es mochte auf einiges Wahre gegründet, und nur halb fabelhaft, oder ganz und gar erdichtet sein, was nicht in diesen Poesien zusammengeflossen wäre. So verlor diese geschichtliche Sage von den Thaten und Kriegen Karls des Großen, welche in ihrer ursprünglichen Gestalt wohl Gegenstand für ein ernstes Heldengedicht hätte sein können, allen festen Grund und Boden, und wurde bloß eine Form oder Einfassung, worin sich alle möglichen beliebigen Dichtungen eintragen ließen, und bloß ein Vehikel für das kühne und willkührliche Spiel der Fantasie mit dem Wunderbaren. Diese Gestalt hat sie beim Ariost, und den andern, die ihm vorangingen oder nachfolgten, wo der

Dichter des hinreissenden Zaubers seiner Sprache und seiner Darstellung gewiß, gar nicht mehr täuschen will durch seine luftigen Gestalten, und vorüberfliegenden Gemählde, sondern oft durch absichtliche Uebertreibung, durch willkührliche Unordnung und scheinbare Verwirrung, in der bald hier, bald dort hineilenden Erzählung, und durch eingestreute Scherze, die Täuschung selbst wieder zerstört.

Achte Vorlesung.

Dritter Fabelkreis der Rittergedichte, vom Artus und der Tafelrunde. Einfluß der Kreuzzüge und des Morgenlandes auf die Poesie des Abendlandes. Arabische Lieder und Persisches Heldenbuch von Ferdusi. Letzte Abfassung des Nibelungen-Liedes, Wolfram von Eschenbach, wahre Bedeutung der gothischen Baukunst. Spätere Poesie der Ritterzeit und Gedichte vom Cid.

Es sind vorzüglich drei Kreise von Fabeln und Geschichten, welche den Rittergedichten des Mittelalters zum Gegenstande dienten. Den ersten bilden die Sagen von den gothischen, den fränkischen und burgundischen Helden aus der Zeit der Völkerwanderung; sie machen den Inhalt des Nibelungen-Liedes aus, und der verschiedenen unter dem Namen des Heldenbuchs bekannten Stücke. Diese heroischen Sagen haben am meisten einen geschichtlichen Grund; sie athmen noch ganz den nordischen Geist, sie sind vielfältig auch in den skandinavischen Sprachen besungen und behandelt worden, und schließen sich zunächst an die heidnische Vorzeit, und an die altdeutsche Götterlehre an. Der zweite Hauptgegenstand der Rittergedichte war Karl der Große, besonders aber sein Krieg gegen die Araber, die Schlacht bei Roncesvall, und der Ruhm der um ihn vereinten großen Helden. Die Erzählungen davon entfernten sich sehr bald von der Wahrheit; der thätige Held ward in einen müßigen Beherrscher, ähnlich denen des Morgenlandes, verwandelt. Dazu kann beigetragen haben, daß die Normannen, welche diese Dichtung vorzüglich ausgebildet, sich Karln bei allem Ruhm, der seinen Namen umgab, in ähnlichen Verhältnissen dachten, wie sie die unthätigen Monarchen des alten Frankenreichs auf seinem Thron zu ihrer Zeit fanden. Wie dem auch sei, eine gewisse, fast komische Uebertreibung gewann bald Einfluß in dem Vortrage dieser Ge-

schichte, es ward immer mehr Wunderbares und Willkührliches hinzugedichtet, und zuletzt blieb das Ganze nur ein bloßes Spiel der Fantasie, wie wir es im Ariost sehen. Nicht ganz so erging es dem dritten Fabelkreise der Ritterdichtung, den Geschichten von dem britischen König Artus und seiner Tafelrunde. Zwar ward auch hier das ursprünglich Geschichtliche, durch die ganze Fülle des Wunderbaren, was die Kreuzzüge darbothen, bereichert, und die Dichtung bis nach Indien fortgeführt. Der geschichtliche Artus, ein christlicher König von celtischem Stamm in Britannien, und dessen Schicksale und Kriege gegen die anfangs noch heidnischen Heerführer der Sachsen, wäre nur ein sehr beschränkter Gegenstand gewesen. Desto mehr legte man hinein, indem man in dieser Dichtung vorzüglich das Ideal des vollkommenen Ritterthums zu entfalten suchte, und man behielt hier weit mehr ein bestimmtes Ziel im Auge, als bei den Gedichten von Karl dem Großen. Zunächst schlossen sich einige Dichtungen daran, welche die Liebe in den schönsten Verhältnissen des ritterlichen Lebens darzustellen bestimmt sind. Die vorzüglichste dieser Dichtungen ist durchaus elegisch, wie es selbst der Nahme Tristans bezeichnet. Dieser sanfte elegische Anstrich ist der Natur einer solchen Darstellung durchaus angemessen, schon wegen des Widerspruchs zwischen den äußern Verhältnissen, und dem innern Gefühl der Vergänglichkeit der Jugend, welche dem Reiz und selbst der Freude derselben immer schon eine gewisse wehmüthige Empfindung ihrer flüchtigen Kürze zugesellt, und besonders auch, weil die höhere Sehnsucht doch nie sich ganz befriedigt fühlt. Die poetische Umgebung, das Wunderbare und die ritterlichen Sitten und Thaten, mit denen hier die Schicksale der Liebe verwebt erscheinen, wirken durchaus verschönernd, und für das Gefühl erhöhend. Vergeblich hat man in neuern Zeiten, wo man die Darstellung in die Gegenwart und prosaische Wirklichkeit verlegte, durch psychologische Zergliederung und Feinheit, durch Welt- und Menschenkenntniß den Mangel an Poesie ersetzen wollen. Die Welt und die Menschen lernt man doch nicht aus Büchern kennen. Wohl aber vermag die Poesie die Ahnung solcher Gefühle, die selbst schon eine natürliche Poesie sind, bei denen, die sie noch nicht kennen, wie die Erinnerung derselben bei

jenen, die sie schon erfuhren, zu erwecken, und indem sie alles in dem schönsten Lichte zeigt, und mit einem magischen Zauber umgiebt, diese Gefühle nicht sowohl zu veredeln, als in dem ihnen natürlichen Element der Schönheit zu erhalten. Unter allen größern und epischen Ritter-Liebesgedichten des Mittelalters, erhielt Tristan von allen Nationen den Preis; damit jedoch auch hier die Einförmigkeit nicht ermüde, so ward jener mehr elegischen Dichtung die heitere und fröhliche vom Lancelott zugesellt.

Aber noch zu einem ganz andern Zweck diente die Dichtung von Artus und seiner Tafelrunde. Man suchte in diesem Kreis, welcher den Inbegriff und die Blume aller vollkommenen Rittertugend in sich fassen sollte, besonders auch den Begriff eines geistlichen Ritters auszudrücken, wie derselbe einem hohen Gelübde getreu, durch strenge Prüfungen und hohe Thaten eine Stufe der Vollkommenheit nach der andern ersteige, und zu immer höhern Graden der Weihe sich erhebe. Dieß hinderte jedoch die Dichtung nicht, ihren ganzen Reichthum von Abentheuern und Wundern des Kriegs und der Liebe im Abendlande und im Morgenlande zu entfalten. Unter dem Nahmen des heiligen Graal ward eine ganze Reihe von solchen ganz allegorischen Ritterdichtungen ersonnen, deren Ziel stets dahin geht, darzustellen: wie der Ritter durch immer höhere Einweihung, sich der Geheimnisse und Heiligthümer würdig machen soll, deren Aufbewahrung hier als das höchste Ziel seines Berufs erscheint. Man darf aber annehmen, und es sind bestimmte Anzeichen und Beweise vorhanden, daß nicht bloß das Ideal eines geistlichen Ritters, wie es damahls in dem Zeitalter, da die vornehmsten geistlichen Ritterorden entstanden und blühten, in den Gemüthern war, darin ausgesprochen wird, sondern auch manche von den sinnbildlichen Begriffen und Ueberlieferungen, welche einige dieser Orden, besonders die Tempelherren, unter sich hatten, in diesen Dichtungen niedergelegt sind. Dieß ist auch in geschichtlicher Rücksicht merkwürdig. Lessing, welcher, so viel ich weiß, diese Bemerkung zuerst gemacht, und der eine sehr sorgfältige Untersuchung darauf gewandt hat, war wohl im Stande, darüber zu urtheilen; und diejenigen, welche mit Gegenständen der Art bekannt sind, werden ihm unstreitig beistimmen, wenn sie die alten Dich-

tungen mit diesem Gedanken aufmerksam betrachten wollen. Selbst in den französischen Romanen vom Graal ist dieß unverkennbar, noch mehr aber in der äußerst kunstreichen deutschen Behandlung.

So hat denn dieser dritte Fabelkreis der Rittergedichte, der von Artus und der Tafelrunde, einen ganz eigenthümlichen allegorischen Charakter. Diese drei Fabelkreise, der von den Nibelungen, der von Karl dem Großen, und der von der Tafelrunde, sind die vorzüglichsten Gegenstände der Poesie im Mittelalter gewesen; unzählige andere Dichtungen schlossen sich an jene, wie an ihren Mittelpunkt und Kern an. Es ist jetzt noch zu betrachten, welche Gestalt der Geist der Ritterdichtung, wie des Ritterthums selbst, bei jeder der vornehmsten Nationen Europa's angenommen, wie lange er gedauert hat, wie jene Poesie bald auf die eine, bald auf die andere Weise erloschen ist und verloren ging, und fast nirgends zu der vollendeten Entwicklung und kunstreichen Schönheit der Darstellung gelangte, deren sie wohl fähig gewesen wäre. Zuvor aber ist es nöthig, noch des Einflusses der Kreuzzüge auf die Poesie des Abendlandes mit einigen Worten zu gedenken, und besonders auch den Punkt zu berühren, in wie fern die Poesie des Morgenlandes daran Antheil gehabt hat.

Die Hauptsache blieb immer die Wirkung, welche die große Begebenheit der Kreuzzüge, in dem Geiste, worin sie unternommen ward, schon an und für sich haben mußte, die Fantasie zu erwecken. Die Thaten Gottfrieds von Bouillon wurden noch in derselben Zeit besungen, da sie eben erst geschehen waren; sie durften nicht erst in eine entfernte Vergangenheit zurücktreten, um poetisch zu erscheinen. Doch zogen die Sänger die fabelhaften Geschichten Karls des Großen, nebst denen von der Tafelrunde mehrentheils vor, weil hier die Fantasie noch freiern Spielraum hatte.

Der Einfluß, den die Poesie der Morgenländer durch die Kreuzzüge auf Europa gehabt hat, ist bei weitem nicht so groß gewesen, als man ihn früher oftmahls angab, und was davon wahr ist, gebührt wenigstens größtentheils, wenn auch nicht ausschließend, den Persern, und nicht den Arabern. Unter allen Werken der orientalischen Dichtkunst sind es vorzüglich zwei, welche diesen Einfluß und den Geist darstellen, der durch denselben nach Europa

herüber kam, oder auch schon ursprünglich dem Dichtergeist des Nordens verwandt war: die unter dem Namen Tausend und Eine Nacht bekannte arabische Mährchensammlung, und das persische Heldenbuch des Ferdusi, den man bald den Homer, bald den Ariost des Morgenlandes genannt hat.

Die ältere Poesie der Araber vor Mahomed bestand, so weit sie bekannt ist, aus lyrischen Heldengesängen, welche ohne eigentliche Mythologie die kriegerischen Thaten und die Gefühle der Liebe besangen, besonders aber den Ruhm des einzelnen Kriegers und seines Geschlechts. Alles ist auf den Stamm, der gepriesen werden soll, gerichtet, und um seine hohen Vorzüge vor andern minder geachteten, oder auch gehaßten und angefeindeten Stämmen in das hellste Licht zu setzen. Daneben Sittensprüche, sinnreiche Gedankenspiele, wie das ganze Morgenland sie liebt. Eine eigentliche Mythologie, eine solche Welt von Dichtungen über Götter und Helden, Geister und andere wunderbare Naturen in ihrem Kampf dargestellt, wie die Griechen, die Perser sie hatten, und wie sie auch in der nordischen Götterlehre enthalten ist, findet sich nicht in jener altarabischen Poesie. Sie ist so ganz lokal, daß sie auch wohl kaum eine Verpflanzung leidet; vielmehr muß man sich ganz in die Lebensart jener arabischen Stämme versetzen, um ihre Poesie einigermaßen verstehen zu lernen. In der Abwesenheit einer eigentlichen Mythologie, und in der ausschließenden Richtung und Beschränkung auf den Ruhm, die Denkart, die Verhältnisse und Erinnerungen einiger kriegerischen Stämme vom arabischen Adel, haben diese Gesänge eine allgemeine Aehnlichkeit mit den ossianischen. Nur daß in diesen meistens der klagende Ton der herrschende ist, angemessen dem Gefühl einer schon erlöschenden Nation, oder wenn man will, einem vom Nebel umhüllten, von den Wogen des Nordmeers umrauschten Lande, unter trübem und rauhem Himmel. In den arabischen Stammgesängen herrscht dagegen ein stolzer, freudiger, muthiger Geist, wie einer siegreichen Nation, und dem südlichen Klima angemessen. Statt der Klage spricht hier auch oft der kriegerische Zorn und Haß gegen den angefeindeten Stamm. Solche Stammgesänge sind immer durchaus lokal, und bleiben ganz dem Boden eigen, auf dem sie entsprungen sind.

Dagegen die Dichtungen einer mehr mythologischen Heldensage leicht von einer Nation zur andern übergehen, und bei allen Nationen, die eine solche besitzen, manche Aehnlichkeit und Uebereinstimmung verrathen.

Eine dichterische Mythologie war so entfernt von dem Geiste der ältern Araber, daß die Erzählung bekannt ist, wie ein Araber zu Mahomeds Zeit die persischen Heldengeschichten von Isfendiar und andern wunderbaren Rittern der Vorzeit als etwas Neues und Unbekanntes nach Mekka brachte, Mahomed aber diesem Einhalt that, weil er besorgte, daß man Gefallen daran finden, und seine Poesie, und seine Zwecke leicht darunter leiden möchten.

Gefallen fanden nun allerdings die Araber, als sie Asien beherrschten, an den Zaubergestalten der persischen Dichtkunst. Dieß beweisen die schon erwähnten arabischen Mährchen. Daß besonders diejenigen darunter, welche am meisten Wunderbares und Feerei enthalten, ursprünglich nicht alt und echt arabisch seien, sondern die Poesie darin den Persern, zum Theil vielleicht selbst den Indiern angehört, das wird jetzt von den Kennern der orientalischen Literatur für ausgemacht gehalten. Ob die Araber aber außer der von den Persern entlehnten, eine wahrhaft eigne, und von ihnen selbst ausgegangene und gebildete Ritterpoesie gehabt, von mehr Dichtung als jene alten lyrischen Stammgesänge, das ist wenigstens bis jetzt noch nicht erwiesen. Und wenn auch neuerdings eine oder die andere den Arabern wirklich originaleigenthümliche größere Ritterdichtung aufgefunden worden ist, so wird doch dadurch das Verhältniß im Allgemeinen nicht wesentlich verändert.

Elfen und Alraunen, Berggeister und Meerweiber, Riesen, Zwerge und Drachen waren in der nordischen Götterlehre lange bekannt vor den Kreuzzügen. Dieß ist nicht entlehnt, sondern eine ursprüngliche Verwandtschaft zwischen der nordischen und persischen Götter- und Geisterlehre. Nur die südlichen Zaubergestalten jener Feerei, und den orientalischen Farbenglanz der Fantasie hat die Bekanntschaft mit dem Morgenlande in die Poesie des Abendlandes eingeführt. Es findet aber noch eine andere Art der Uebereinstimmung Statt. Das persische Heldenbuch, worin

der Dichter um das Jahr Tausend unserer Zeitrechnung, die Sagen und Geschichten der persischen Helden und Könige zusammentrug, und in der reinsten und blühendsten Persersprache, die damahls noch möglich war, und mit einer Fülle der Fantasie besang, welche ihm den Beinahmen des Paradiesischen verschaffte, der nun sein geschichtlicher Nahme geworden ist, hat etwa folgenden Hauptinhalt in dem mythologischen Zeitraume. Die Herrlichkeit Dschemschids, auf dessen Nahmen alles zusammen gehäuft wird, wodurch ein Herrscher und ein Sieger als der Abglanz des Ewigen auf Erden erscheinen kann, steht am Anfange dieser Dichtung als das goldene Zeitalter des ehemahligen Perserreichs, und der gesammten asiatischen Welt. Als aber doch nach vielen glücklichen Jahrhunderten, jene Sonne der Gerechtigkeit sich verdunkelt, und der herrlichste Herrscher in Stolz und Uebermuth versinkt, da fällt auch das Land des Lichts den feindlichen Gewalten anheim. Der Kampf zwischen Iran und Turan, zwischen dem heiligen Lande des Lichts, und dem Lande wilder Finsterniß, ist nun der Mittelpunkt, um den sich alle nachfolgenden Dichtungen drehen. Des herrlichen Feridun Sieg über den bösen Zohak, und wie er dann gegen den feindlichen Afrasiab vergeblich kämpft; wie dieser zur allgemeinen Herrschaft gelangt, und nun eine dunkle Nacht das ganze Reich bedeckt; doch aber schon ein Retter der Perser geboren ist in Rustan, welcher den wilden Beherrscher wieder verdrängt, bis er nach langen Abentheuern von König Chosru endlich ganz besiegt wird, mit welchem als dem eigentlichen geschichtlichen Stifter des persischen Reichs, die historische Zeit beginnt; das sind lauter Dichtungen, in welchen überall der altpersische Begriff vom Kampf des Lichts und der Finsterniß in Heldensage eingekleidet ist. Auch in allen übrigen Dichtungen athmet derselbe Geist, und ist dieselbe Beziehung sichtbar. Einen ähnlichen, den Griechen in dieser Art wenigstens fremden Gegensatz und Begriff vom Kampf des Guten und Bösen, des Lichts und der Finsterniß bemerkt man leicht in vielen und wohl in den meisten christlichen Dichtungen des Mittelalters; ja man kann sagen, daß er durchgehends darin herrscht, so früh nur eigentlich christliche Dichtung und Sinnbilder der darstellenden Kunst sich

zu entwickeln angefangen haben. Das Christenthum verwirft jene persische Vorstellungsart von dem ewigen Gegensatz und Kampf des Guten und Bösen, nur insofern derselbe auch auf die Gottheit ausgedehnt wird, und sodann zwei von einander unabhängige Grundkräfte angenommen werden. Aber dieß liegt in einer höhern Region; es ist eine Verschiedenheit, die, wenn man so sagen darf, nur die Metaphysik betrifft. Im übrigen erkennt das Christenthum in der Sinnenwelt wie in der Geisterwelt, in der Natur wie im Menschen jenen Gegensatz des Guten und Bösen, den Kampf des Lichts und der Finsterniß an, wie er sich denn auch in allen eigenthümlich christlichen Vorstellungsarten, Dichtungen und Sinnbildern kund giebt. Es ist also auch diese Uebereinstimmung, die neben dem ähnlichen allerdings auch manches unähnliche enthält, nicht für entlehnt zu halten, und aus bloßer Mittheilung und Nachbildung zu erklären; sondern es erfolgte ein ähnlicher Gang der Einbildungskraft, aus einer Weltansicht, die bei aller Verschiedenheit doch in mehreren wesentlichen Grundzügen übereinstimmt.

Die spätern romantischen Gedichte der Perser, wie Meschnun und Leila, Chosru und Schirin, erinnern als epische Liebes- und Rittergedichte dieser Gattung nach, welche den Alten fremd war, immer noch an die Poesie des Mittelalters. Doch ist diese Schwelgerei der Bilderfülle dem Abendlande in dem Maaße selbst da fremd, wo man Gedichte am meisten als Blumenspiele betrachtet; noch weiter aber entfernt sich die darin herrschende Behandlung der Liebe selbst, und alles, was das sittliche Gefühl berührt, von der Weise der Europäer.

Vergleicht man die altfranzösischen Fabliaux und Erzählungen mit den arabischen Mährchen, so ergiebt sich, daß mehrere solche Geschichten aus dem Morgenlande nach Europa gekommen sein mögen, vermuthlich durch die mündlichen Erzählungen der Kreuzfahrer. Dieß lassen die Abweichungen vermuthen, und die eigne Gestaltung, welche die Geschichten angenommen haben. Indessen kann die Einwirkung vielleicht auch gegenseitig gewesen und manche Novelle auch aus dem Abendlande an die Araber gekommen sein, zur Zeit jenes allgemeinen Völkerverkehrs. Ganze

und vollständige Heldendichtungen scheinen die Europäer nicht aus morgenländischen Quellen entlehnt zu haben; selbst die fabelhafte Geschichte Alexanders, obwohl sie auch den Persern den Stoff lieh zu einem romantischen Heldengedicht, haben sie nicht von diesen, sondern aus einem griechischen Volksbuche entlehnt, um sie dann zu einem Rittergedicht umzugestalten. Eben dieß geschah den Sagen der Alten von den trojanischen Abentheuern, die man auch nicht aus den großen Dichtern, sondern aus spätern Volksbüchern schöpfte. Unser Zeitalter, an historischem Wissen so reich, und in jeder Art von Nachbildung und Nachkünstelei das erste, kann freilich stolz herabsehen auf dergleichen ungeschickte Kinderversuche, wie die trojanischen und anderen Rittergedichte des Mittelalters von antikem Inhalt. Indessen hatte jenes Zeitalter, so weit es in allen den erwähnten Rücksichten nachstehen muß, doch einen Vortheil für sich, und es ist wenigstens leicht zu begreifen, wie jene griechischen Heldensagen die damahligen Menschen so ansprechen, ihnen so verwandt und nah dünken konnten. Es war das Mittelalter recht eigentlich die christliche Heldenzeit, und in der Heldensage der Griechen finden auch wir noch Einzelnes, was an die Rittersitten erinnert. Tankred und Richard, sammt ihren Sängern und Troubadours standen dem Achill und Hektor, und den trojanischen Rhapsoden in mancher Hinsicht viel näher, als die Feldherrn und Dichter eines spätern kunstgebildetern Zeitalters. Alexanders Thaten wurden zu eben dem Zweck gewählt, weil sie, auch ohne fabelhafte Hinzudichtung, unter allen geschichtlichen, einem Heldengedicht am ähnlichsten sind, und das Wunderbare, was sie haben, mehr als bei allen andern Eroberern ein poetisches ist.

Ueberhaupt kamen jetzt bei diesem allgemeinen Völkerverkehr zur Zeit der Kreuzzüge, der auch die abendländischen Nationen in viel nähere Verbindung brachte, die Dichtungen aller Zeiten und Länder in Berührung, und wurden vielfältig vermischt. Diese chaotische Mischung ward in der Folge allerdings die Ursache, daß die vorzüglichsten, sinnvollsten, in Europa einheimischen Heldensagen größtentheils in ein bloßes Spiel der Fantasie sich auflösten, allen geschichtlichen Grund und festen Boden verloren.

Für die große Menge romantischer Dichtungen, welche jetzt entstanden, entweder sich anschließend an jene drei Hauptkreise der Poesie des Mittelalters, oder auch unabhängig, zum Theil selbst auf wahre Begebenheiten gegründet, läßt sich nur ein allgemeiner Maaßstab angeben. Sie haben um einen desto höhern Werth, je mehr sie auf geschichtlichem Boden ruhen, und einen nationalen Gehalt und Charakter haben, je mehr darin auch das Wunderbare der Poesie, der eigentlich freie Spielraum der Fantasie, auf eine ungezwungene und natürliche Art seine Stelle findet; und jemehr sich in dem Ganzen der Geist der Liebe ausspricht. Ich verstehe darunter nicht bloß eine milde, schonende, und gleichsam liebevolle Behandlung alles dessen, was dargestellt wird, vielmehr überhaupt den Geist, der die eigentlich christlichen Dichtungen alle wesentlich unterscheidet; der auch da, wo ein tragischer Ausgang in der Natur der Sache liegt, oder von dem Dichter beabsichtigt wird, nie mit dem bloßen Gefühl der Zerstörung, des Untergangs, oder eines unerbittlichen Schicksals endigt; sondern der vielmehr aus Leiden und Tod, ein neues höheres Leben in verherrlichter Gestalt aufsteigen läßt, und auch den irdisch Besiegten, oder dem Leiden Unterliegenden durch eine solche Verklärung nach dem vollendeten Kampf in dem Kranz eines höhern Sieges geschmückt darstellt.

Ich wende noch einen Blick auf die fernere Entwicklung der Ritterpoesie, oder ihrer frühen Entartung bei den vornehmsten Nationen Europa's bis auf die Zeit der Reformation, indem ich mit der deutschen den Anfang mache, deren Literatur in diesem Zeitraume und in dieser Gattung, wenn auch nicht an sich die reichste, doch wenigstens verhältnißmäßig vollständiger bekannt ist, und betrachte zuletzt die italienische, weil bei dieser der Rittergeist am wenigsten Herrschaft und Einfluß gehabt hat, und eine eigenthümliche, mehr zum Antiken sich neigende Art und Weise auch in der Poesie derselben schon früh herrschend geworden ist.

Das eigentliche Erwachen und Aufblühen der deutschen Sprache und alten Poesie, beginnt mit Kaiser Friedrich dem Ersten im zwölften Jahrhundert. Im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts ist die erste Blüthe schon vorüber; von da an geht eine in vieler

Hinsicht noch ähnliche Art zu dichten, und die Sprache zu behandeln fort, bis Kaiser Maximilian. Die Prosa wird ausgebildeter, die Kunst der Verse geht aber mehr und mehr verloren, die Sprache in der Poesie fällt immer mehr in das Rauhe zurück, und fängt an zu verwildern, bis dann im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, mit einer allgemeinen Erschütterung der Begriffe, auch eine gänzliche Veränderung in der Sprache vorging, die nun eine Art von Scheidewand zwischen uns und jener ältern deutschen Art und Kunst auch in der Sprache und Dichtung bildet. Vor Barbarossa's Zeit, scheint die Kultur, durch welche sich Deutschland unter den sächsischen und den ersten fränkischen Kaisern allerdings auszeichnete, doch mehr eine lateinische als eine deutsche gewesen zu sein. Es konnte auch nicht wohl anders sein an dem Kaiserhofe selbst und in allem, was von ihm ausging und abhängig war. Hier in dem Mittelpunkte, von welchem aus nicht nur Deutschland, sondern auch halb Italien, das zum Theil romanische Lothringen, das fast ganz romanische Burgund beherrscht und gelenkt, die Staaten = Verhältnisse und Geschäfte so vieler andern Völker abgehandelt wurden, war die allgemeine Sprache, die lateinische, das nächste und das dringendste Bedürfniß. Aus eben diesem Verhältnisse erklärt sich's auch, daß einige Kaiser, welche oft so lang von Deutschland abwesend waren, in romanischer Sprache dichteten, wie einige von den Hohenstaufen, obwohl es von anderen mehrentheils in deutscher geschah. Jenes Bedürfniß der allgemeinen Geschäftssprache fand auch für Deutschland selbst Statt, wo nebst der einheimischen auch die slavischen Sprachen so weit ausgedehnt, die beiden Hauptmundarten jener aber, die norddeutsche und süddeutsche, die sächsische und allemannische damahls nicht wie später mehr und mehr verschmolzen und bloß als Dialekte, sondern noch fast wie zwei abgesonderte Sprachen von einander verschieden waren. Das Aufblühen der deutschen Sprache unter Friedrich dem Ersten scheint mir nicht sowohl dem, was er selbst unmittelbar für Geist und Bildung that, allein, als auch dem Umstande zuzuschreiben, daß jetzt mehrere einzelne Fürsten, und auch solche, die nicht so weitläuftige Länder beherrschten, daß die Sorge der Herrschaft sie ganz hätte hinnehmen können, dennoch unabhän-

gig, mächtig und reich genug wurden, um auf Verschönerung ihres Lebens durch Gesang und Kunst mehr als zuvor zu denken. So versammelten nebst den Landgrafen von Thüringen, besonders auch die österreichischen Babenberger, die Dichter und Sänger an ihrem Hof. Von einem solchen in Oesterreich lebenden Dichter rührt wahrscheinlich die letzte, jetzt noch vorhandene Bearbeitung des Nibelungen-Liedes her. Nicht bloß die genaue Lokalkenntniß, sondern auch manche Rücksicht und absichtliche Verherrlichung Oesterreichs verräth dieses Vaterland und den Aufenthalt des Dichters. Daher ward nun auch der Lieblingsheld des Landes, der Markgraf Rüdiger, obwohl gegen die Zeitrechnung in das Gedicht eingeflochten. Selbst auf die sehr vortheilhafte Schilderung des Attila kann dieß Einfluß gehabt haben; denn noch waren in dem nah mit Oesterreich verbundenen Ungarn, viele Sagen vom Attila vorhanden, er ward als ein einheimischer Held, und also nicht ohne Vorliebe betrachtet. Wenn der Markgraf Rüdiger der Chriemhild, da sie Bedenken trägt, einen Heiden zum Gemahl zu nehmen, versichert, daß viele christliche Ritter und Herrn an Attila's Hofe leben, so ist dieses der Geschichte gemäß. Auffallender schon ist eine andere Stelle, wo es heißt, daß man beim Attila ohne Unterschied, theils nach christlicher Ordnung, theils in heidnischen Sitten gelebt. Er habe jedem, wie sein Leben und seine Thaten waren, genug gegeben und reichlich gelohnt. So hat die Dichtung nach der ihr eignen Willkühr den Eroberer Attila in einen milden großmüthigen Herrscher, gleich einem christlichen Kaiser umgebildet, während sie den thätigsten aller Selbstherrscher, Karl den Großen, in die müßige Figur eines Monarchen, der nichts selbst vollbringt, verwandelte.

Die Zeit dieser letzten Abfassung des Nibelungen-Liedes könnte man mit Wahrscheinlichkeit in die Zeit Leopold des Glorreichen, des vorletzten Babenbergers setzen; und wollte man, da der Dichter eines solchen Werks kein Unbekannter gewesen sein kann, die Vermuthung auf einen bestimmten und bekannten Nahmen richten, so möchte es Heinrich von Ofterdingen gewesen sein, der in Thüringen geboren, in Oesterreich aber angesiedelt war. Welcher Wahrscheinlichkeit oder Vermuthung man aber auch über diesen

Gegenstand Raum geben oder den Vorzug ertheilen wolle, nachdem das herrliche Gedicht in Paraphrasen und Commentaren, von Chorizonten und Allegoristen, gleichwie es mit den homerischen Gesängen geschah, so vielfältig ist bearbeitet und hin und her untersucht und beurtheilt worden; gewiß bleibt, daß es in dieser seiner jetzigen Gestalt und letzten Abfassung und Vollendung, nicht durch den zufälligen Zusammenfluß von allerlei Sagen-Fragmenten entstanden sein kann, sondern von Einem Meister herrührt, dem größten jener Zeit, wie das Werk selbst unter allen übrigen von ähnlicher Art und verwandtem Inhalt desselben Jahrhunderts, in Sprache und Darstellung, in Geist und Anordnung, hoch abgesondert durch seine Vortrefflichkeit und ganz einzig dasteht.

Es ist dasselbe nicht bloß in der Sprache das vorzüglichste jener Zeit, sondern auch in der innern Einrichtung sehr regelmäßig. Es hat einen fast dramatisch vollkommnen Schluß, es ist in sechs Bücher abgetheilt, die wieder in kleinere einzelne Stücke und auch metrisch zusammen gehörende Abschnitte oder Rhapsodien zerfallen, so wie sie zum Gesang bestimmt waren. Der Dichter muß sich sehr treu an seine alten Quellen gehalten haben, weil, einzelne Worte ausgenommen, eigentlich keine Spur von den Kreuzzügen sich in dem Gedichte findet, wenigstens durchaus nicht im Geiste des ganzen Gedichts, noch in der Weise der Dichtung, wie dieses doch sonst leicht in allen Werken jener Zeit bemerkt wird, und überall hervorsticht.

Ungleich mehr sichtbar ist dieser Einfluß der Kreuzzüge und der dadurch allen Dichtern so beliebten, und fast unentbehrlich gewordenen Fahrten nach dem Morgenlande dagegen, in den zum Heldenbuche gehörigen Stücken, die von sehr verschiedenem Werth sind.

Von den übrigen Ritterdichtungen scheinen die von Karl dem Großen in deutscher Sprache zuerst, nachher aber keine mit so viel Liebe behandelt worden zu sein, als die von Artus und seiner Tafelrunde. Sollte ich im Allgemeinen ein Urtheil von diesen altdeutschen Rittergedichten romantischen Inhalts fällen, oder besonders auch das andeuten, was ich an ihnen vermisse, so würde

ich sagen, sie sind allzusehr im Geist und im Ton der Minnelieder gedichtet. Nach meiner Meinung würde ein vollkommenes Rittergedicht dasjenige zu nennen sein, was dadurch, daß es noch einen geschichtlichen festen Grund und Boden in der Nationalsage hätte, das Nationalgefühl so in Anspruch nähme, und in dem wunderbaren und heroischen Theile so groß und kraftvoll wäre, daß es auch ein Heldengedicht genannt werden könnte, in dem Theile aber, der das Gefühl überhaupt anregen soll, so schön und zart, und ganz den Geist der reinen Liebe hauchend, wie ein Minnelied. Und wenn zugleich darin verwebt wäre, was die christliche Allegorie für den innern Sinn des Lebens und die geistige Naturbedeutung auch der Dichtkunst Schönes darbietet, so würde es um desto reicher an Klarheit und Tiefe zu nennen sein. Ob die kunstreichen Dichter des romantischen Gesanges einer spätern Zeit, unter Italienern, Engländern und Deutschen, dieses Ziel ganz erreicht haben, will ich nicht entscheiden. Nah scheint ihm Torquato Tasso zu stehen. — Noch sind aus jener alten Zeit einige deutsche Behandlungen, besonders vom Tristan vorhanden, welche in der musikalischen Weichheit der Sprache, und in der Zartheit des Ausdrucks ganz jenen Geist der Minnelieder athmen. Unter allen deutschen Dichtern dieser Zeit war der kunstreichste Wolfram von Eschenbach, welcher von den Geschichten der Tafelrunde, besonders jene allegorischen gewählt hat, von denen ich schon oben erwähnte, daß die darin liegende Allegorie der geistlichen Ritterschaft, nicht bloß Willkühr des Dichters, und eine Spielerei mit Begriffen sein möge, sondern in deutlicher Beziehung auf die sinnbildlichen Ueberlieferungen der Tempelherren zu stehen scheine. In seinem Zeitalter war Wolfram nicht minder berühmt und verehrt in ganz Deutschland, wie Dante in Italien, dem er in seinem durchgehenden Hange zur Allegorie, und auch darin zu vergleichen ist, daß er bisweilen gern mit der Gelehrsamkeit prunkt, die damahls so selten war, und worin er die andern Sänger seiner Zeit und seines Landes weit übertrifft. In Rücksicht seiner Neigung zu einer fast orientalischen Fülle der Fantasie in dem mahlerischen Theile, könnte man ihn dem Ariost vergleichbar finden. Es ist mit alten Gedichten, wie mit alten Gemählden, oder andern Werken der bilden-

den Kunst; wenn sie zuerst, wie so häufig, verstümmelt und mit dem Rost der Zeiten bedeckt, ans Licht kommen, ahnet man oft ihren wahren Gehalt und hohe Vortrefflichkeit nicht, die, wenn sie erst gereinigt, wieder hergestellt und dem Sinne zugänglich gemacht worden sind, sich Jedem klar vor Augen stellt. Die Vergleichungen zwischen den Dichtern verschiedener Zeiten und Völker sind selten ganz angemessen, denn jeder bildet ein eignes Wesen für sich. Ich wähle daher lieber eine andere Vergleichung, die eigentlich auch viel näher liegt. Es gleichen diese alten Gedichte in der hohen, einfachen Idee, die dem Ganzen zum Grunde liegt, und auch in der Fülle der Zierrathen und des Schmucks, auffallend den Denkmahlen der gothischen Baukunst, welche das empfängliche Gemüth immer noch, obwohl mit einem gemischten Gefühl von freudigem Erstaunen, und von Verwunderung über das Seltsame ergreifen. Und um das Gleichniß vollkommner zu machen, so ist auch die gothische Baukunst, wie die Ritterpoesie, größtentheils nur Idee geblieben, und nie ganz und zur vollständigen Ausführung gekommen. Die einzelnen, unvollendet gebliebenen und schon wieder verfallenen Werke, geben dem keinen ganz deutlichen Eindruck, welcher nicht viele der vorzüglichsten Werke der Art gesehen hat, und zu der Idee hindurchgedrungen ist, welche allen gemeinschaftlich zum Grunde liegt. Es spricht sich der Geist des Mittelalters überhaupt, besonders aber der deutsche, in keinen andern Denkmahlen so ganz aus, als in denen dieser sogenannten gothischen Baukunst, deren Ursprung man gleichwohl immer noch nicht recht geschichtlich genau nach allen Veranlassungen und Abstufungen ihrer Entwicklung kennt.*) Zwar, daß sie nicht von den Gothen herrühre, ist nun anerkannt, da sie viel später entstanden ist, und fast ohne Uebergang mit einem Mahle ziemlich vollendet hervortrat. Ich rede von demjenigen Styl der christlichen Baukunst, welcher durch die hoch empor strahlenden Gänge und Bogen, durch die, wie aus einem Bündel von Röhren zusammen-

---

*) Mit Recht darf man hoffen, daß Boisserés Werk über den Kölner Dom hierin Epoche machen, und über vieles bis jetzt Unbekannte reichhaltigen Aufschluß geben wird.

gesetzten Säulen, durch die Fülle des Blätterschmucks, die Blumen- und Blätterartigen Zierrathen, hinreichend ausgezeichnet, und dadurch auch ganz unterschieden ist von der ältern Gattung, der nach dem Muster der Sophienkirche in Konstantinopel im neugriechischen Geschmack erbauten Denkmahle. Maurisch ist hierin nichts, oder nur wenig Bedeutendes; einige wahrhaft maurische Gebäude in Sicilien und Spanien dagegen, haben einen wesentlich verschiedenen Charakter. Es werden auch wohl im Morgenlande solche gothische Gebäude gefunden; aber von Christen erbaut, Burgen und Kirchen der Tempelherrn und Johanniter. Die eigentliche Blüthezeit dieser ganz eigenthümlichen Baukunst fällt ins zwölfte, dreizehnte, vierzehnte Jahrhundert. In Deutschland hat sie allerdings am meisten geblüht, und deutsche Meister haben nach solchen Begriffen, zu nicht geringer Verwunderung der damahligen Italiener, den Dom in Mailand erbaut. Aber nicht in Deutschland allein, besonders in den deutschen Niederlanden, hat sie geblüht, sondern eben so sehr in England und im nordwestlichen Theil von Frankreich. Die eigentlichen ersten Erfinder sind völlig unbekannt; ein einzelner großer Baukünstler kann nicht der Urheber dieser neuen Kunstart gewesen sein; sein Nahme würde sich erhalten haben. Die Meister, welche diese wunderbaren Werke gebildet haben, scheinen vielmehr eine durch mehrere Länder verbreitete, und unter sich eng geschlossene Gesellschaft gebildet zu haben. Wer sie aber auch gewesen seien, sie haben nicht bloß Steine übereinander häufen wollen, sondern große Gedanken darin ausdrücken. Ein noch so herrliches Gebäude, wenn es keine Bedeutung hat, gehört auf keine Weise zur schönen Kunst; unmittelbare Erregung des Gefühls, eigentliche Darstellung ist dieser ältesten und erhabensten aller Künste nicht verstattet. Nur durch die Bedeutung kann sie in einem gewissen Sinne Gedanken ausdrücken, und ist dadurch auch sicher, hohe Gefühle von ganz bestimmter Art zu erregen. Symbolisch muß daher alle Baukunst sein, und mehr als jede andere ist es diese christliche des deutschen Mittelalters. Was zuerst und am nächsten liegt, das ist der Ausdruck des zu Gott empor steigenden Gedankens, der vom Boden losgerissen, kühn und gerade aufwärts zum Himmel zurückfliegt. Dieses ist eben, was Jeden mit

dem Gefühl des Erhabenen beim Anblick dieser, wie Strahlen emporschießenden Säulen, Bogen und Gewölbe erfüllt, wenn er sich dieses Gefühl auch nicht in einen deutlichen Gedanken auflöst. Aber auch alles Andere in der ganzen Form ist bedeutend und sinnbildlich, wovon sich auch in den Schriften jener Zeit manche merkwürdige Spuren und Beweise finden. Der Altar wurde gern gegen Aufgang der Sonne gerichtet, die drei Haupteingänge nehmen die hereinströmende Menge von den verschiedenen Weltgegenden her auf. Drei Thürme entsprachen der Dreizahl des christlichen Grundbegriffs von dem Geheimniß der Gottheit. Der Chor erhob sich wie ein Tempel im Tempel mit verdoppelter Höhe. Die Gestalt des Kreuzes war schon von früh in der christlichen Kirche gesucht worden; nicht bloß willkührlich, wie man etwa wähnen möchte, oder daß es gar nur als ein Hinderniß der sogenannten schönen Form zu betrachten sei; denn alle diese gewählten Formen stimmen innigst zusammen, und bilden ein Ganzes. Die runde Säule hatte die christliche Baukunst schon früh vermieden, da aber die aus drei oder vier runden Säulen zusammengesetzten keine gute Form geben, so wählte man nun jene schlanken, wie aus einem Bündel verschlungenen Röhren in der mannichfaltigsten Fülle und Einheit leicht emporfliegenden Säulen. Die Grundfigur aller Zierrathen dieser Baukunst ist die Rose; daraus ist selbst die eigenthümliche Form der Fenster, Thüren, Thürme in allem ihren Blätterschmuck und reichen Blumenzierrathen abgeleitet. Das Kreuz und die Rose sind demnach die Grundformen und Hauptsinnbilder dieser geheimnißreichen Baukunst. Was das Ganze ausdrückt, ist der Ernst der Ewigkeit, ja, wenn man will, der Gedanke des Todes, des irdischen nähmlich, umflochten von der lieblichsten Fülle eines unendlich blühenden Lebens.

Ich habe nur an einem Beispiel im Vorübergehen zeigen wollen, daß manche Erscheinungen des Geistes und der Kunst des Mittelalters noch vieler Erläuterung bedürfen, ungeachtet viele der allgemeinen Beurtheiler gewohnt sind, alles ohne Unterschied zu verwerfen, wovon sie oftmahls weder die wahre Herkunft wissen, noch auch mit der eigentlichen Bedeutung bekannt sind.

In dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert ward in

der deutschen Poesie der Hang zu moralischen Lehrgedichten, theils allegorischen, theils satirischen Inhalts herrschend, von denen allenfalls das Fabelbuch vom Reineke Fuchs als ein Beispiel erwähnt zu werden verdient, wie auch dazumahl der Weltlauf beschaffen war, und wie unter Bürgern und Rittern, unter Volk und Königen, der Redliche meistens der Betrogene blieb, der schlaue Fuchs aber den Sieg, Glück, Ehre und Herrschaft in dem gesammten Thierreich verdientermaßen davon trug. Hatten sich die Rittergedichte mehr und mehr in ein ganz von der Geschichte entferntes Spiel der Fantasie aufgelöst, so ging man nun zu dem entgegengesetzten Extrem über, und verfaßte ausführliche Chroniken in Reimen. So wurden also die beiden Elemente eines wahrhaften Heldengedichts getrennt. Als die beiden letzten bedeutenden Erscheinungen aus dem Zeitraum der ältern Poesie, kann man die beiden bekannten Ritterbücher ansehen, welche Kaiser Maximilian veranlaßt, wo nicht gar das eine zum Theil auch selbst verfaßt hat; das eine in Prosa, das andere in Versen, den Theuerdank und Weißkunig. Ritterbücher, nach dem Geist, der darin weht, und insofern schätzenswerth; die Gattung und Einkleidung aber, welche halb der Geschichte, halb der Allegorie angehört, ist keine glückliche, ja eher ein Hinderniß für jenen edeln Geist, den letzten, welchen man einen altdeutschen nennen kann.

In Frankreich hat sich wie in England der Rittergeist selbst sehr lange erhalten, die Ritterpoesie ist aber schon früh, und noch ehe sie irgend eine Stufe kunstreicher Entwicklung erreicht hatte, wieder entartet. In Frankreich geschah dieses, indem sie sich ganz in Prosa auflöste, und in unermeßlich lange, weitschweifige Ritterbücher ergoß, welche den lebendigen Gesang der ältern Gedichte auf keine Weise ersetzen konnten. In England nahm die Sache eine weniger ungünstige Wendung, insofern wenigstens einzelne poetische Anklänge aus der frühern Zeit in Menge, Romanzen und Volkslieder, worin die Poesie sich hier zersplitterte, in lebendigem Gesang und Andenken aus dem alten Reichthum zurückblieben. Es giebt alte französische Romanzen von einem eignen rührenden und zärtlichen Ton, aber mit dem Reichthum der Engländer und besonders der Schotten kann dieß nicht vergli=

chen werden, eben so wenig wie der nordfranzösische Minnegesang mit dem provenzalischen jemahls gleichen Ruhm erlangt hat. Unter den eigentlichen Dichtern jener alten französischen Zeit, scheint wohl Thibault, der Graf von Champagne und König von Navarra, eine hohe und vielleicht die erste Stelle zu verdienen. Die Dichtungen von Karl dem Großen und von der Tafelrunde, sind nächst der lateinischen, zuerst in französischer Sprache ausführlich niedergeschrieben, oder in mündlichen Liedern und Ueberlieferungen erhalten worden. Aber nicht bloß in Frankreich selbst, sondern auch in England; beide Länder lassen sich auch in der Geschichte der Literatur jener Zeit eigentlich nicht trennen, bei der man die damahlige politische Lage Frankreichs wohl vor Augen haben muß. Die Provence war, als der Minnegesang dort blühte, ein Lehen des deutschen Reichs, zu Burgund gehörig; und gerade von der Zeit, als Friedrich Barbarossa den Grafen Berengar mit diesem Lande belehnte, datirt man die Blüthe des Minnegesangs und der Geistesbildung in den provenzalischen Ländern, welche also nicht bloß durch eine ganz verschiedene Sprache, sondern auch politisch von dem übrigen Frankreich getrennt waren. Die nördlichen und östlichen Provinzen dagegen, standen meist unter englischer Herrschaft, und nicht sowohl ausschließend den Franzosen, als den Normannen in England und Frankreich gebührt der schon oft erwähnte große und wesentliche Antheil an der Entwicklung des Ritterthums und der Ritterpoesie des Mittelalters.

Von den anfänglichen Fortschritten der Sprache, erregt der bekannte Roman von der Rose, wegen seines hohen Ruhms keine sehr vortheilhafte Meinung. Die französische Literatur ist im vierzehnten Jahrhundert nicht sehr reich, außer daß die Ritterbücher fortdauernd fleißig vermehrt wurden; was aber davon bekannt ist, beweist nur, daß die Sprache damahls nicht auf derselben Stufe stand, und bei weitem noch nicht so entwickelt und ausgebildet war, als es Prosa und Poesie zu dieser Zeit schon bei den Spaniern und Italienern waren. Die vollkommne Gestaltung der französischen Sprache war einer viel spätern Zeit vorbehalten. Eben so blieb auch England jetzt noch zurück; wie

wir um so mehr annehmen müssen, da ihr Chaucer in seinem Zeitalter doch so ausgezeichnet an Kenntniß und Talent war, daß er wohl als ein allgemeiner Maaßstab betrachtet werden kann, nachdem er auch in der Sprache Epoche gemacht hat. Vielleicht sind es die furchtbaren Kriege gewesen, die im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert England mit Frankreich führte, so wie die blutige Fehde der York und Lancaster, welche die schnellere und glücklichere Entwicklung der Sprache und der Dichtkunst in beiden Ländern hemmten; vielleicht ist aber auch noch manches Unbekannte aus jener Zeit zurück, was bekannt zu werden verdiente. Nach dem Bekannten zu urtheilen, besteht der eigenthümliche Reichthum der Franzosen wie der der Engländer in Romanzen, vorzüglich in den Fabliaux und kleinen Erzählungen oder Novellen: diese waren die Quellen, aus welchen Boccaz so oft geschöpft hat, denen er aber durch seinen schönen Styl erst ihren Werth geliehen hat.

Ungleich bedeutender und ganz eigenthümlich scheint mir daher in der altfranzösischen Literatur der Vorrang, den sie vor andern Nationen, auch damahls schon in derselben Gattung behaupten, worin sie in neuern Zeiten so reich gewesen ist. Ich meine die geschichtlichen Denkwürdigkeiten einzelner Männer oder Zeiten, die einen lebhaften, gesellschaftlich entwickelten Beobachtungsgeist erfordern, und als Sittengemählde und in der Darstellung der einzelnen Züge, eine Art von Aehnlichkeit mit dem Romane haben. Schon mit Ludwigs des Heiligen treuherzigen Begleiter, dem Herrn von Joinville, beginnt dieser der französischen Literatur ganz eigenthümliche Reichthum in einer Gattung, welche erst später ihre volle Entwicklung erreichte.

Spanien besitzt in dem historischen Heldengedichte von seinem Cid, einen eigenthümlichen Vorzug vor vielen andern Nationen; dieses ist die Gattung der Poesie, welche auf Nationalgefühl und Charakter eines Volkes am nächsten und am mächtigsten wirkt. Ein einziges Andenken, wie das vom Cid, ist mehr werth für eine Nation, als ganze Büchersäle voll von Geisteswerken des bloßen Witzes ohne nationalen Gehalt. Sollte das alte Heldengedicht auch nicht wie behauptet wird, schon aus

dem eilften Jahrhundert sein, so gehört die ganze Dichtung doch ihrem Geiste nach durchaus dieser ältern Epoche vor den Kreuzzügen an. Von dem mehr orientalischen, zum Wunderbaren und Fabelhaften sich hinneigenden Geschmack ist hier gar keine Spur. Es ist der reine, treuherzige, edle, altcastilische Geist, und ist die Geschichte des Cid, wahrscheinlich sehr bald nachdem sie sich zugetragen, als historisches Heldengedicht, geordnet und verbreitet worden. Ich habe schon oft bemerkt, wie die Heldensage besonders in der Mythologie der verschiedenen Völker meistens von einem gewissen elegischen, und selbst tragischen Gefühl begleitet ist. Es giebt aber doch auch eine andere minder ernsthafte Seite des Heldenlebens, welche selbst die Alten bisweilen hervorhoben. So wurde Herkules und dessen ungefüge Leibes = Stärke von ihnen oft nicht ohne komische Uebertreibung geschildert, auch Ulysses führt mancherlei Abentheuer und Listen aus, die eher Schwänke zu nennen sind. Am meisten tritt aber diese Seite in der historischen Betrachtung großer Helden und heroischer Menschen hervor. Wie sehr auch die Geschichte selbst, des Helden Uebergewicht an Seelenstärke, Tapferkeit und an Körperkraft schildern mag; er erscheint doch nicht in der poetischen Ferne einer wunderbaren Welt, sondern mitten in der gemeinen Wirklichkeit; je größer nun der Gegensatz ist, den seine heroische Kraft und Ueberlegenheit mit dieser, mit ihren Verhältnissen, Bedürfnissen und ihm in den Weg gelegten Hindernissen macht, je mehr giebt eben dieser Gegensatz, Anlaß zu mancherlei komischen Zügen, welche dem Eindruck der heroischen Größe nichts schaden, welche dadurch vielmehr treuherziger erscheint, und dem Gefühl um so näher rückt. Komische Züge der Art sind mehrere im spanischen Cid; z. B. wie er auf eine freilich nicht ganz zu billigende Weise, um Geld zum Kriege gegen die Mauren zu erhalten, einem jüdischen Wucherer einen Kasten mit Steinen, als einen kostbaren Schatz versetzt; dann das natürliche Wunder, wie nach seinem Tode einer aus diesem Geschlecht, dem aufgestellten Leichnam den Bart rupfen will, wo dann durch die Erschütterung das furchtbare Schwert eine Spanne lang aus der Scheide fährt, zu nicht geringem Schrecken des Verwegenen.

Dieses sind die Volksspäße, wie sie einem solchen alten Gedichte allenfalls wohl anstehen; eine feinere Ironie herrscht in den Klagreden und Klagebriefen, womit Donna Ximene über die lange Abwesenheit ihres Gemahls den König so oft heimsucht, und in den Antworten, welche dieser ihr giebt. Die Romanzen, welche Herder übersetzt hat, sind ungleich später, aber der Charakter der alten Dichtung ist treu darin bewahrt, und sie haben in der Ursprache eine ganz eigenthümliche ungekünstelte Anmuth, die nur in der etwas nachlässigen Uebersetzung nicht mehr so fühlbar ist.

An Romanzen haben die Spanier einen eben so großen Reichthum als die Engländer; der Vorzug der spanischen besteht aber darin, daß sie nicht bloß Volkslieder sind in dem beschränkten Sinne des Worts, sondern die besten derselben sind in einer größern und allgemeinern epischen Weise gedacht und abgefaßt, und wahrhaft national, dem Volke klar und anziehend, für die Gebildetsten aber im Sinn und Ausdruck edel genug. Die Volkslieder sind als einzelne poetische Anklänge einer der Poesie günstigern Vorzeit von großem Werth; doch ist es an sich immer nicht das rechte Verhältniß, wenn die Poesie, welche den Geist und das Gefühl der gesammten Nation ergreifen, rege erhalten, und weiter entwickeln soll, dem Volke allein überlassen bleibt. Auch werden solche einzelne verlorne poetische Anklänge, mit der Zeit immer mehr unverständlich; sie finden sich am häufigsten bei solchen Nationen, deren Sinn zwar poetisch ist, deren Poesie, Sage und ganze National-Erinnerung aber, etwa durch lange Bürgerkriege, oder durch eine allgemeine Erschütterung und Veränderung der Denkart, unterbrochen und zerstückelt worden ist.

Inhalt.

Seite

Erste Vorlesung.

Einleitung und Plan des Ganzen. Einfluß der Literatur auf das Leben und den Werth der Nationen. Poesie der Griechen von der ältesten Zeit bis auf den Sophokles. - - - 3

Zweite Vorlesung.

Spätere griechische Literatur. Sophistik und Philosophie. Alexandrinisches Zeitalter. - - - - - - - 36

Dritte Vorlesung.

Rückblick. Einfluß der Griechen auf die Römer, und Abriß der römischen Literatur. - - - - - - - 67

Vierte Vorlesung.

Kurze Dauer der römischen Literatur. Neue Epoche unter Hadrian. Einfluß der orientalischen Denkart auf die abendländische Philosophie. Mosaische Urkunde, Poesie der Hebräer. Religion der Perser. Idee der Bibel und Charakteristik des alten Testaments. - - - - - - - - - 93

Fünfte Vorlesung.

Indische Denkmahle und Heldengedichte. Begräbnißweise der alten Völker. Literatur, Denkart und Geistesbildung der Indier. 131

Sechste Vorlesung.

Rückblick auf Europa. Einfluß des Christenthums auf die lateinische Sprache und Literatur, und Charakteristik des neuen Te-

Seite

stamentes. Umwandlung durch die nordischen Völker. Gothische Heldenlieder. Odin, Runenschrift und Edda. - - 165

Siebente Vorlesung.

Aelteste deutsche Poesie. Vom Mittelalter überhaupt. Entstehung der neuern europäischen Sprachen. Poesie des Mittelalters; Minnelieder. Charakter der Normannen, und Einfluß derselben auf den Geist der Rittergedichte, besonders der von Karl dem Großen. - - - - - - - - 192

Achte Vorlesung.

Dritter Fabelkreis der Rittergedichte, vom Artus und der Tafelrunde. Einfluß der Kreuzzüge und des Morgenlandes auf die Poesie des Abendlandes. Arabische Lieder, und Persisches Heldenbuch von Ferdusi. Letzte Abfassung des Nibelungen-Liedes, Wolfram von Eschenbach; wahre Bedeutung der gothischen Baukunst. Spätere Poesie der Ritter-Zeit und Gedichte vom Cid. - - - - - - - - 218

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlegel, Friedrich <<von>>,

Fried. v. Schlegel's sämmtliche Werke

Bd.: 1

Wien 1846

Opp. 553 ua-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604600-9